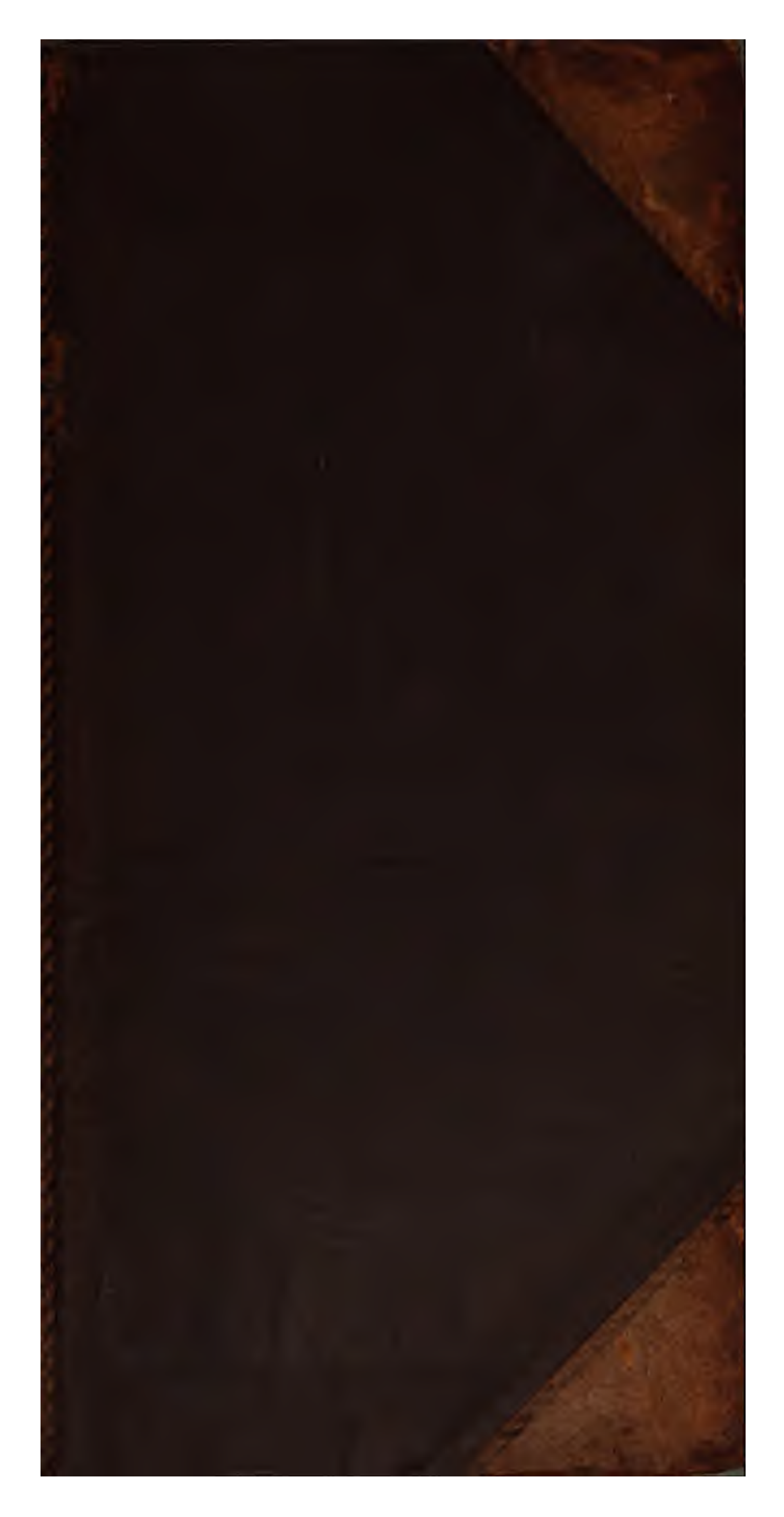
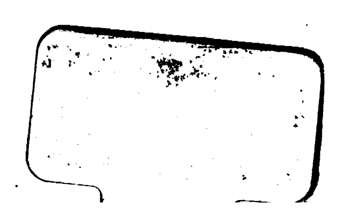
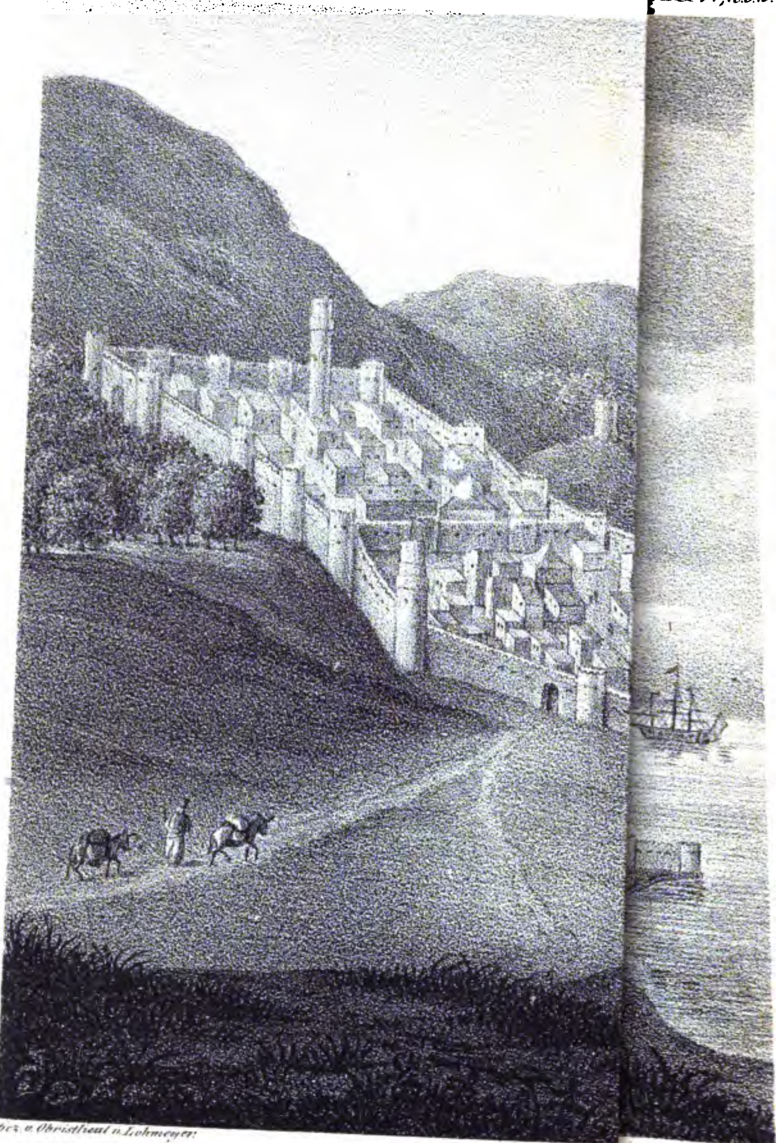




Meer, u.s.w.



Gez. v. Obristlieut v. Lohmeyer.

REISE

AUF DEM

CASPISCHEN MEERE

UND

IN DEN CAUCASUS.

Unternommen in den Jahren 1825 — 1826

von

Dr. *Eduard Eichwald*,

kaiserlich-russisch. Collegienrathe, ordentl. öffentl. Professor an der Universität Wilna, der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, der kaiserl. Leopold. Carol. Akademie der Naturforscher zu Bonn, und mehrerer andern gelehrten Gesellschaften Mitgliede.

ERSTER BAND.

Mit Kupfern und Karten.

Stuttgart und Tübingen,

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1834.

Ist zu drucken erlaubt unter der Bedingung, daſs vor dem Erscheinen des Werks drei Exemplare der Censur-Comittée überreicht werden.

Wilna, den 29 April 1830.

Nro. 197. Censor Paul Kulkolnik.

PERIPLUS

DES

CASPISCHEN MEERES

von

Dr. EDUARD EICHWALD.

Erste Abtheilung,

den historischen Bericht der Reise auf dem caspischen Meere enthaltend.

Mit 4 Kupfern und Karten.

Stuttgart und Tübingen,
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1834.

Vorrede.

Als ich im Jahre 1823 während einer Reise nach St. Petersburg den öffentlichen Lehrstuhl der Zoologie an der Universität Kasan annahm, machte ich es dem damaligen Curator *) zur gleichzeitigen Bedingung, dafs ich im folgenden Jahre von der Universität zu einer naturhistorischen Reise auf dem caspischen Meere mit den gehörigen Mitteln und den für die einzelnen Fächer der Naturkunde erforderlichen Gehülfen ausgerüstet werden sollte.

Diefs Meer, das seit den letzten Reisen der Petersburger Akademiker nicht wieder untersucht worden war, liefs mich eine neue, reiche Ausbeute hoffen, und daher wünschte ich so sehr einige tüchtige Gehülfen und andere nöthige Unterstützungen, um meinen Untersuchungen mehr Ausdehnung und Gehalt geben zu können.

Wenn Pallas auf seinen grofsen Reisen durch Rufsland nur das nördliche Ufer des caspischen Meeres berührt, den Ausflufs der Wolga und des Jaik, so wie einige nahe gelegene Inseln besucht hatte, Güldenstädt, mehr für die Untersuchungen des Kaukasus bestimmt, nur bis zur Mündung des Terek gelangt war: so hatte zwar Gmelin und sein Reisegefährte Hablizl,

*) Michael Leontjewitsch Magnitzky.

der auch noch späterhin mit dem Grafen Woinowitsch das Meer befuhr, alle seine Küsten untersucht, aber eine zu wenig wissenschaftliche Ausbeute für Naturkunde geliefert, als dafs sich die Naturforscher nicht nach einer neuen Untersuchung dieses grofsen Landsees der alten Welt gesehnt hätten.

Während meiner frühern Reisen im Auslande äufserten daher nicht selten ausgezeichnete Gelehrte die Meinung, dafs das caspische Meer ohne Zweifel an Thieren viel reicher seyn müfste, als diefs Gmelin und andere Reisende angaben, und forderten mich auf, bei meiner Rückkehr in mein Vaterland jene mehr als in Einer Hinsicht merkwürdigen Gegenden einer neuen sorgfältigen Untersuchung zu unterwerfen.

Dieser Gedanke an eine Reise auf dem caspischen Meere hatte mich seit der Zeit zu sehr ergriffen, als dafs ich nicht alle möglichen Mittel versucht hätte, ihn auszuführen. Schon im Jahre 1819 suchte sich mein verehrter Freund und Vorgänger im Amte, der zu früh verstorbene Bojanus, bei meiner Durchreise durch Wilna beim damaligen Reichskanzler Rumänzoff, dem Rufsland so viele wissenschaftliche Unternehmungen verdankt, für meinen Plan zu interessiren, allein die bald darauf erfolgte Reise des Kanzlers ins Ausland unterbrach für immer unsere Unterhandlungen.

Erst durch meine Versetzung an die Universität Kasan, zu deren damaligem Lehrbezirke das Astrachanische Gouvernement und die Kaukasischen Länder gehörten, sollte also mein so lange und so sehnlichst gehegter Wunsch in Erfüllung gehen.

Bei meiner Ankunft in Kasan suchte ich vorläufig in

einem Programme *) den gegenwärtigen Stand der naturhistorischen Kenntnisse von dem caspischen Meere aus einander zu setzen, wie sie sich nach der Schilderung der Thier- und Pflanzen-Formen, und der Gebirgsbildung der Meeresküsten, in den Werken der frühern Reisenden ergaben; ich mufste so als Resultat eine viel zu wenig genügende Kunde der Naturgeschichte des Meeres im Allgemeinen finden, und um so eher hoffen, von einer wissenschaftlichen Lehranstalt mit allen Erfordernissen zu einer so umfassenden Reise recht vollständig ausgerüstet zu werden.

Mein ausführlicher Reiseplan ward von der Universität zu meiner grofsen Freude vollkommen genehmigt, und höhern Orts zur Bestätigung vorgestellt.

Erst im Februar 1825 erfolgte die Bestätigung desselben von Seite des Hrn. Ministers **) der Volksaufklärung. Se. Majestät der hochselige Kaiser Alexander hatte dem damaligen Generalgouverneur ***) des Astrachanischen Gouvernements und der kaukasischen Länder den Befehl ertheilt, mir nicht nur das beste Schiff zu meinem Periplus des caspischen Meeres ausrüsten, sondern auch mir während meiner ganzen Reise überall die nöthigen Hülfsleistungen geben zu lassen.

Um so erwünchter wäre es daher für mich gewesen, wenn ich auch einige tüchtige Gehülfen erhalten hätte, die mir auf meiner weiten Reise in jeder Hinsicht behülflich gewesen wären: die Zeit war jedoch, nach schon erhaltener Bestätigung der Reise durch den Hrn. Minister, nun-

*) Introductio in historiam naturalem caspii maris. Casani, 1824.

**) Alexander Nicolajewitsch Fürst Golitsyn.

***) Alexei Petrowitsch Jermoloff.

mehr zu kurz, als dafs sich die Universität mit jüngern Naturforschern in Unterhandlungen hierüber hätte einlassen können. Die Entfernung von Kasan nach einer andern Universität Rufslands war zu grofs, und ich durfte daher nicht mehr hoffen, vor meiner in wenigen Wochen zu erfolgenden Abreise noch einen Reisegefährten erhalten zu können; ich entschlofs mich ohne weiteres allein zu reisen. Die mir vorläufig auf ein halbes Jahr festgesetzte aufserordentliche Summe zur Reise betrug 2000 Rubel Assign. (etwa 500 Rthlr. Cour.).

Das grofse Interesse des erhabenen Monarchen für jedes wissenschaftliche Unternehmen überhaupt, so wie ins besondere für meine Reise auf dem caspischen Meere, zwang mich zur innigen Dankbarkeit. Ich hielt es für meine gröfste Pflicht, alle mir zu Gebote stehenden Mittel aufzubieten, um, wenn auch mir allein überlassen, nach Kräften jede wissenschaftliche Untersuchung auf dieser weiten, gefahrvollen Reise so viel wie möglich zu verfolgen.

Nie hätte ich es mir allein zugetraut, die verschiedenartigsten Formen von Thieren und Pflanzen zu beobachten und zu sammeln, die Gebirgsbildung der Küsten zu erforschen und andere physikalische, historische, statistische, ethnographische Beobachtungen zu machen; daher verlangte ich so sehr nach tüchtigen Gehülfen.

Ich habe jedoch nunmehr die Unmöglichkeit vor mir, diesen mir gewordenen ehrenvollen Antrag einer Umschiffung des caspischen Meeres abzulehnen, da schon der kaiserliche Befehl zur Ausrüstung einer Corvette auf dem Meere gegeben war, und man mich schon in Astrachan, wo sie mich aufnehmen sollte, erwartete.

Ueberdiefs war ich selbst nicht geneigt, meinen so lange in mir genährten Plan eines Periplus des caspischen Meeres jetzt um so weniger aufzugeben, als ich noch vor kurzem die Hoffnung hatte, ihn bald ganz nach meinen Wünschen ausgeführt zu sehen.

So ward meine Abreise auf den Anfang des Märzmonats festgesetzt. Ein Thierausstopfer, der zugleich Jägerstelle vertreten sollte, und der sich auf meine Kosten mitzureisen entschlofs, war aufser einem mir als tatarischen - Dollmetscher von der Universität mitgegebenen Invaliden - Soldaten der einzige brauchbare Gehülfe, der mir folgte. Aber schon in Astrachan mufste ich das Mifsvergnügen erleben, dafs er, von einer heftigen Brustkrankheit befallen, um die Rückreise bat, so dafs ich auch dieses für die anzulegenden Sammlungen so nöthigen Gehülfen auf meiner ganzen Reise entbehren mufste.

Um mich nicht auf dieser weiten gefahrvollen Reise allein zu sehen, entschlofs sich dagegen meine Frau mit ihrem Bruder, der, ein Sohn des frühern Kasanischen Professors des Naturrechts Finke aus Göttingen, so eben seine literarischen Studien beendigt hatte, die Beschwerden der Reise zu theilen. Zwar stellte ich ihr die grofsen Unbequemlichkeiten und Gefahren der langen Seereise lebhaft vor, erinnerte sie an das der Gesundheit so nachtheilige Klima, an die unerträgliche Hitze und den grofsen Mangel fast aller Lebensbedürfnisse, — so eben hatte die Cholera in Astrachan gewüthet, — nichts war im Stande, den festen Entschlufs einer besorgten Gattin zu ändern: sie wollte mir um so eher ein Opfer bringen, und mit mir die Gefahren theilen, als sie,

kaum erst seit 3 Monaten die Meinige, nicht von mir getrennt seyn, und mich allein den Gefahren preisgegeben wissen wollte.

In Astrachan war der Empfang beim Generalmajor Orlofsky, dem Chef der Flotte auf dem caspischen Meere, für mich sehr schmeichelhaft. Er hatte mir das gröſste Schiff, das auf diesem Meere existirte, eine Corvette von 16 Kanonen, und 100 Mann Matrosen ausrüsten lassen, und zum Capitän desselben den Flottenlieutenant Ladyschenski ernannt, von dem er mir rühmte, daſs er mehrmal das caspische Meer befahren, und immer günstigen Wind gehabt habe. Auſser zwei andern jüngern Flotte-Officieren hatte der General zum Steuermann des Schiffs Herrn Dädin ernannt, einen jungen Mann, durch dessen rastlose Thätigkeit und Wachsamkeit unser Schiff vielen Gefahren glücklich entging. Der Schiffsarzt war Herr Frenzel.

Kaum waren wir zur Rakuscha, der berüchtigten Sandbank des Wolga-Ausflusses, gelangt, als wir schon den widrigen Wind empfanden, der mich den halben Mai und Junius, die schönsten Monate der heiſsen Gegenden für naturhistorische Untersuchungen, fast unthätig zurückhielt, ohne daſs ich das Meer erreichen konnte.

Ein andrer Uebelstand für mich war der, daſs ich nicht die Wahl hatte zu landen, und zu segeln, wohin ich wollte. Wenn ich gleich den Reiseplan, der höhern Orts bestätigt war, selbst entworfen, so konnte ich doch, was ich nie geahnet hatte, nichts mehr an ihm ändern, sobald wir einmal unter Segel waren. Der Schiffscapitän hatte den Befehl mich überall da hinzuführen, wohin ich früher, als ich am Schreibtische den

Plan entwarf, zu kommen gewünscht hatte. Zeit und Umstände hatten sich jetzt geändert, aber mein früherer Reiseplan mufste mit der gröfsten Strenge befolgt werden.

Nicht minder nachtheilig für meine Reise war schon das unbeholfene grofse Schiff an sich. Ich mufste gerade seiner Gröfse wegen, wodurch es so tief ins Wasser griff, so lange Zeit auf der Rakuscha müfsig festsitzen, und konnte nächstdem nicht an alle Küsten heran, weil die Corvette immer eine viel gröfsere Tiefe bedurfte, um sicher vor Anker zu liegen. Diefs waren Hindernisse genug, die mir die Landung an jeder Küste und die Untersuchung einer jeden Bucht untersagten; wo Klippen zu fürchten waren, wie im Karabaga-Golfe, durfte ich gar nicht zu landen verlangen. Das Schiff war dazu gänzlich untauglich.

Aus diesem Allem wird ein Jeder leicht einsehen, dafs ich gerade nicht unter den günstigsten Umständen meinen Periplus unternahm; daher wird man wohl nicht mehr verlangen, als ich hier zu geben mich bemüht habe. Das Mifsgeschick wollte sogar, dafs ich selbst einige der gewöhnlichen physikalischen Beobachtungen mit dem Thermometer und Barometer zu machen nicht im Stande seyn sollte. Hatte ich gleich ein Paar Thermometer mit (ein tragbares Barometer war in Kasan nicht aufzutreiben), so mufste ich schon in den ersten Tagen meiner Ankunft auf dem Schiffe das eine als verdorben für unbrauchbar erklären, das andere dagegen bald darauf zerschlagen sehen, obgleich es, am Hauptmaste in einer hölzernen Capsel hängend, vor den Schlägen und Stöfsen der kletternden Matrosen sicher genug zu seyn schien, vorzüglich da es der Obhut des dort beständig Wache haltenden

Matrosen besonders anempfohlen war. Nicht besser erging es mit meinem gläsernen chemischen Apparat zur Analyse des Seewassers. Da ich dadurch verhindert wurde, das Wasser an Ort und Stelle zu untersuchen, so nahm ich einige Flaschen davon auf meiner Reise von Baku nach Tiflis mit, denn die Post in Rufsland übernimmt keine flüssigen Sachen zur Beförderung, um es dort zu analysiren, hatte aber das Unglück, einige Tagreisen vor Tiflis, mit meiner Kalesche in einer sehr gebirgigen Gegend umzuwerfen, und die Flaschen und viele andere Präparate zerbrochen zu sehen, so dafs ich dadurch einen unersetzlichen Verlust erleiden mufste.

Kurz ich werde dankbar seyn, wenn meine Leser mir nach so unglücklichen äufsern Auspicien noch einiges Verdienst zugestehen, und meinen flüchtigen Bemerkungen einigen bleibenden Werth anerkennen: nie hätte ich aber erwartet, dafs einer der gröfsten Naturforscher *) den vorliegenden Band meiner naturhistorischen Bemerkungen mit so vielem Interesse lesen würde.

Nur seinen grofsmüthigen Bemühungen verdanke ich es endlich, dafs mein Periplus gedruckt erscheint: fast 5 Jahre hatte ich mich mit den Vorbereitungen zum Drucke umhergetragen, sogar die Universität Kasan verlassen, um in Wilna eine bessere Druckerei und eine Lithographie zu finden, aber auch hier sah ich bald die Herausgabe so mannichfacher Beobachtungen das Vermögen eines Privatmannes übersteigen, und fand mich endlich genöthigt, ohne auf einen Verleger in meinem Vater-

---

*) Humboldt, in Poggendorff's Annalen für Physik und Chemie, 1830 Nro. 5 p. 342.

lande rechnen zu können und von keiner wissenschaftlichen Anstalt in meinem Unternehmen unterstützt, das Manuscript dieser Reise meinem verehrten, der Wissenschaft allein lebenden Freunde von Schlechtendal, Professor der Botanik an der Universität Berlin, zu übersenden und den Druck seinen Bemühungen zu empfehlen. Er war es, der meine Bemerkungen Herrn von Humboldt mittheilte, und dieser hochverehrte Gelehrte, dem das ganze wissenschaftlich gebildete Europa huldigt, ward ein Vermittler zwischen mir und meinem Herrn Verleger, der den ersten Band meiner Reisebemerkungen mit der gröfsten Bereitwilligkeit herauszugeben übernahm.

In diesem Bande findet sich meine ganze Reise auf dem caspischen Meere beschrieben, mein Aufenthalt in Astrachan, meine Seereise von der Rakuscha nach der Ostküste von Tük-karagan und der Inselgruppe Kulali, von da nach dem westlichen Ufer von Tarki, Derbend und Baku, von wo ich aufs neue an die Ostküste segelte, den Balchanischen Meerbusen untersuchte, auf der Insel Tschelekän landete, und endlich die Ostküste entlang schiffend südlich vom Silberhügel vor dem Eingange in den Astrabat'schen Golf Anker werfen liefs; die seichte Tiefe hinderte mich an dem Einlaufen in diesen Golf. An der Südküste landete ich darauf bei Medschet-sär, besuchte Balfrusch in Masenderan, und liefs dann nach Enselli steuern, wo der dortige persische Chan sich mit dem gröfsten Nachdrucke meiner Landung widersetzte und mir das Einlaufen in die Bucht gänzlich verwehrte, wiewohl der Schach von Persien durch den damaligen russischen Ge-

schäftsträger *) in Tehran von meiner bevorstehenden Reise unterrichtet, auf den Wunsch Sr. Majestät des hochseligen Kaisers Alexander mir alle möglichen Unterstützungen an den persischen Küsten geben zu lassen befohlen hatte. Ich kann überhaupt den Empfang der Perser an der Südküste des Meeres gar nicht mit der Aufnahme vergleichen, die ich bei dem wackern, zuvorkommend gefälligen Beherrscher der Insel Tschelekän Chiat Aga und seinem auf europäische Art gebildeten Sohne Jakschi Mahmed genofs. Diese edlen Truchmenen hatten lange in Tiflis gelebt, Rufslands mildes Scepter kennen gelernt und sich freiwillig dem grofsen Monarchen unterworfen, während die Perser, den aufrührerischen Rathschlägen ihrer Chane folgend, schon lange den russischen Kriegsschiffen das Einlaufen in den Hafen von Enselli verweigerten. Die Folge davon war der im nächsten Sommer ausgebrochene Krieg mit Persien.

Bei meiner Rückkehr nach Baku überwinterte ich daselbst und besuchte erst im folgenden Frühjahre den Ssallianschen Fischfang an der Mündung des Kur.

So war ein ganzes Jahr verflossen. Um meine Rückreise durch den Kaukasus mit mehr Sorgfalt zu machen, bat ich die Universität um eine neue Verlängerung meines Urlaubs auf ein halbes Jahr unter den oben erwähnten Bedingungen. Der Herr Minister gewährte mir meine Bitte. Ich reiste daher von Baku im März 1826 ab, und kam auf einem Wege, auf dem die reifsenden Bergströme überall mit sehr grofser Gefahr zu passiren waren, durch Alt- und Neu-Schamachie, durch Elisabethopol, die

*) Herrn v. Masarowitsch.

Schamschadilsche und Kasachische Distanz nach Somchetien und so nach Tiflis.

Nach einem kurzen Aufenthalte hieselbst reiste ich durch Gori in Kartalinien, nach Kutais in Imeretien und von da nach Mingrelien, wo ich bei der Redoute Kale an das schwarze Meer gelangte.

Bei meiner Rückkehr nach Tiflis besuchte ich die Kachetischen Gebirge am südwestlichen Abhange des kaukasischen Gebirgszugs, und kam so nach Telaw, Signach und Karagatsch, im Angesichte des Raubstaates von Belakan, von wo ich durch die Upadarische Steppe aufs Neue meine Rückkehr nach Tiflis nahm.

Meine letzte Ausflucht von Tiflis sollte nach dem Ararat gehen: doch warnte man mich schon unterwegs vor dieser Reise, weil sich dunkle Gerüchte von dem kriegerischen Aufgebote der Perser gegen Rufsland verbreiteten. Ich hatte meinen Weg nach dem Achtala'schen Kupferbergwerke über Schulaweri genommen, und kam von da durch Lori, den alten Sitz der armenischen Herrscher, nach Karaklis. Von da aus besuchte ich unter einer starken Bedeckung von Kosacken den See Gok-tschai und das Kloster Sewanga auf einer Insel in demselben.

Hier am nördlichen Ufer des Sees befand sich die letzte russische Redoute. Ich fand bei meiner Ankunft die ganze Besatzung in Aufruhr; handelnde Tataren aus Elisabethopol, die eben aus Erivan ankamen, hatten die Nachricht von dem Ausmarsche des Sserdar von Erivan mit 40,000 Mann gegen die russische Gränze überbracht; die Hauptmacht hatte sich nach ihrer Erzählung auf Humri geworfen und nur ein kleineres Corps gegen Karaklis gewandt.

Unter solchem kriegerischem Getümmel in der kleinen Redoute am See mufste ich so schnell wie möglich meinen Rückweg nach Karaklis antreten, um nicht durch den persischen Vortrab von der Stadt abgeschnitten zu werden.

Als ich nunmehr Tiflis erreichte, fand ich Alles in dem gröfsten Aufruhre; von allen Seiten liefen die ungünstigsten Nachrichten ein, Lankeran war von den Persern genommen, Baku und Schuscha, zwei der wichtigsten Festungen, von ihnen eingeschlossen, der Feind hatte sich bereits in grofsen Massen vor Elisabethopol gezeigt.

Sehr zufrieden den gröfsten Theil des südwestlichen Abhanges des kaukasischen Gebirgszuges, wenn auch nur flüchtig, bereist zu haben, trat ich meine Rückreise über den Bergkamm des Kaukasus an, immer in Sorgen lebend, die Bergvölker möchten, von den Persern aufgewiegelt, selbst zu den Waffen greifen, und die erste Probe ihres Waffenglücks an uns und unserer militärischen Bedeckung versuchen; doch war unser Uebergang über den Kaukasus von Kobi nach Wladikawkas glücklich überstanden, und ich eilte nun von Elisabethograd zu den kaukasischen Bädern bei Georgiefsk, und von da durch Neu-Tscherkask nach Kasan zurück.

Diese ganze Landreise von Baku durch Tiflis nach Kasan hoffe ich in einem zweiten Bande ausführlich auseinander zu setzen, wenn der gegenwärtige mit Beifall aufgenommen werden wird.

Die diesem Bande beiliegende Karte des caspischen Meeres ist nach der Kolotkin'schen entworfen, die zwar die Jahreszahl 1826 führt, aber weit früher fertig lag, nur nicht erscheinen konnte, weil sie wiederholten Revisionen unterworfen wurde. Wir selbst hatten sie zu die-

diesem Zwecke auf unserm Schiffe und fanden sie sehr genau, mit Ausnahme der Tiefen, die sich sehr stark geändert hatten. Der Balchanische Meerbusen and die Inselgruppe vor ihm, so wie die Ostküste südwärts von Dardsha sind nach unsern Beobachtungen dargestellt, der Aral-See nach dem Nivellement und den astronomischen Bestimmungen des Obristen von Berg, so wie der frühere Lauf des Amu-darja theils nach unsern eigenen, theils nach Herrn v. Muravjeff's Beobachtungen auf die Karte eingetragen.

Mein verehrter Freund, der Obrist vom Generalstabe von Vietinghoff, der um die topographische Aufnahme Litthauens so grofse Verdienste besitzt, hat mir in dem Entwurfe der beigelegten Karten sehr viele freundliche Beihülfe erwiesen, ja sogar selbst die Karte zur alten Geographie des caspischen Meeres nach der von Humboldt'schen (in Poggend. Annalen für Physik l. c.) entworfen, und ihm mufs ich dafür meinen öffentlichen Dank hiemit abstatten. Eben so theilte mir auch der Obrist Moritz von Kotzebue den beiliegenden Plan der Derbender Festung mit, die er meist selbst ... hrend seines Aufenthalts im Kaukasus, so weit ich ... hier verkleinert mittheile, an Ort und Stelle auf... ...m. Auch war der leider zu früh verstorbene Obristl...tenant von Lehmann so gefällig, mir die beifolge...de Ansicht der Derbender Festung zu zeichnen, wozu er theils meinen Entwurf, theils eine vortreffliche Ans...cht benutzte, die ein ausgezeichneter Landschaftsmaler, H. von Sleritzky, der während der letzten Einnahme von Derbend im Jahre 1796 Adjutant des Grafen Suboff war, damals aufnahm und sie mir zur Benützung

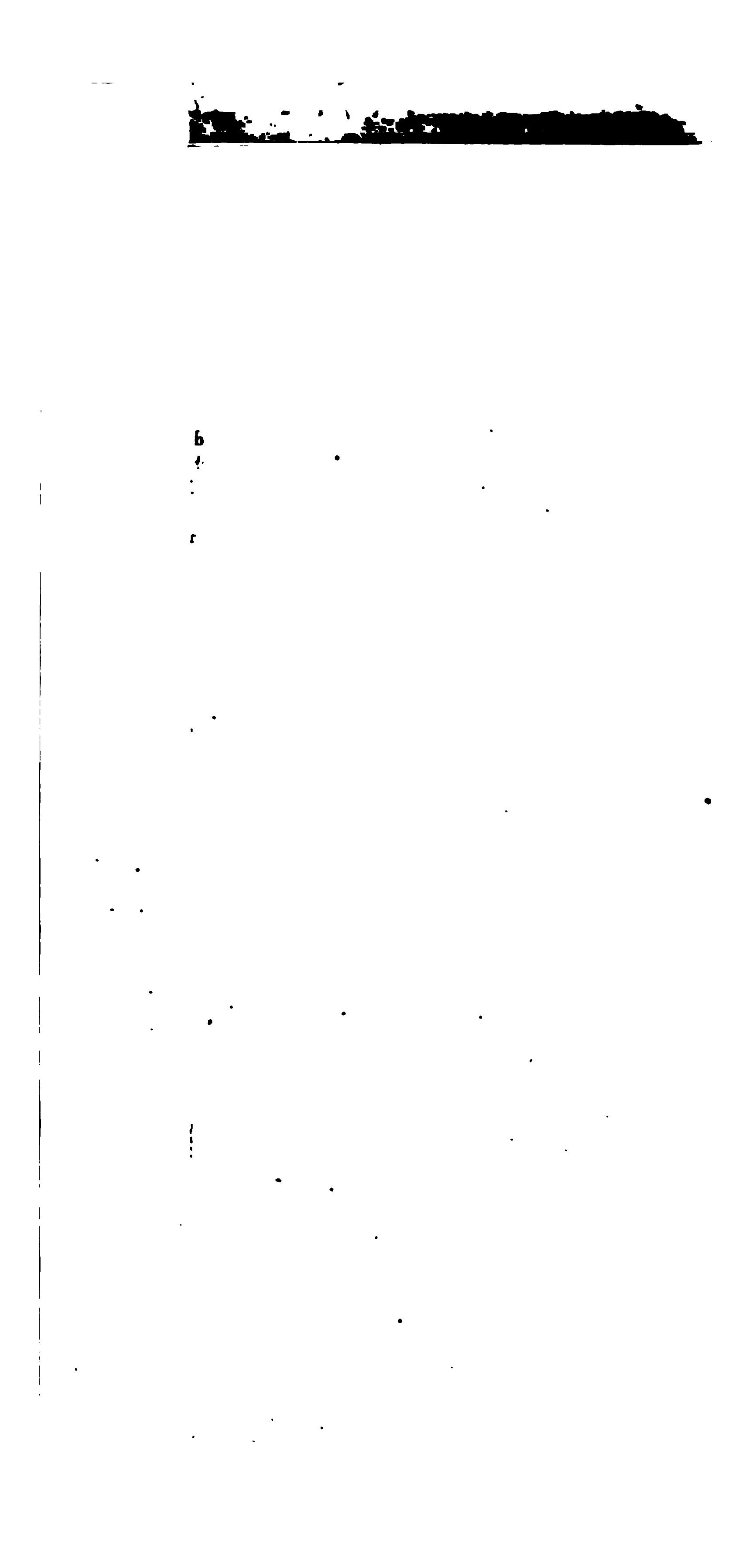
mittheilte. Endlich darf ich nicht unterlassen, dem Hrn. General von Schubert hiemit meinen ergebensten Dank abzustatten für die mir gütigst gestattete Benutzung des von Berg'schen Nivellements, das im M. S. im Generalstabe zu St. Petersburg aufbewahrt wird.

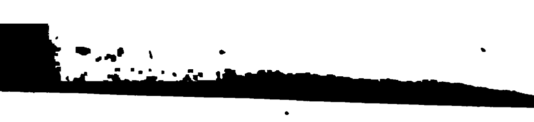
Die Darstellung eines Querdurchschnittes der Hochebene zwischen dem caspischen und dem Aral-See ist gleichfalls nach den Beobachtungen auf der Berg'schen Expedition entworfen; die Erklärung des Nivellements sehe man im Anhange am Schlusse des Werks.

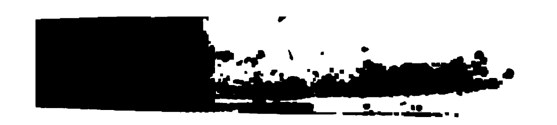
Gleichzeitig mit diesem Bande erscheint auch das erste Heft meiner neuen Arten von caspischen Pflanzen; die andern Hefte folgen in kurzer Zeit nach. Die von mir entdeckten neuen Thiere liegen in schönen Zeichnungen und ausführlichen Beschreibungen zum Drucke bereit; das erste Heft derselben befindet sich ebenfalls in den Händen meines Freundes von Schlechtendal in Berlin, dem ich hiermit öffentlich für seine Bemühungen meinen gröfsten Dank abstatte.

Wilna, d. 1 October 1830.

Inhalt







e r e.

Reise

auf

dem caspischen Meere.

Erstes Capitel.

Abreise von Kasan.

Um die Erstlinge des beginnenden Frühlings noch in ihrer Blüthe zu treffen, hatte ich meine Abreise von Kasan schon im März beschlossen. Ich verliefs es daher den 8 März, und mein Weg führte mich zunächst auf die beeiste Kasanka, die schon tiefes Aufwasser hatte. Bei Uslon kam ich über die Wolga, auf deren jenseitiges steiles Ufer meine auf Schleifen ruhende Kalesche, von sechs Pferden gezogen, kaum hinauf gelangte; dagegen folgte die leichtere Kibitke mit dem Studenten Arnold Finke schneller nach. Die nächste Station erreichten wir um Mitternacht, wo wir nur die Pferde wechselten, um die sternhelle Nacht zur weitern Reise zu benutzen. Der Frost war ziemlich stark, doch der Weg sehr ausgefahren.

Jenseits der Kreisstadt Buinsk wurde der Schnee allmählich seltener, und wir mufsten meist über weite, vom Schnee gänzlich entblöfste Wiesen fahren. Hier verliefsen uns die russischen Postknechte; Tataren, Tschuwaschen und Tscheremissen nahmen ihre Stelle ein; wir kamen aber vorzüglich durch tatarische Dörfer, die, meist elend gebaut, armselige, schmutzige Bewohner enthalten.

Unsere Ankunft in Ssimbirsk, einer reichen, schöngebauten Gouvernementsstadt, auf einer Anhöhe gelegen, war nicht ohne Beschwerden; wir nächtigten hier, setzten aber frühmorgens unsere Reise weiter fort. Die

Umgebungen der Stadt zeichnen sich durch einen Muschelkalkstein aus, der vorzüglich am Ufer der Wolga grofse Hügel bildet; doch erlaubte der gefrorne Boden keine weitern Untersuchungen.

Bei der Kreisstadt Ssisran kamen wir an die Wolga; sie hatte zwar vieles Aufwasser, allein wir fanden den Weg auf ihr bequemer für unsere Schlitten. Doch stellte sich eine Station weiter der Koth so stark ein, dafs wir unsere Schleifen wegwerfen und auf Rädern weiter fahren mufsten. Wir kamen aber bald wieder auf die Wolga, weil der Weg übers Gebirge noch unfahrbar war; die Berge sind hier stark mit Wald besetzt und mitunter die Wohnung einzelner Räuber, vor denen unsere Tataren nicht geringe Furcht hatten. Wir selbst sagten uns von ihr nicht los, vorzüglich da sie dadurch unterhalten wurde, dafs wir die ganze sehr stürmische Nacht am Fufs eines Berges, auf dem die Station lag, in unserer Kalesche zubringen mufsten: denn es war keine Möglichkeit, den steilen Berg hinanzufahren; daher mufsten wir an dem stürmischen Wolga-Ufer unser Nachtlager halten.

Den nächsten Morgen erreichten wir Chwalinsk, ein freundliches Städtchen an der Wolga, nur gleich Kasan mit ungepflasterten *) Strafsen. Von hier aus fuhren wir bis Wolsk immer auf der Wolga; doch trafen wir meist überall ein tiefes Aufwasser an, so dafs mehrmal das Eis unter unsern Pferden brach und wir von Glück sagen konnten, dafs wir dem Einsinken entrannen, vorzüglich da schon die Abenddämmerung eingetreten und hier an der Wolga keine Dörfer bemerkbar waren. Wolsk ist eine mittelmäfsige, aber sehr schön gebaute Stadt, die wegen der Lage auf einer steilen Anhöhe am Wolga-Ufer eine schöne Aussicht gewährt.

*) Erst im Jahre 1829 hat man die Strafsen von Kasan zu pflastern angefangen.

Den 14 März trafen wir in Ssaratoff ein und stiegen im Gymnasium, beim damaligen Director desselben, ab. Die Stadt ist sehr groſs, hat viele schöne, steinerne Häuser, unter denen sich aber auch zahlreiche kleine hölzerne finden, so daſs dadurch nächst den ungepflasterten, meist sehr kothigen Straſsen ein nicht empfehlendes Aeuſseres entsteht; ganz leichte Droschken müssen im Frühjahr und Herbst von drei, ja oft vier Pferden gezogen werden, sonst bleiben sie im Kothe stecken. Es war auch die Veranlassung, daſs ich nirgends ausfuhr, sondern alle drei Tage im Gymnasium, meist mit der Prüfung der Gymnasiasten und dem Besichtigen des Gymnasiums zubrachte; dieſs ist ein sehr geräumiges, schönes, steinernes Gebäude; es hatte eben nicht sehr viele Zöglinge, vorzüglich war die höchste Classe fast ganz leer. Dieſs kommt daher, weil die Eltern ihre Kinder nur so lange im Gymnasium lassen, bis sie die ersten Anfangsgründe, vorzüglich Rechnen, gehörig erlernt haben; alsdann geben sie sie in den Kaufmannsstand ab oder schicken sie ins Militär; selten gehen einige zur Universität über, nur diese machen alsdann den ganzen Cursus des Gymnasiums. Die naturhistorischen Sammlungen so wie die Bibliothek dieser Anstalt sind nur gering, da sie an sich erst eine ganz neue Stiftung ist. Die Kreisschule ist dagegen weit zahlreicher besetzt, aber die Zahl der Lehrer sehr gering. Der Mangel an Zöglingen für diese beiden Anstalten mag auch daher rühren, daſs die altgläubigen Russen, (Starowertzy) eine Menge heimlicher Schulen halten, worin sie die Söhne der Rechtgläubigen unterrichten, sie zu ihrer Secte hinziehen und in ihre verhaſsten Ansichten einweihen. Obgleich dieſs auſserordentlich streng untersagt ist, so wissen die Altgläubigen doch immer noch heimliche Mittel und Wege; um zu ihrem Ziele zu gelangen.

Den 17 März verlieſs ich Ssaratoff; der Weg bis zur nächsten Station war fürchterlich, meist bergan und

so kothig, dafs unsere Equipagen mehrmal stecken blieben; sehr überraschend waren für uns die deutschen Colonisten, die gleich hinter Ssaratoff wohnen und die Stationspferde stellen. Sie leben ganz nach deutscher Art, sprechen und kleiden sich etwa wie die Bauern im Badenschen, denn von dort her stammten die Vorfahren dieser Colonisten, die jetzt meist alle hier geboren sind; es leben aber noch etwa zehn von jenen Ausgewanderten, im hohen Alter, die damals als Kinder hieher kamen. Ihre Dörfer sind reinlich und nett gebaut, die Wohnungen meist grofs und geräumig. Einige Bauern sind sehr begütert, aber im Ganzen herrscht unter ihnen Armuth, die um so empfindlicher ist, da der unfruchtbare, dürre, mit Salpeter überfüllte Boden ihnen keine bessern Zeiten verheifst; als einziger Nahrungszweig bleibt ihnen nur der Fischfang in der Wolga übrig. Dabei müssen sie alljährlich der Krone ihre Abgaben entrichten, die sie oft nur mit grofser Mühe zusammenbringen können. Da nirgends Waldung in ihrer Nähe ist, so müssen sie aus Mangel an Holz Mist brennen, und nur bei Schmieden sieht man Kohlen. Der grofse Mangel nöthigt die armen Leute, ihre Verwandten und Freunde zu verlassen und in andere, entfernte Gegenden Rufslands zu ziehen, wo sie bessere Zeiten erwarten. So eben wollten 40 Familien nach Orenburg auswandern, wo sie einen fruchtbarern Boden zu finden hoffen.

Es gibt überhaupt 102 deutsche Colonien im Ssaratoffschen Gouvernement, unter denen einige römisch-katholisch und evangelisch-reformirt, die meisten aber evangelisch-lutherischer Confession sind. Die Colonien liegen theils diesseits, theils jenseits der Wolga, diese heifsen Colonien von der B e r g s e i t e, jene von der W i e s e n s e i t e; das diefsseitige Wolga-Ufer ist nämlich weit reicher an Bergen und zugleich auch an Wäldern; daher wird hier die Bienenzucht stark getrieben und ein sehr guter Honig gewonnen. Die Wiesen.

seite ist dagegen ganz ohne allen Waldwuchs, und daher herrscht gerade hier der grofse Holzmangel.[1]

Man rechnet nach der letzten Revision gegen 42,000 männliche Seelen. Zu den gröfsten Colonien gehören Katharinenstadt und Schafhausen; hier wird gegenwärtig eine grofse neue Kirche gebaut, zu der man Collecte aus ganz Rufsland sammelte. Es gibt etwa für zwei bis drei, auch vier Colonien einen Prediger, aber jede hat ihre Kirche, aufserdem jedoch noch zwei Pröpste, einen für die Wiesenseite, und einen für die Bergseite, die in geistlichen Angelegenheiten Recht sprechen. Auch die reformirte Gemeinde gehört zu ihrem Forst. In Ssaratoff befindet sich dagegen ein evangelisches Consistorium, dessen geistlicher Präsident Fefsler ist; aufser dem weltlichen Vorsitzer finden sich bei demselben noch zwei Beisitzer, ein geistlicher und ein weltlicher, nebst dem Secretär. Diefs Consistorium hängt unmittelbar vom Ministerium der geistlichen Angelegenheiten ab. In Ssaratoff ist eine deutsche evangelisch-lutherische Kirche und ein deutscher Stadtprediger.

Die katholische Gemeinde der deutschen Colonien besitzt mehrere katholische Pfaffen, die von einem Oberpriester (pater superior) in Ssaratoff abhangen, an den sie sich also in wichtigen geistlichen Angelegenheiten zu wenden haben. Er ist ein Pole.

Einige Colonien, wie Katharinenstadt, haben oft zwei evangelische Prediger und einen katholischen Pfaffen, so hier den Abbé Langerer. In dieser Colonie wird alle Woche ein Markt gehalten, zu dem die Colonisten aus weiter Ferne zusammenkommen.

Die Colonisten bauen vorzüglich Tabak, Senf, nächstdem Weizen und Haber, auch nur wenig Roggen, weil ihr strenger Lehmboden diese nicht verträgt. Der Wohlstand der Colonisten hat sich seit mehreren Jahren stark verringert, da viele Jahre hinter einander ein bedeutender Mifswachs eingetreten ist, der ihre Ernten zerstörte; ei-

nige sind jedoch begütert und beschäftigen sich mit dem Seidenbau, der aber nicht ganz gedeihen will.

Der Ort ihrer Gerichtsbarkeit ist ebenfalls Ssaratoff, das Tutelcomptoir für die ausländischen Ansiedler, das einen Ober- und zwei Unterrichter, einen Secretär, einen Translateur, einen Landmesser und einen Buchhalter, nebst einen Cassirer, hat. Die Zahl der laufenden Geschäfte beträgt im Jahr oft auf 5 — 7000 Nummern. In Criminalsachen entscheidet das Tutelcomptoir nicht, sondern verweist die Colonisten ans Kreisgericht; seine Hauptbeschäftigung sind ökonomische Angelegenheiten; es sieht darauf, daſs alle Häuser nach einem Plane gebaut werden, begränzt die Felder, Wiesen und Wälder der Colonisten, nimmt die Abgaben entgegen u. s. w. Auſserdem ist aber in jeder Colonie ein Coloniegericht, von wo die Geschäfte erst ins Kreisamt und dann ins Tutelcomptoir gelangen. In jeder Colonie befindet sich ein Obervorsteher und Vorsteher, ein Kreisbeisitzer und Beisitzer nebst dem Colonieschreiber, alle aus dem Bauernstande; nur die Kreisaufseher sind von Adel, meist aus dem Militärstande. Es sind aber in den Colonien zehn Kreise, also zehn Kreisaufseher aus dem Adel, und zehn Obervorsteher aus dem Bauernstande; diese Kreise sind der Panische Kreis (deutsch Schönchen) mit Schafhausen, Bern, Basel, Zürich, Solothurn; der Katharinenstädtische, mit Katharinenstadt, Ober- und Nieder-Monjou, Beauregard (so hieſs ein emigrirter, französischer Graf, der sich hier auf eigene Kosten ansiedelte), le Roy (ein ähnlicher Ansiedler); der Kraſsnojarsche Kreis, mit der Colonie Kraſsnojar; alle auf der Wiesenseite. Auf der Bergseite finden sich der Jagodnopolänsche Kreis (der Feldbeerenkreis), der Norksche (von den Fischottern, die hier leben, so genannt), der Tonkoschuroffsche Kreis (wo vorzüglich viele russische Murmelthiere (*Arctomys Bobac Pall.*) leben), der Ustjkülalinsche Kreis (von der Mündung des Flusses Kü-

lanka so benannt), der Ssosnoffsche (mit Fichtenwaldungen), mit Lefsnoikaramüsch oder der Krymm, der Tarlüksche und Kamensche Kreis.

In der Station Kamenka trafen wir sehr gefällige, ehrliche Leute, die Wirthin mit ihrem alten Manne, gewifs ein Muster von Herzensgüte; das Dorf ist katholisch. In der folgenden Station, Gräsnucha, erzählte uns unter Thränen von ihrer Auswanderung aus dem Vaterlande ein alter Bauer aus Worms am Rhein, der noch zu den Ausgewanderten gehörte, seine Frau eine fünf und sechzig jährige Alte, war schon aus dieser Colonie gebürtig. Die Colonisten kamen nämlich unter Katharinens II Regierung zu wiederholten Malen ins Land; günstige Versprechungen munterten sie dazu auf; die Reisekosten erhielten sie frei, von dem Tage an, wo sie ihr Land verliefsen; bei ihrer Ankunft an dem Ort ihrer Bestimmung erhielten sie ein Stück Land zum Bebauen und jede Familie ein hölzernes Gebäude, auf Kronkosten errichtet, dazu erhielten sie die nöthige Einrichtung und den gehörigen Hausvorrath auf ein ganzes Jahr; dann aufserdem hatten sie für sich während fünf Jahren keine Abgaben zu entrichten; ihre Nachkommen sind hingegen dazu verbunden, und das fällt ihnen jetzt allerdings schwer. Alle sind Handwerker und machen sich alle Bedürfnisse selbst; keiner kauft daher ihr Garn oder Tuch, das an sich schon wohlfeil ist. Dagegen sind die Stationshalter meist begütert, haben sehr schöne, grofse und starke Pferde, oft ein schönes, bequemes Haus, zwar hölzern, aber reinlich meublirt; in ihrem Anzuge lieben sie die blaue Farbe, die Männer tragen eine blaue Jacke und kurze Beinkleider, die Mädchen blaue kurze Röckchen, blaue Strümpfe und eine frei herabhängende Flechte.

Als die deutschen Colonistendörfer aufhörten, hatten wir schlechtere Postknechte und schlechtere Pferde; der üble Weg verliefs uns bis Kamüschin nicht. Diefs ist eine artige Kreisstadt; nur war es so schwer ein Paar

Zimmer zu bekommen, dafs wir lange Zeit vergebens suchen liefsen, bis wir uns entschlossen, in der Kreisschule zu nächtigen.

Von nun an hatten wir meist trocknen Boden in der weiten Steppe, auf der jedoch noch kein Gräschen hervorkeimte. Die Witterung war ziemlich warm und angenehm; um so überraschender für uns war es, dafs wir am Gründonnerstage, in Dubofka, einen sehr starken Schnee fallen sahen, der mit einem fürchterlich kalten Sturme uns bis Zaritzyn begleitete; ganz erfroren fuhren wir den Berg zur Stadt hinunter. Diesseits der Wolga wird sie ganz von Bergen eingeschlossen; jenseits breitet sich aber eine unabsehbare, weite Fläche als Steppe aus. Beide Städte treiben einen bedeutenden Handel und werden daher meist von Kaufleuten bewohnt; die Umgebungen sind nächstdem auch sehr fruchtbar. Zaritzyn ist zwar klein, doch enthält es mehrere steinerne Häuser, jedoch kein Gasthaus; wir mufsten in einem elenden, schmutzigen Hause übernächtigen, und dafür theuer bezahlen. Man hatte mir die Mineraliensammlung des Generals Kossakowsky als sehr reich und interessant beschrieben; daher war ich auf sie neugierig. Doch nur mit Mühe fand ich Zutritt zu ihm, lernte ihn aber nachher kennen und schätzen; er ist schon sehr bejahrt und immer kränklich, kurz in seinen Antworten, aber dabei verräth sich leicht eine gute Bildung, die er dem Akademiker Laxmann verdankt, mit dem er in Sibirien und Kamtschatka war. Seine Sammlung enthält nur sibirische, wiewohl nicht besonders ausgezeichnete Stücke, wenig hübsche Krystalle, meist von Metallen, und auch die unter Staub begraben; reich ist sie an vielen Abänderungen vom sibirischen Jaspis, von Kupfer- und Bleierzen. Versteinerungen besafs er gar nicht, eine Mammuthskinnlade und einen Pferdezahn *) aus der Gegend von Zaritzyn etwa ausgenom-

*) Man findet aber auch andere Versteinerungen in der

men. Die ganze Gegend besteht hier aus aufgeschwemmtem Lande, aus Sand, Lehm, woraus selbst alle Berge um die Stadt gebildet sind; selten findet sich Gyps, als Selenit, im Lehmboden, oder grauwackenähnliche Quarzconglomerate, die am Wolga-Ufer oft in ungeheuren Massen vorkommen; sie liegen hier, nach Art der Granitblöcke, zerstreut umher, und bestehen aus Quarzkörnern, die durch eine quarzige Bindemasse verbunden sind, zwischen ihnen liegen unregelmäſsige grüne Körner, etwa Chlorit. Offenbar ist's eine zerstörte Quarzmasse, die nachher wieder zusammengeleimt wurde, sie lag auch weiter unten in der Steppe zerstreut umher.

Der Weg nach Ssarepta führte am Wolga-Ufer entlang auf ebenem Steppenboden; gleich hinter Zaritzyn trafen wir auf eine Kalmückenhorde mit drei Kamelen; um die Stadt finden sich schon viele Kibitken, die hinlänglich bekannten Wohnungen der Kalmücken, aus schmalen quer über einander gelegten bretternen Stäben mit Filz überzogen zusammengesetzt, auſser einer Thür haben sie oben einen Rauchfang, ihre Form ist rund, nach Oben kegelförmig endigend. In der Steppe trafen wir späterhin ganze Dörfer der Kalmücken, die nur aus diesen Kibitken bestehen.

Ssarepta, 25 Werste von Zaritzyn, ist ein sehr reinliches, niedliches Städtchen, nur von Herrnhutern bewohnt, soll aber voriges Jahr, wo es fast ganz abbrannte, bei Weitem schöner gewesen seyn. Die Gebäude sind alle von Holz, aber ziemlich hübsch. Vor der Kirche befindet sich ein groſser schöner Platz, an dem auch einige steinerne Gebäude, so ein groſser Laden mit Galanteriewaaren, stehen. Ein Schwesterhaus wird hier von mildthätigen Schwestern bewohnt, die allerlei Arbeiten zum Besten der Armen verfertigen. Die hiesigen Deut-

---

Umgegend, so Haifischzähne, schmälere und verlängerte, an der Wurzel mit zwei kleinen Spitzen und weit breitere, dickere an den Rändern gezähnelt.

schen sind meist sehr arbeitsam und gefällig, worin sie selbst das Lob der Russen erhalten. Die Lage der Stadt ist sehr hübsch, sie hat schöne grofse Gärten, und eine Wassermühle an der Ssarpa. Der Ssareptanische Senf und Schnupftabak sind zwei in ganz Rufsland sehr gesuchte Waaren. Ssarepta gehört schon zum Astrachanschen Gouvernement und hat eine eigene Gerichtsbehörde, die nicht unter dem Tutelcomptoir in Ssaratoff, sondern unmittelbar unter dem Oberrichter desselben steht. Etwa drei Werste hinter Ssarepta befindet sich die Station als einzeln stehendes sehr geräumiges Krongebäude, nach einer eignen Bauart, wie deren von da an auf der ganzen Strafse nach Astrachan, vorzüglich aber auf der Petersburger Strafse, angelegt werden. Sie sind für die Reisenden sehr bequem, man findet zu jeder Zeit ein meublirtes, im Winter geheiztes Zimmer zum unentgeltlichen Nachtlager bereit. Die Vorderseite wird von vier Säulen geziert; über ihnen schwebt der russische Adler. Die Fenster befinden sich meist nach dem Hofe hin und zu beiden Seiten des Hauses; auf der Petersburger Strafse, sind sie dagegen an der Vorderseite; da sind auch die Zimmer weit reicher und geschmackvoller meublirt. In dem Nebengebäude wohnen die Postknechte und der Schmed, der gewöhnlich auf jeder zweiten Station eine völlig eingerichtete Schmiede hat.

In der weiten, öden Kalmückensteppe, die nun anfing, sahen wir selten russische Dörfer, meist nur zerstreut stehende Kibitken.

Um Tschernojar wohnen meist Kalmücken, gewöhnlich einige Werste von der Strafse ab, am Ufer der Wolga, vorzüglich da, wo ein Gehölz sie vor dem Winter schützt; sie schlagen alsdann ihre Kibitken im Walde auf, finden hier Feuerung genug und sind vor dem Winde, dem Schnee und der Kälte geschützt, im Sommer ziehen sie umher und wählen zu ihrem einstweiligen Aufent-

halte die Gegend der Steppe, die ihnen das meiste Futter für ihre Heerden verspricht. Einige sind daran sehr reich, sie besitzen eine Heerde von 2 — 3000 Stücken Rindvieh und Pferde, letztere sind hier aufserordentlich wohlfeil, für 27 R. B. (etwa 7 Rthlr. pr. Cour.) kann man ein eben so starkes als schön gebautes Pferd kaufen. Getreide bauen die Kalmücken gar nicht, daher kennen sie auch wenig den Gebrauch des Brodes, diejenigen etwa ausgenommen, die in der Nähe der Städte wohnen. Sie nähren sich nur vom Fleische; Pferdefleisch lieben sie sehr, gefallene Pferde gelten ihnen als Leckerbissen, sie sagen, Gott selbst habe sie getödtet; nie werden sie aber eines tödten. Daher morden sie auch nie Menschen, wenn sie gleich ziemlich häufig stehlen sollen; Reisende sollen sie selten berauben. Sie leben im Ganzen ruhig, zahlen jährlich einen Tribut an die Krone und werden öfters unter die Kosacken genommen. Ihre Bräute stehlen sie sich, und wenn ein Anderer dasselbe Mädchen liebt, so entsteht ein Zweikampf, bei dem indefs in der Regel kein Blut fliefst; doch werden sie darin wüthend, und der Eine oder der Andere mufs den Platz verlassen; der Sieger führt dann seine Braut im Triumphe davon. Gleich läfst er sich trauen und erhält alsdann vom Vater seine Anzahl Rinder und Schafe; von dem Augenblicke an, wo er seine Braut zu sich nimmt, wohnt er nicht mehr beim Vater, sondern schlägt seine eigene Kibitke auf. Die Weiber sind häfslich, meist triefäugig, die vielen Augenkrankheiten entstehen bei ihnen von dem Rauche in ihren Kibitken. Beim ersten Anblick sind die Weiber schwer von den Männern zu unterscheiden, denn sie tragen Pantalons, einen langen Kaftan und Stiefeln gleich den Männern, doch erkennt man sie bald an ihrer langen Flechte. Der strenge Winter dieses Jahres hatte viel Vieh getödtet, das meist aus Mangel an Futter umgekommen war.

Hinter Tschernojar fing ein tiefer Sand an, der nachher um die Festung Jenotajewsk noch mehr zu-

nahm, so dafs selbst unsere tüchtigen Kalmückenpferde uns nicht fortziehen konnten. Der Wind hatte hier grofse Berge von Sand aufgethürmt. Die Festung ist unbedeutend und besteht aus einem niedrigen Wall von Lehm, der von einem Graben umgeben ist. Die Stadt ist ganz klein und nur ein paar gröfsere Häuser, vorzüglich das des adlichen Clubs, zeigen an, dafs es kein Dorf ist. Wir kamen bald ans Ufer der Wolga, die überhaupt immer in unserer Nähe geblieben war, und fanden in ihr, etwa 80 Werste vor Astrachan, schon dieselben zweischaligen Muscheln, vorzüglich zwei Arten von *Cardium, C. edule* und *C. rusticum*, wie im caspischen Meere; auch *Mytilus edulis* und *Corbula caspia, m.* lag zu vielen hundert Exemplaren am Ufer im Sande. In den Dörfern an der Wolga sahen wir überall einen starken Fischfang treiben; getrocknete Fische, meist Sandarte, hingen in grofser Menge unter Dächern, die, von Pfeilern gestützt, dem Trocknen freien Luftzug gestatten.

Die Gegend von Astrachan diefsseits der Wolga ist schon ziemlich bebaut; überall sieht man kleine Dörfer, meist aber Kalmückenkibitken. Der Fürst der Kalmücken Tuman wohnt selbst in dieser Gegend am Wolga-Ufer, doch ganz nach europäischer Art, in einem grofsen nett meublirten Hause. *)

*) M. s. einen lesenswerthen Aufsatz über das Leben der Kalmücken und ihres Fürsten Tuman, in Voyage *du comte Jean Potocki* à Astrahan, en 1797. Nouvelles Annales des Voyages par MM. *Eyriès*, *Larénaudière* et *Klaproth*, Octobre 1827.

Zweites Capitel.

Ankunft in Astrachan.

Die Ueberfahrt über die fast eine Werst breite Wolga bei Astrachan geschieht auf einem sehr breiten Kahn, bei günstigem Winde mit ausgespanntem Segel, von vier Rudern unterstützt. Die Ruderer sind meist Kalmücken und Kalmückenweiber. Die Aussicht auf die belebte Wolga und die grofse Stadt ist sehr schön; die Hauptkirche (der Ssobor) erhebt sich weit über die andern zahlreichen, doch kleinern Kirchen, die sich zu ihr vortrefflich gruppiren; unter der grofsen Menge von Kähnen ragten viele zweimastige Transportschiffe hervor, und weit hinter ihnen erblickte ich die mir zur Reise auf dem caspischen Meere bestimmte dreimastige Corvette, von bedeutendem Umfange.

Erst vor drei Wochen war die Wolga vom Eise entblöfst worden, damals fuhr man noch auf Schlitten über sie. Im Januar und Februar war in der Stadt eine recht gute Schlittenbahn, der Winter fing spät an, dauerte aber desto länger und war ziemlich streng.

Am Ostersonntage hatten wir in Astrachan kalte Witterung, einen starken Sturm von Regen begleitet und vielen Koth auf den Strafsen, doch Tags darauf war die Wärme schon so bedeutend, dafs es überall trocken wurde und der Strafsenstaub in wenigen Tagen stark überhand nahm.

Meine Wohnung erhielt ich in einem Privathause, sie war aber eben so unbequem als schmutzig, denn das Haus gehörte einem Armenier, der, wie alle Asiaten, nicht besonders viel auf Reinlichkeit hielt.

Der Civilgouverneur, Iwan Michailowitsch Popoff, ein sehr gefälliger Mann, hatte meinetwegen vom Generalgouverneur von Grusien Jermoloff die nöthigen Instructionen erhalten, und empfing mich mit eben so

viel Artigkeit als Dienstwilligkeit; er bat mich, in jeder Hinsicht, wo ich seiner bedürfen könnte, meine Zuflucht zu ihm zu nehmen. Er hatte früher als General beim Militär gedient, und war erst kurze Zeit in Astrachan. *)

Der General Peter Garassemytsch Orlofsky, Commandeur der Flotte des caspischen Meers, war vom General Jermoloff beauftragt, für mich das beste Schiff zur Reise auf dem Meere auszurüsten. Er empfing mich mit zuvorkommender Artigkeit, doch war es für mich durchaus nicht günstig, dafs er einen zu festen Charakter hatte, und schwer von der einmal gefafsten Meinung abwich. Ich hatte mir nämlich die Reiseroute auf dem caspischen Meere selbst entworfen, und gedachte nach Zeit und Umständen sie abzuändern. Allein der General sagte mir, dafs ich das nicht dürfte, und dafs ich den vorgezeichneten Weg streng befolgen müsse; natürlich mufste ich dadurch im Voraus fühlen, dafs ich viele Hindernisse in meinen Untersuchungen finden würde.

Viele wissenschaftliche Bildung darf man in Astrachan nicht erwarten, da es als asiatische Stadt meist von orientalischen Völkerschaften bewohnt wird; die zahlreiche Kaufmannschaft zeichnet sich zwar durch Reichthümer aus, die sie sich durch ihren ausgebreiteten Handel erworben hat; doch wenden die Eltern nichts auf Erziehung ihrer Kinder.

Aufser den Hauptbewohnern, den Russen, findet man in Astrachan Tataren, Armenier und Perser als handeltreibende Nationen, diese sind hier schon einheimisch geworden. Bucharen dagegen, Chivenser, Kirgisen und Truchmenen gehören mehr zu den unbeständigen Bewohnern, die nur so lange bleiben, als

*) Das Jahr darauf starb er an fürchterlichen Steinschmerzen, die ihm viele Jahre die ärgsten Qualen verursacht hatten.

als sie ihre Waaren verkaufen. Die Kalmücken leben mehr aufserhalb der Stadt in zahlreichen Kibitken. Der Karavanenhandel ist ziemlich stark, daher sieht man oft beladene Kamele durch die Strafsen ziehen. Auch Indier treiben hier einen ausgebreiteten Handel, der namentlich vor einigen Jahren sehr bedeutend gewesen seyn soll. Von europäischen Völkern sieht man hier vorzüglich Franzosen, Deutsche und Engländer, von letztern meist Missionäre; sie wohnen in einem grofsen steinernen Gebäude, worin sie eine vortreffliche Buchdruckerei besitzen, hauptsächlich für orientalische Schrift. Auch an Juden fehlt es nicht, nur können sie nicht gut bestehen, weil ihnen die Armenier den Rang im Handeln und — Betrügen ablaufen; in ihrem Charakter gleichen sich beide Nationen ungemein.

Die Perser, meist aus Masenderan und Ghilan, hatten so eben ihre Fasten im Monat Ramasan, der dem April für dieses Jahr entsprach, angefangen; sie dürfen nach ihren Gesetzen den ganzen Tag nichts essen und nichts trinken. Erst nach Sonnenuntergang nehmen sie Speise und Trank zu sich. Jetzt sind die Fasten ihnen noch ziemlich erträglich; allein im Sommer, wo meist eine fürchterliche Hitze herrscht, mag es für sie eine grofse Qual seyn, nichts zu trinken, und manche sollen in den Fasten ungemein streng seyn. Sie werden von ihnen gefeiert als Andenken und auf Befehl Mahomeds, der in diesem Monate durch den Erzengel Gabriel den Koran vom Himmel empfangen zu haben vorgab.

Um diese Fasten zu feiern, veranstalten sie gymnastische Uebungen, wie etwa die Tataren in Kasan, während ihres Ssaban's im Frühjahr; nur mit dem Unterschiede, dafs diese sie im Freien feiern, die Perser in Astrachan dagegen sie im Hofe des Gostinoi dwor's (des Kaufhofes) veranstalten. Hier stand ein unansehnliches Gebäude, dessen Eingang eine schmale Thür bildete, durch die man gebückt in ein kleines Zimmer trat.

Darin saſsen ringsher auf Teppichen eine Menge Perser, auf den Knieen ruhend, und hatten die Luft so sehr verdorben, daſs man kaum frei athmen konnte, die Hitze war dabei unerträglich, und dennoch brannte ein Kohlenbecken für die halbentblöſsten Kämpfer, die sich immer in einer gewissen Temperatur erhalten müssen. In der Mitte des Zimmers war der Boden vertieft und bildete einen viereckigen Kampfplatz, von der Tiefe eines stehenden Menschen, und dem Umfange, daſs etwa zwölf Menschen drinn bequem kämpfen und sich frei bewegen konnten. Zu allen Volksspielen gehört Musik, daher fehlte sie auch hier nicht: zwei Perser schlugen mit ihren Fingern ein Paar Trommeln, bald sanft, bald dumpf, bald langsam, bald schnell, je nachdem es die heftigen oder sanften Bewegungen der Kämpfer erforderten. Mitunter klatschten die Zuhörer nach dem Tacte in die Hände, wodurch die Musik noch rauschender wurde. Zuerst traten zwei, dann noch zwei Perser auf, den Körper nur von kurzen Beinkleidern bedeckt, den Kopf beschoren, wie dieſs Nationalsitte der Mahomedaner ist; ihr langer schwarzer Bart und der Schopf schwarzer Haare auf dem kahlen Scheitel nahmen sich bei ihren mannichfaltigen Bewegungen sonderbar aus. Diese liefen hin, jene her, schlugen dabei in die Hände, oder warfen sie nach Hinten, dann nach Vorne, machten allerlei Sprünge, aber wichen sich immer geschickt aus, wenn sie auch noch so schnell liefen. Alle ihre Bewegungen bezweckten nur, sich zu ermüden und in Schweiſs zu gerathen, das ist ihr Hauptzweck, dadurch werden nach ihrer Meinung Krankheiten, an denen jene Kämpfer oder Spieler leiden, gehoben. Darauf traten mehrere, gegen zehn, auf, und machten schon zusammengesetztere Bewegungen mit den Händen, so daſs sie etwa wie Wilde aussahen. Sie liefen sehr schnell hin und her, doch in gewisser Ordnung und nach gewissem Tacte, stieſsen jedoch nie auf einander. Acht umringten ge-

wöhnlich zwei, die in der Mitte standen, und sich gegen einander bewegten, während jene sich ihnen bald nähern, bald in derselben Ordnung wieder fortbewegen, bald sich platt auf die Erde werfen, doch eben so schnell wieder aufstehen. Zuletzt tanzte einer, der ihr Choragus zu seyn schien, ungemein lange allein, so dafs es mich anzusehen endlich ermüdete, ihn schien es aber gar nicht besonders anzugreifen, obgleich er schon etwa vierzig Jahre alt seyn mochte. Nun nahmen Alle Keulen von mehr denn funfzehn Pfund schwer in die Hände; sie waren von sehr festem persischem Holze, über zwei Fufs lang, und gegen einen halben Fufs nach Oben dick; jeder hatte deren zwei, und machte mit ihnen sonderbare Bewegungen: bald erhob er sie stark, oder warf sie nach Hinten, um sich die Schulter zu schlagen. Zwei von ihnen in der Mitte machten die schwersten Bewegungen, und liefen so geschickt hin und her, dafs sie nie auf die Seitenpaare stiefsen, die immer in Reih und Glied sich bald rück-, bald vorwärts bewegten. Als sie sich nun tüchtig ermüdet hatten, nahm jeder ein grofses leinenes Tuch und hüllte sich darein; sodann bückten sie sich, in einem Winkel stehend, um den Schweifs abzuwarten und sich zu erholen. Nun begannen Kämpfe anderer Art: sie fingen an, paarweise zu ringen. Zuerst sprach ihr alter Choragus ihnen Muth zu, und recitirte ihnen Stellen über tapfere Kämpfer aus Ferdusi's Gedichten, dann warfen sich die beiden Kämpfer auf den Boden und flehten mit niedergesenktem Haupte Gott um Sieg an. Darauf nahten sie sich und berührten einander mit den Schultern, als Zeichen ihrer Freundschaft. Aber gleich darauf sprangen sie auf einander ein und suchten sich gegenseitig zu Boden zu werfen. Einige kämpften sehr lange, bevor es dem Einen gelang, den Andern niederzuwerfen; denn wenn dieser auch fiel, oder sich mitunter aus List selbst niederwarf, so lag er dabei immer auf der Vorderseite des Körpers und

bare menschenähnliche Ungeheuer, oft auf einer Katze reitend, dargestellt. Während nun ein niederer Priester zwei grofse Glocken unaufhörlich läutet, bereitet ihr Oberpriester, mit nackten Füfsen vor dem Thronhimmel stehend, das heilige Wasser, das er erst in eine grofse Muschel und dann in ein silbernes Becken giefst; er dreht dabei die Muschel, sie beständig vor sich senkend und erhebend, im Kreise herum, während er mit der linken Hand eine kleine Glocke unaufhörlich schellt. Dabei spricht und singt er allerlei unverständliche Gebete mit ziemlich rauher Stimme, und begiefst die Götzen mit dem Weihwasser zu wiederholten Malen. Unterdessen haben sich die andächtigen Zuhörer versammelt: vor ihnen stellen sich neben den Oberpriester zwei Indier mit kleinen Glöckchen, mit denen sie beständig läuten. Dann fallen die Zuhörer mit ihren Stimmen ein, man hört unaufhörlich monotone Laute, etwa wie a-ta-taa-ma-ta, dabei schlagen sie in die Hände, doch nicht laut, und sinken auf die Kniee nieder, bleiben einige Zeit mit der Stirn an die Erde gedrückt liegen, stehen dann wieder auf und machen mit den Händen sonderbare Bewegungen. Das Alles dauert etwa eine Stunde.

Nach bereitetem Weihwasser beten Alle aufrecht stehend mit zusammengelegten Händen ein lautes Gebet, das ziemlich lange dauert und in der gröfsten Andacht hergesagt wird, dabei bücken sie sich oft vorwärts und fallen endlich Alle auf die Erde nieder.

Während des Gebets wird nicht mehr geschellt. Nach Beendigung desselben ruft der Oberpriester, nachdem er die Zuhörer mit dem Weihwasser besprengt hat, jeden einzeln herbei, und vertheilt ihm dasselbe, indem er es ihm in die hohlen Hände giefst. Während dieser Ceremonie bläst ein Indier in eine Tritonsmuschel, ihren Tamtam, so dafs das kleine Zimmer davon fürchterlich erschallt. Und damit wird ihr Götzendienst beendigt. Doch halten sie ihn nicht immer auf dieselbe Art; Abweichun-

gen betreffen zwar nur das Unwesentliche; so blies einmal erst nach Vertheilung des heiligen Wassers der Oberpriester selbst in die Tritonsmuschel. *)

Die Indier zeigen gern ihren Götzendienst und führten uns selbst in ihren Tempel hinein; die Kalmücken dagegen lassen ungern einen Fremden zu ihren Götzen.

Jenseits der Wolga, mehrere Werste von der Stadt entfernt, befindet sich auf dem sogenannten Kalmückenmarkt der Götzentempel der Kalmücken. In seiner Nähe befindet sich ein kalmückisches Dorf, aus lauter

---

*) Wie sehr die Indier die Kuh verehren, geht aus folgendem Bericht der Madame *Deane:* Voyages dans le haut Hindostan, en anglais, hervor, v. Nouv. Ann. des voyages, par *M. M. Eyriès* et *Malte Brun*, Tome XXIX, 2e Livraison. 1826. *Article: Emplois de la bouze de vache parmi les Hindous.* L'intérieur de leurs maisons consiste d'une couche de bouze de vache. Les vieilles femmes et les enfans sont toujours occupés, à en recueillir. Ils la pétrissent avec les mains en forme des pâtés aplatis, qu'ils collent aux murs extérieurs pour sécher, ensuite ils les accumulent sous les hangars pour les employer à des constructions intérieures. Les murs en bouze de vache, ou qui en ont été recouverts, ont l'apparence d'un stuc, et ne répandent aucune odeur désagréable.

Un officier supérieur au service de la compagnie des Indes avait épousé une dame hindoue; il l'amena à Londres, et lui loua un joli appartement dans un des plus beaux quartiers de cette ville, tandis qu'il alla en Écosse faire une visite à ses amis. La première chose, que fit la dame après le départ de son mari, ce fut d'acheter une vache, qu'elle fit introduire dans son cabinet de toilette. L'hôtesse fit des rémontrances; la dame hindoue lui promit de lui payer tous les dommages, qui pourraient avoir lieu. Mais après quelques jours, la servante de la maison ayant averti l'hôtesse, que l'on collait de la bouze de vache sur les dorures du salon, et qu'il serait impossible, de l'en détacher, la bourgeoise de Londres conclut, que la dame hindoue était folle, et écrivit le jour même en Écosse, pour rompre le bail.

Kibitken am Wolga - Ufer bestehend, ein kleines Gehölz befand sich nicht weit davon. Der Götzentempel steht gesondert und bildet ein kleines aus zwei Stockwerken bestehendes hölzernes Häuschen; *) es ist vollkommen viereckig und hat nach allen Seiten Fenster. Eine steile schmale Treppe führt zum obern Stockwerke, worin ihre Götzen aufgestellt waren, man sah hier außser Bänken rings an den Wänden nichts mehr; aber auf einem Brette standen höher an der Wand einige Figuren, meist sitzende, aus Lehm gebildet, und nicht gröſser als etwa zwei Zoll; es waren weibliche, durch ihre starken Brüste kenntlich. Sie standen mehr nach Vorn; im Hintergrunde bemerkte man noch andere gemalte Bilder mit Leinwand bedeckt. Auſserdem befanden sich nebenbei eine Menge kalmückischer Schriftzüge, etwa Gebete oder Amulette; auf einem andern Bogen von gewöhnlichem blauem Papier war die Sonne abgebildet, doch ohne Strahlen; in den vielen Kreisen um sie sah man eine Menge Buchstaben, die irgend etwas Heiliges bedeuten mochten. Noch höher lagen auf andern Brettern an den Wänden kleine Lehmfiguren, die Gestalt einer Kibitke etwa darstellend; unten war jeder Figur ein Weizenkorn eingedrückt. Ihre Zahl war sehr groſs, und daraus könnte man schon folgern, daſs sie während ihres Götzendienstes an die Zuhörer vertheilt würden. Da ich heimlich in den Tempel hineinging, denn es wollte mich der Priester nicht hineinlassen, so entging mir die nähere Bedeutung dieser Lehmfigürchen; doch sollen die Kalmücken sie verzehren, etwa wie die Indier ihr heiliges Wasser verzehren, nach beendigtem Götzendienste. Ihr Priester wohnt neben dem Tempel, in einem ziemlich guten hölzernen Gebäude, worin man jedoch alles Ameublement vermiſst, einige Bänke an den Wänden ausgenommen.

*) Die nähere Beschreibung des lamaischen Götzendienstes und eines ihrer gröſsten Tempel s. m. in Klaproths Reise in den Kaukasus, Theil I.

In Astrachan befindet sich aufser den vielen russischen Kirchen eine sehr reiche, ganz neue armenische, in einem schönen neuern Style aus Stein erbaut. Die Zahl der Armenier ist hier sehr bedeutend.

Das Gymnasium hat einige brave Lehrer, unter denen sich besonders der stellvertretende Director H. **Popoff** auszeichnete. Es ist ziemlich stark besetzt, vorzüglich daher, weil aufser der Kreisschule und einer armenischen Schule keine andere Bildungsanstalt in der grofsen Stadt existirt. Man unterrichtet dort auch in der persischen und tatarischen Sprache; jene lehrt der wackere sehr unterrichtete Myrsa Abdullah Vezineff, der während der letzten Thronveränderung in Persien, als mit Feth Ali Schach das Haus der Kadsharen auf den Thron kam, mit einem nahen Verwandten des vorigen Schach's gleich nach dessen Ermordung nach Astrachan flüchtete, wo er seitdem Lehrer der persischen Sprache am Gymnasium wurde.

Die Hitze nahm in der Mitte Aprils bedeutend zu, meist zeigte das Reaumursche Thermometer 20° im Schatten zur Mittagszeit, des Morgens 15—16°. In der Sonne erschien uns die Hitze schon unerträglich, so dafs man Nachmittags in unsern nach der Sonnenseite gelegenen Zimmern gar nicht bleiben konnte; eine unwiderstehliche Erschlaffung und Mattigkeit lähmte die Kräfte und machte zu allen Anstrengungen unfähig.

Die Wolga führt alle Jahre immer mehr Sand mit sich und verschlämmt dadurch den Hafen bei Astrachan, vorzüglich vor der Admiralität ungemein. Früher war sie viel breiter, und das Wasser kam im Frühjahr bis unter die Fenster der Admiralität; jetzt ist aber der Canal der Wolga, wohin die Schiffe einlaufen, fast ausgetrocknet, wenigstens sehr seicht. Zwischen dem Canal und der Wolga hat man auf dem freien Platze, der zur Schiffswerfte dient, ein kleines Dorf gebaut und mehrere Bäume gepflanzt; ehemals war hier das Flufsbette, der Platz mithin immer unter Wasser gesetzt. Diefs geschieht jetzt

nur zuweilen noch im Frühjahr, so dafs alsdann das Wasser in die untersten Stockwerke der Häuser dringt.

An der ganzen Wolga bemerkt man überhaupt, dafs sie von Jahr zu Jahr seichter wird. Sie führt wegen ihrer schnellen Strömung eine Menge Sand mit sich, wirft kleine Hügel auf, die sich bald als Inseln gestalten und so aus dem Wasserspiegel hervorragen. Dadurch wird der Lauf der Fahrzeuge sehr gehindert. Diefs Jahr zeichnete sich durch die Verschlämmung der Wolga vorzüglich aus; bei Kasan und vor Nishnei Novogorod hatten sich so viele Sandbänke gebildet, dafs selbst kleinere Fahrzeuge, die zweimastigen Astrachanischen Kaufmannsboote nur mit Mühe durchkonnten, ja dafs sogar das Dampfboot, welches jedes Jahr mehreremal nach der berühmten Messe in Nishnei Novogorod *) Waaren führte,

*) Die Errichtung einer jährlichen Messe am linken Wolga-Ufer, 80 Werste von Nishnei-Novgrod, fand im Jahre 1524 unter dem Tsar Iwan Wassiljewitsch statt, um den Handel von Kasan zu schmälern. Der Tsar verbot den russischen Kaufleuten, die Sommermesse zu Kasan zu besuchen und bestimmte ihnen an dem Wolga-Ufer im Nishnei Novgrod'schen Gouvernement einen Ort, wo sie ihre Handelsgeschäfte mit Asien abmachen sollten. Doch konnten sich die Kaufleute von Astrachan, Persien und Armenien schwer daran gewöhnen, da sie bisher russische Pelz- und andere Waaren auf der Messe zu Kasan gefunden hatten. Auch wurde die Messe, die an dem Orte errichtet war, wo vordem das Kloster des heil. Macarius stand, von den Einfällen der Tataren mehrmals gestört. Aber nach der Wiedererbauung jenes Klosters im Jahr 1624, wozu man das Bild des heil. Macarius in feierlicher Procession aus einem andern Kloster hieher gebracht hatte, strömte viel Volk zu, und die Messe hob sich seit der Zeit ungemein; das Volk wallfahrtete zahlreich hieher und brachte auch eine Menge eigen verfertigter Handelsartikel mit, so Hüte, Stiefel, Leinwand, Thierfelle, hölzerne Geschirre u. s. w.

Doch erst 1648 zog diese Messe die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich, der Tsar Alexei Michailowitsch

diesen Sommer nicht bis zur Stadt kommen, sondern noch unterweges ausladen mufste.

---

ertheilte dem Orte die Handelsfreiheit, ohne fünf Tage lang Abgaben zahlen zu dürfen, die aber alsdann nach den Gesetzen entrichtet werden mufsten. Seit 1679 besuchten Moskauer Kaufleute in gröfserer Menge die Messe. Nach einem Ukase vom 14 Julius 1691, zufolge dessen Waaren, von fremden Kaufleuten als Contrebande eingeführt, confiscirt werden sollten, sieht man deutlich, dafs schon auswärtige Kaufleute die Messe besuchten, auch hatte die Zahl der russischen Kaufleute immer mehr zugenommen, wozu vorzüglich die vortheilhafte Lage des Orts in der Mitte der reichsten Gouvernements Rufslands und dann die Leichtigkeit beitrug, mit der die Waaren zu Wasser auf der Wolga nach den entlegensten Gegenden verführt werden konnten.

Den 10 Julius 1728 bestimmte Peter I die Dauer der Messe vom 29 Junius bis zum 5 Julius, damit die Kaufleute, wenn sie von der Messe reisten, noch zum 1 August zu der von Swinsk, und von hier am 15 September zur Messe von Krolevetz kommen könnten.

Auf diese Art hob sich die Messe von Makarjeff, mit der Zunahme der politischen Lage Rufslands und den allmählichen Verbindungen mit andern Völkern von Europa und Asien zu einer ausgezeichneten Stufe, auf der sie sich jetzt befindet, wodurch sie eine der ersten und gröfsten Messen Europa's geworden ist.

Anfangs wurden blofs Zelte für die Waaren errichtet, aber seit 1755 hölzerne Speicher. In wenigen Jahren vermehrten sich die Einkünfte des Staats auf 80,000 R. B.

Unter Paul I erhielt Jevreinoff, ein reicher Kasanischer Edelmann, die Erlaubnifs, auf seine Kosten zu Makarjeff einen steinernen Kaufhof zu errichten, dessen Einkünfte ihm gegen eine Abgabe von 28,000 R. B. an die Krone 20 Jahre lang zugehören sollten, nach Verlauf dieser Zeit sollte das Gebäude der Krone zufallen. Um aber den übrigen Kaufleuten nicht Abbruch zu thun, bestätigte der Kaiser Alexander I diefs Monopol nicht, sondern befahl, alle von Jevreinoff angelegten Gebäude und sonstigen Materialien ihm abzukaufen und errichtete den 22 Januar 1804 unter dem Vorsitz des Civilgouverneurs ein Bureau, um die Messe zu leiten und einen neuen Kauf-

Diefs Versanden der Wolga wird natürlich dem Handel ein grofses Hindernifs setzen: denn alle europäischen Waaren werden von Nishnei zu Wasser nach Kasan, Ssimbirsk, Ssaratoff und Astrachan verführt,

hof zu erbauen. Im Jahre 1809 wurde dieser beendigt; er enthielt 1400 Läden und kostete 600,000 R. B. Die jährlichen Einkünfte von ihm, so wie von 1800 für die Zeit der Messe errichteten Speichern beliefen sich auf 126,000 R. B. Aber 1816, den 18 August, wurde diefs Gebäude mit allen Speichern ein Raub der Flammen. Das folgende Jahr bewilligte der Kaiser eine Summe zur Wiederaufbauung eines neuen Kaufhofes, nicht auf dem alten Platze, sondern bei Nishnei Novgrod selbst, der Hauptstadt des Gouvernements, am Einflufs der Oka in die Wolga; der Bau dauerte bis 1822; dieser Kaufhof besteht aus 60 Hauptgebäuden, die 2524 Läden mit Wohnungen für die Kaufleute enthalten; aufser den Magazinen von Holz, die für gewisse Waaren jährlich errichtet werden. Aufserdem befinden sich dort ein grofses Gebäude für den Civilgouverneur und die Börse, zwei grofse Gebäude für die Messecomptoirs, die Post- und die Commerzbank-Gebäude, für die Polizei, das Hospital, die Apotheke und die Hauptwache; eine steinerne Kirche des heil. Macarius, eine armenische Kirche und eine tatarische Medsched. Jetzt dauert die Messezeit vom 15 Julius bis zum 15 August, oder Ende desselben.

Nach der Taxe von 1819 belief sich die jährliche Kronseinnahme von dem Kaufhofe auf 335,000 R. B., von 1822 auf 570,275 R. B., ohne die Speicher zu rechnen. Nach einem Ukase vom 27 Junius 1824 wurden die Preise erniedrigt, und 1825 waren die Einkünfte 382,934; 1826 — 381,819 R. B., 1827 — 408,689 R. B. Der Waarenwerth betrug im Jahre 1826 an 72,216,166 R. B., von denen für 47,932,546 R. B. verkauft wurden; im Jahre 1827 dagegen 91,296,464 R. B., von denen für 52,410,926 R. B. verkauft wurden. Die vorzüglichsten Handelsartikel sind Thee, Eisen, sibirische Felle, bucharische Baumwolle, Spiegel, Meublen aller Art, Branntweine, Weine, gesalzene Fische, Kaviar, Apothekerwaaren, nächstdem Stricke, Taue, Leder, Hammelfelle, Hüte, Stiefel, Leinwand, Mantelsäcke u. s. w.

so, wie dagegen die persischen Producte die Wolga hinauf gebracht werden. Nur dadurch können sie zu so billigen Preisen gestellt werden; selbst Schiffsbauholz wird aus dem Kasanischen Gouvernement nach Astrachan gebracht, desſsgleichen auch alle irdenen, gläsernen und porzellanenen Geschirre, Eisenwaaren und ähnliche Producte, die von da übers caspische Meer zu den Persern, Truchmenen, Chivensern und andern Völkern verführt werden. Astrachan hat überhaupt 11 Krons- und 42 Kauffahrteifahrzeuge, zusammen mit einer Lastengröſse von 64,000 Pud, so daſs es der bedeutendste Hafen *) für Ruſsland zum Handel auf dem caspischen Meere ist. Auſserdem gibt es aber noch in Astrachan, auſser 10 alten, 232 Fischerfahrzeuge.

Es ist aber im Frühjahr, beim Eisgange der Wolga, vorzüglich wenn alsdann ein heftiger SO anhaltend weht, sehr leicht eine Ueberschwemmung der Stadt zu fürchten; sie wird wohl alle Jahre mehr oder weniger durch den Austritt der Wolga beschädigt, da sie so niedrig liegt; die Dämme sind oft nicht im Stande, das Wasser zurückzuhalten. Stellt sich zu gleicher Zeit ein SO ein, der den Lauf der Wolga hemmt, und selbst noch das Wasser aus dem Meere in sie hineintreibt, so entsteht in der Regel eine starke Ueberschwemmung. Im Mai dieses Jahres wehte ein so heftiger SO, daſs die Wolga bei der Stadt über die Ufer trat und schon in die niedrigen Straſsen drang; hätte er nur noch einige Stunden angehalten, so würde die ganze Stadt unter Wasser gesetzt worden seyn, wie dieſs sogar im October 1790 geschah, wo die Ueberschwemmung der Stadt so groſs war, daſs

*) Die andern russischen Häfen an der Westküste des Meeres sind: Sladko-jeritschnaja (oder Schandrukow), Derbend, Nisow, Baku, Sallian und die Insel Ssara; an der Ostküste vorzüglich Tük-karagan; am persischen Ufer befinden sich fünf Häfen: Enveli, Chorumabad, Medsched-sär, Ferabad und Astrabad.

sie beinahe ganz unter Wasser stand und die umliegende Steppe gegen 120 Werste weit überschwemmt wurde. *)

Astrachan hat vielleicht nicht immer so weit vom caspischen Meere entfernt gelegen; jetzt beträgt die Entfernung über 70 Werste oder 10 Meilen, nach Olearius im Jahre 1636 nur 6 Meilen, woraus man schliefsen müfste, dafs das caspische Meer sich entweder zurückgezogen hätte, oder Astrachan an einem andern Orte erbaut worden wäre. Schon damals klagt Olearius über die geringe Tiefe der Wolga; er fand nicht über fünf Fufs Tiefe, wegen der vielen Inseln, deren Umgebungen überall seicht waren. Doch ist jetzt die Tiefe fast überall bedeutender; denn bei dieser geringen Tiefe von fünf Fufs könnte keine Corvette, selbst kein Transportschiff ins Meer hinein.

Den 23 April war ich nach dem Dorfe Tscherepacha gefahren; es war der Georgientag und daher eine Menge Volks draufsen; die Entfernung von der Stadt beträgt etwa acht Werste; man fährt auf einem ebenen sandigen Boden, auf dem viele Salpeterkrystalle anschiefsen, so dafs er aus der Ferne wie beschneit aussieht. Wir kamen bei den Kirchhöfen der verschiedenen Völker vorbei; die Indier verbrennen ihre Todten. In der Nähe des Landgutes befinden sich viele Schildkröten (*Emys europaea*), an einem Nebenarm der Wolga, der auch hier mit Waldung besetzt ist; es gehört einem armenischen Edelmann Achmatjeff. Diefs ist fast die besuchteste Ausfahrt der Astrachaner, die weit und breit nur Sandsteppe vor sich sehen.

Einige Tage darauf war ich zu Wasser nach den Fünfhügeln (Pjät bugry) gefahren, einer Insel in der Wolga, auf der ein tatarisches Dorf ist. Die Gegend

*) S. Reineggs, Reise in den Kaukasus, I. Theil. p. 160.

ist, wie alle Inseln der Wolga, sandig, unfruchtbar und zeichnet sich durch fünf kleine Hügel aus, die sie bilden. Ein Tatar hat hier einen Garten mit Fruchtbäumen angelegt; sonst sieht man wenig Gesträuch und wenig andere Bäume auf der Insel; selbst der Graswuchs ist nur sparsam. Von Vögeln waren vorzüglich Enten (*Anas Tadorna, casarca*), das Wasserhuhn (*Fulica atra*), der Fasan (*Phasianus colchicus*), Baklane (*Halieus pygmaeus*) und Möven (*Larus ridibundus, canus, naevius*) auch einzelne Reiherarten (*Ardea major, cinerea nivea, nycticorax*) in grofser Menge da, seltener zeigten sich Falken (so *F. milvus*) oder kleinere Vögel, als *Fringilla montana, Sitta europaea, Upupa epops*, u. a.; eben so häufig waren viele Amphibien, hauptsächlich der Lachfrosch (*Rana cachinnans*), auch eine neue Kröte (*bufo cruciger, m.*) in grofser Menge, ferner Eidechsen und Wasserschlangen (vorzüglich *Coluber ater, m.* und *C. hydrus* und *scutatus, Pall.*) Zu den Fischen gehören die Störarten (*Acipenser huso, sturio, ruthenus, stellatus*, am seltensten findet sich und immer nur in einzelnen Exemplaren A. Schypa); ferner *Salmo leucichthys, salar, Cyprinus brama, vimba, ballerus, carpio* (oft ellenlange), *tinca* und viele andere, wie sie in allen Flüssen leben; eben so auch Barsche, *Perca lucioperca, fluviatilis, Gasterosteus aculeatus, Cobitis taenia, barbatula*, desgleichen auch Hechte und Welse u. v. a. Von Flufsmuscheln fanden sich hauptsächlich *Mya pictorum, Mytilus edulis, Cardium edule, trigonoides*, und *rusticum, Corbula caspia* m., *Anaedon cygneum, Nerita fluviatilis, Paludina vivipara, balthica*, u. a.

Von Pflanzen blühten damals um Astrachan *Scorzonera pusilla, Pall., Meniscus linifolius, DC., Atriplex pedunculatum, L., Gypsophila acutifolia, Fisch., Aster Tripolium, L., Centaurea scabiosa, L., Ceratocephalus orthoceras, DC., Potentilla*

lupina, L., *Myosotis pedunculata*, Trev., *Alyssum minimum*, W., *Glechoma hederaceum*, L., *Lepidium perfoliatum*, L., *Ranunculus repens*, L., *Capsella Bursa pastoris*, Mönch., *Astragalus longiflorus*, Pall., *diffusus*, W. u. s. w.

Drittes Capitel.

Abreise von Astrachan.

Den 7 Mai um 11 Uhr Abends verliefs ich Astrachan auf einem Katter, um die Corvette Hercules einzuholen, die schon Mittags die Anker gelichtet hatte und nach dreimaligem Kanonendonner abgesegelt war. Obgleich die Schiffsmannschaft sehr zahlreich war, so hatte sie doch sehr viele Mühe gehabt, den 75 Pud schweren Anker aufzuheben und so die Wolga hinunter zu segeln: denn der Wind wurde ihnen conträr, trieb sie bald ans jenseitige Ufer, bald in die Runde herum.

Wegen der Gröfse des Hercules ist das Hinabfahren auf der Wolga ins Meer hinein, etwas schwer, ja oft insofern unmöglich, dafs man auf seichten Stellen die Zunahme des Wasserstandes abwarten mufs, ehe man weiter segeln kann. Die 120 Fufs lange, dreimastige Corvette greift mit der Ladung von 2000 Pud schon acht Fufs ins Wasser; ist sie ganz geladen so nimmt sie aufser 16 Kanonen etwa 14000 Pud an Bord, und greift über zehn Fufs ins Wasser. So beladen könnte sie unmöglich die Wolga hinuntersegeln, da sich so viele seichte Stellen in ihr finden. Um diese Schwierigkeiten zu überwinden, wurde der gröfste Theil der Ladung einer Galiote übergeben, die uns bis zum Ausflufs der Wolga als Transportschiff dienen mufste; der Wasservorrath für die Schiffsmann-

mannschaft, etwa 100 Mann, mit den Unterofficieren, sollte erst dort eingenommen werden; und doch wurde die Corvette nur sehr schwer von der Strömung der Wolga, wenn Windstille war, vorwärts getrieben. Sie mufste daher meistentheils von zwei Barkasen *) bugsirt oder selbst am Lande von Matrosen gezogen werden. Wir machten so etwa fünf Werste in 24 Stunden.

Den 3ten Tag erst erreichten wir die Bertülsche Quarantaine; die Ufer der Wolga waren bis hieher bald sandig, bald mit Wald bewachsen; nur selten sahen wir einzelne Hütten oder ein kleines Fischerdorf. Die Quarantaine, für die aus Persien kommenden Schiffe bestimmt, besteht aus einigen steinernen Gebäuden und wenigen Hütten; dort wohnt der Arzt und der Inspector der Quarantaine mit einigen Beamten. Kurz vor ihr theilt sich die Wolga in drei Arme, von denen der eine die alte Wolga selbst bildet, die ehemals sehr tief und allein schiffbar war. Noch vor etwa zwanzig Jahren fuhren auf ihr grofse Fahrzeuge ins Meer; die beiden andern Arme dagegen sind sehr schmal. Der Arm Tschelima ist nicht schiffbar, da er zu unbedeutend ist; hingegen der Arm Bachtemir ist weit gröfser, und jetzt wegen seiner bedeutendern Tiefe vorzüglich fahrbar. An ihm liegt die Quarantaine. Die alte Wolga ist seit einigen Jahren an einzelnen Stellen so seicht geworden, dafs sie nicht über vier Fufs Tiefe hat, so dafs die meisten Transport- und selbst Kauffahrteischiffe nicht im Stande sind auf ihr durchzukommen. Daher ist dieser Arm jetzt ganz verlassen und nur der rechte Arm fahrbar. Dieser besitzt aber auch einzelne seichte Stellen; daher kommen Fahrzeuge, wie unsere Corvette, nur mit Mühe

*) Der Barkas ist ein etwas gröfseres Boot als der Katter, das acht Matrosen Ruderer und zwei Segel enthält, aber viel breiter ist und schwerer regiert werden kann als der leichtere Katter.

durch, davon abgesehen, dafs man wegen vieler Krümmungen dieses Arms sehr grofse Umwege machen mufs.

In der Quarantaine besuchte ich den Dr. Blum, einen früher sehr thätigen Botaniker, der eine schöne Sammlung dortiger Pflanzen besitzt und noch neulich die *Valisneria Jacquiniana*, *Spr.* am Ausflufs der Wolga gefunden hat. Er lag am chronischen Rheumatismus krank, hatte aber wenig Geschäfte, da er nur die Besichtigung der auf Schiffen aus Persien ankommenden Kaufleute auf sich hat.

Vor jener Theilung schickt die Wolga schon nördlich von Astrachan eine Menge Arme ins Meer, die sich auf mehrere sechzig belaufen und jährlich zahlreicher werden. Diese Arme bilden unzählige Inseln, die meist sandig und unbewohnt kaum einen dürftigen Graswuchs, sehr selten Waldung besitzen.

Das erste bedeutende Dorf, das wir sahen, war Ikrjanaja, das aus zwei Dörfern gleiches Namens bestehet, wovon das gröfsere zahlreiche Wohnungen besitzt und von schönen Pappel-Alleen umgeben wird. Darauf kamen wir in das Petuchow'sche Fahrwasser, wo wir schon auf einzelne seichte Stellen geriethen, so dafs unsere Corvette, vorzüglich unfern des Dorfes Dolgorukovaje, stecken blieb.

Um das Schiff von der Sandbank loszubringen, mufsten die Matrosen von einer Seite desselben auf die andere laufen und dann mit einem Male aufspringen; dadurch wurde es wirklich von der Untiefe fortbewegt. Oder, wenn die Sandbank zu lang und zu bedeutend war, so wurden zwei Barkase vorangeschickt, um einen 75 Pud schweren Anker in einer gewissen Entfernung ins Wasser zu werfen. Das dicke Ankertau rollten nun die Matrosen mit der gröfsten Mühe an der horizontalstehenden Schiffswinde (dem Spill) auf, während andere Matrosen in dem zweiten Barkas an einem dicken Tau das Schiff seit-

wärts zurückhielten, damit es vom Sturme nicht aufs Neue auf die Untiefe zurückgeworfen würde.

So gelang es uns endlich loszukommen und ins Fahrwasser Jamni hineinzusteuern, wo uns aber überall, vorzüglich um das Dorf Charbai, Untiefen erwarteten; wir brachten zwei Tage bei unsäglicher Anstrengung der Matrosen mit dem Ziehen der Corvette auf den Barkasen und mit dem Umdrehen der Schiffswinde zu, ehe wir um dasselbe herumkommen und rechts hineinbiegen konnten, wo der frühere conträre Wind uns günstig wurde und wir mit gespannten Segeln gleichsam ums Vorgebirge der guten Hoffnung herumsteuerten. Wir legten so in zwei Stunden eine Strecke von fünfzehn Werst zurück, steuerten selbst ohne Mühe über eine Untiefe, die jetzt neun Fufs Wasser hatte, während zu einer andern Zeit das Fahrwasser hier so flach ist, dafs unsere Corvette, im vorigen Jahre, zwei Monate zubrachte, um nur von Astrachan aus bis über diese Untiefe zu kommen. Wir segelten also ziemlich schnell, von beiden Seiten der Corvette unaufhörlich die Tiefe erforschend, vorwärts; rechts standen in gewissen Entfernungen kleine Fahnen im Wasser, um dadurch das wahre gefahrlose Fahrwasser zu bezeichnen. Aber kaum waren wir über diese Untiefe vorbei, so hörte auch der günstige Wind auf, und wir mufsten die Nacht unthätig liegen bleiben.

Den 17 Mai mufsten die Matrosen, obgleich am Sonntage und bei ganz ungünstigem Winde am Spill gehen und die Corvette bugsiren; so machten wir einige Werste, geriethen aber unaufhörlich auf neue Sandbänke, so dafs die Matrosen beständig von einer Seite der Corvette auf die andere reihenweise springen mufsten, um sie durchs Schaukeln von ihnen abzubringen.

Den 18 Mai gelangten wir endlich zur berüchtigten und allgemein gefürchteten Rakuscha, *) einer über 600

*) Rakuscha bedeutet eine Muschel, wovon meist der Boden derselben bedeckt ist.

Faden langen Sandbank, die sich zwischen dem alten und dem neuen Quarantaine-Hügel, dem Tschekurnischen und dem Waarenhügel ausbreitet. Der Wasserstand ist auf ihr selten über vier bis sechs Fuſs tief, und da unsere Corvette beinahe acht Fuſs tief ins Wasser griff, so muſste sie, um bequem durchzukommen, neun Fuſs Tiefe abwarten; zu dem Zwecke muſs ein starker Süd-Ost die Strömung der Wolga und des Jaik zurückhalten und das Meerwasser selbst in diesen Wolgaarm hineintreiben; alsdann vergröſsert sich die Tiefe um mehrere Fuſs und die Corvette kann, selbst bei ungünstigem Winde, wenn die Matrosen an die Schiffshaspel gehen, über die Untiefe fortbugsirt werden. Um einen solchen SO zu erwarten, kann man oft Monate lang auf der Rakuscha unthätig liegen; im vergangenen Jahre lag der Hercules beinahe drei Monate auf ihr, und jetzt muſste ich auch ein ähnliches Loos fürchten, wobei mir natürlich die beste Jahreszeit zu meinen Untersuchungen verloren ging.

Jetzt ist auf der Rakuscha meist sechs, seltener sieben Fuſs Tiefe; es scheint sogar, als ob seit einigen Jahren das Wasser sich auf ihr vermehrt, wenigstens nicht mehr so bedeutend abnimmt als früher. Vorher konnten Schiffe, die mit voller Ladung eilf Fuſs ins Wasser fahrten, bis kurz vor dem alten Quarantaine-Hügel landen, um hier ihre Quarantaine auszuhalten; jetzt kommt keine Budarke *) an ihn heran, so daſs ich mich aus ihr mehrere hundert Schritte heraustragen lassen muſste, als ich dort zur Untersuchung des Hügels landete. Das war auch die Ursache, weſshalb die Quarantaine von hier näher nach Astrachan hin verlegt wurde. Und dennoch will man aufs Neue die Quarantaine in die Nähe dieses Hügels zurückverlegen, auf den birütschi bugor, oder

*) Eine Budarke ist ein kleines Boot, das 1 ½ — 1 Fuſs im Wasser sitzt.

den neuen Quarantaine-Hügel, weil hier unter allen Hügeln die gröſste Tiefe herrscht, wiewohl auch unser Katter neulich kaum bis ans Ufer gezogen werden konnte, da mehrere hundert Schritte vom Ufer nur zwei bis drei Fuſs Tiefe gefunden wird. Doch können in nicht weiter Entfernung vom Lande kleine Fahrzeuge recht gut vorbeisegeln und ihre Waaren hier aus- oder einladen. Die meisten Astrachanischen Kaufleute schicken nämlich ihre Waaren auf kleineren Böten hieher, um ihre nachfolgende Schoute (die Seeleute auf der Corvette sprachen Skold), ein zweimastiges Kaufmannsschiff erst hier zu befrachten, damit es von den Untiefen der Wolga nirgends aufgehalten werde.

Jetzt geht man sogar mit dem Plane um, den Astrachanischen Hafen selbst aufzuheben und einen neuen am Ausfluſs der Wolga anzulegen; natürlich würden dadurch alle Schwierigkeiten gehoben werden, allein die Kosten zur Errichtung eines neuen Hafens am Meere würden dabei nicht gering seyn.

Den 19 Mai wehte ein günstiger Seewind, das Wasser stieg, doch machten wir nur funfzig Faden auf der Rakuscha bei der gröſsten Anstrengung an der Schiffswinde. Es blieben uns noch 300 Faden, die aber wegen ihrer viel seichteren Beschaffenheit weit mehr Zufluſs verlangten, um die Corvette durchzulassen. Jetzt ist der Wasserstand ziemlich beständig sechs Fuſs, und wir brauchen sieben und dreiviertel Fuſs Tiefe. Nur bei anhaltendem Nordwinde wird diese Tiefe um einige Fuſs verringert; im Frühjahr wehen aber ziemlich beständige Südwinde, die das Wasser von der See herantreiben.

Ich besuchte, während wir auf der Rakuscha einen günstigen SO abwarten muſsten, die nahgelegenen Hügel; sie waren alle von Flugsand, mit Muscheltrümmern gemischt, gebildet und ganz unfruchtbar. Einige hatten ziemlich hohe Sandberge, mit Steppenpflanzen bewachsen, und von Eidechsen, Schlangen, vorzüglich aber vie-

len Arten Heuschrecken bewohnt. Nur wenige hätten einige Fischerhütten. Auf der Insel Shitnoi, einen an sich öden Sandhügel, der dem reichen Astrachanischen Kaufmann Schaposchnikoff gehört, war eine Wataga erbaut; wir sahen eben Störe von ungeheurer Gröſse fangen; sie soll viel einbringen; auf der Insel befand sich auch ein kleines Dorf desselben Kaufmanns. Tiefer nach dem Ausflusse der Wolga, vorzüglich auf den Hügeln um die Rakuscha, wurden von mir folgende Pflanzen beobachtet:

Salvinia natans, *Schreb.*, *Hierochloa* borealis, *R.* et *S.*, *Alopecurus* pratensis, *L.* (seta vix exserta), *Alop.* Pallasii, *Tr.*, *Crypsis* alopecuroides, *Schrad.*, *Agrostis* polymorpha, Huds. (var. pumila), *Panicum* sanguinale, *L.*, *Aira* humilis, *MB.*, *Poa* eragrostis, *L.*, *Bromus* tectorum, *L.*, *squarrosus*, *L.*, *Festuca* elatior, *L.*, *Agropyrum* orientale, *R.* et *S.*, *prostratum*, *R.* et *S.*, Sibiricum, *W.* (variegatum *Fisch.*), *Carex* nemorosa, *Lumn.*, nutans, *Host.*, *Juncus* bulbosus, *L.*, *Scirpus* maritimus, *L.*, *Tulipa* biflora, *Pall.*, *Asparagus* verticillaris, *L.*, *Rumex* Marschallianus, *Reichb.*, *Atriplex* laciniatum, *L.*, pedunculatum, *L.*, *Halimocnemis* brachiata, *Mey.*, oppositifolia, *Mey.*, *Microlepis* salsa, *Mey.*, *Camphorosma* ruthenicum, *Bieb.*, *Kochia* hyssopifolia, *Schrad.*, *Salsola* ericoides, *Bieb.*, crassa, *Bieb. β.*, lanata, *Pall.*, tamariscina, *Pall.*, *Statice* Scoparia, *L.*, incana, *L.*, *Glechoma* hederaceum, *L.*, *Lindernia* pyxidaria, *L.*, *Amaranthus* pallidus, *MB.*, *Ammannia* caspia, *MB.*, *Myosotis* pedunculata, *Trev.*, *Echinospermum* lappula, *Lehm.*, patulum, *Lehm.*, tuberculosum, *Ledeb.*, *Lithospermum* officinale, *L.*, *Thymus* Marschallianus, *W.*, cimicinus, *Blum.*, *Artemisia* neglecta, *Spr.*, monogyna, *Kit.*, *Tragopogon* ruber, *Gm.*, porrifolius, *L.*, *Inula* caspia, *Blum.*, *Pyrethrum* achilleaefolium, *W.*, *Hieracium* umbellatum, *L.*, *Senecio* squalidus, *L.*, paludosus, *L.*, *Gnaphalium* montanum, *W.*, arenarium, *L.*, *Aster* dracunculoides,

Lam., *Scorzonera* laciniata, *L.*, *Scabiosa* isetensis, *W.*, *Gypsophila* paniculata, *L.*, *Cerastium* viscosum, *L.*, *Stellaria* viscida, *MB.*, *Arenaria* graminifolia, *Schrad.*, *Cachrys* odontalgica, *Pall.*, *Tamarix* hispida, *W.*, *Ceratocepalus* orthoceras, *DC.*, *Astragalus* contortuplicatus, *L.*, dealbatus, *Pall.*, longiflorus, *Pall.*, virgatus, *Pall.*, brachyceras, *Ledeb.*, *Melilotus* Petitpierreana, *Hayn.*, *Lotus* gracilis, *Kit.*, *Lathyrus* incurvus, *W.*, *Delphinium* divaricatum, *Ledeb.*, *Glycyrrhiza* glandulosa, *Kit.*, *Nelumbium* caspium, *Fisch.*, *Euphorbia* chamaesyce, *L.*, *Ephedra* monostachya, *L.*, *Frankenia* hispida, *DC.*, *Hypecoum* pendulum, *L.*, *Sisymbrium* contortuplicatum, *DC.*, pumilum, *Steph.*, pannonicum, *Jacq.*; *Bunias* syriaca, *Gaertn.*, *Euclidium* tataricum, *DC.*, *Hutchinsia* procumbens, *Desv.*, *Lepidium* latifolium, *L.*, Draba, *L.*, *Meniscus* linifolius, *DC.*, *Leptocarpaea* Loeselii, *DC.*, *Camelina* sativa, *Cr.*, *Alyssum* rostratum, *Stev.*, *Erysimum* versicolor, *Andrz.*, *Goldbachia* laevigata, *DC.*, *Linaria* macroura, *MB.*, *Sida* Abutilon, *L.*, *Trigonella* polycerata, *L.*, *Ranunculus* oxyspermus, *MB.*, *Silene* viscosa, *Pers.*, *Papaver* laevigatum, *MB.*

Zu den Thieren, welche die Inseln bewohnten, gehörten vorzüglich jene Arten Enten, Baklane, und Möven, so *Anas* rutila *Pall.* (*Kasarka Gm.*), tadorna, ruficollis *Pall.* (torquata *Gm.*), rufina, fuligula, u. a., *Halieus* pygmaeus, *Larus* cinerarius, naevius, ridibundus, canus; eine Menge Seeschwalben, *Sterna* caspia, hirundo, nigra, minuta, *Platalea* leucorrhodia, u. a. Zu den Amphibien gehören *Emys* europaea, die oft um unser Schiff im Wasser herumschwamm, *Coluber* natrix, hydrus, caspius, ater, m., eremita, m., die gewöhnlichen Störarten, in *A.* stellatus fand sich ein neuer *Echinorhynchus* luteus, *m.*, *) von Fischen waren dieselben

*) *Diagn.* collo brevissimo, proboscide apice incrassata, uncinulorum seriebus 16 ornata, corpore toto luteo, antice inflato, postice rotundato, sola proboscide alba.

aber weit seltener da; von Crustaceen *Astacu* fluviatilis, *Gammarus* pulex und caspius; von Insecten waren die Heuschrecken am häufigsten, so *Acridium* armatum, *Fisch.*, rugosum, m., *Locusta* serrata *Fabr.* (*pedo Pall.*), *Gryllus Laxmanni*, u. v. a., ferner *Empusa* pauperata, viele *Libellen* (*Libellula*, *Agrion*), *Cercopis* spumaria, *Tetyra* nigrolineata, und viele Schmetterlinge, so *Papilio* trivia, Corythalia, Athalia, Dictynna, Euphrosine, cardui, virgula, venula, argus, aegon, Agesthis, *Alucita* pentadactyla, *Geometra* cloraria, *Tinea* sanguinella, camella, eben so auch *Phalæna* nitidaria, *Bombyx* grammica, u. v. a.; endlich Taranteln, *Ixodes* caspius, m. (doch nur selten im Sande); zu den oben angeführten Muscheln und Schnecken gesellten sich noch einzelne seltene Glycymeris - Arten, so G. colorata, m., edentula (*Mya* edentula *Pall.*), *Paludina* balthica, *Nils.*, die also eben so gut im balthischen und schwarzen (wo ich sie am Ausflusse des Dnester und Bug fand), als auch im caspischen Meere angetroffen wird; endlich *Mytilus* polymorphus, oft in sehr dünnen, zugerundeten, wenig eckigen Exemplaren, *Nerita fluviatilis*, u. s. w.

Den 14 Junius hatten wir schon über drei Wochen auf der Rakuscha festgesessen; kein SO zeigte sich, oder wenn auch ein Seewind einmal eintrat, so war es ein reiner S., der uns keinen Vortheil brachte. Er muſs zugleich aus O wehen, die Arme der Wolga und anderer Flüsse bis zum Jaik zurückhalten und ihr Wasser hiehertreiben; dadurch nur kann ein gröſserer Wasserstand auf der Rakuscha eintreten. Wir hatten einigemal einen starken Nordwind gehabt, der unsere Rakuscha noch seichter machte, so daſs wir nur vier Fuſs Tiefe hatten: doch war sie nicht von langer Dauer. In der vierten Woche vermehrte sich das Wasser wieder ziemlich stark, und wir konnten aufs Neue hundert Faden gezogen werden. Endlich stellte sich an einem Sonntagsmorgen ein frischer SO ein; wir wurden um sechs Uhr Morgens durch

das Geräusch der Schiffswinde geweckt; die Matrosen arbeiteten unaufhörlich und strengten ihre letzten Kräfte an. Der SO wurde immer stärker, das Wasser nahm immer mehr zu, und so gelang es uns, die rückständigen 200 Faden zu überwinden. Das Wasser hatte so auf der Rakuscha eine Tiefe von zehn Fufs erreicht. Die Matrosen boten alle möglichen Kräfte auf, um die Corvette gegen den starken, conträren Wind zu ziehen: dabei dienten uns die Fahnen der Rakuscha immer als Zeichen der gröfsern Tiefe.

So kamen wir denn bei der Brandwache vorbei, die aus zwei Transportschiffen der Krone besteht, einige Kanonen an Bord hat und jedes hier vorbeisegelnde Schiff visitiren mufs; davon waren wir selbst nicht ausgenommen. Der Capitän der Brandwache kam zu uns an Bord, liefs sich alle Pässe der Passagiere zeigen und fragte die Mannschaft, ob sie gegen ihren Capitän keine Klagen vorzubringen hätte.

Aufserdem kreuzt die Brandwache jeden Abend am Ausflusse der Wolga, um alle heimlich in dieselbe einlaufenden Schiffe anzuhalten, den Schleichhandel zu hintertreiben, auch das Entweichen unverpafster Inländer zu verhüten. Von Astrachan werden jährlich eine Menge Perser nach Persien zurückgesandt, von denen die meisten gewifs ohne Pässe die Brandwache passirten.

Endlich ist's Pflicht derselben, im Spätherbst, vorzüglich im September und October, wo heftige Stürme in diesen Gegenden herrschen, auf der Insel Tschetiri Bugri (den Vierhügeln) ein Wachfeuer auf dem Leuchtthurm zu unterhalten, um den Schiffen in der See den Landungsplatz anzuzeigen. Im Sommer kommt die Brandwache selten hieher, da befindet sie sich meist 15 bis 20 Werste nordwärts, unfern der Rakuscha, vor der Jamna, einer Stelle der Wolga, wo sie plötzlich wie ein Kessel eine sehr bedeutende Tiefe, im Umfange von nicht mehr als zwei Wersten, annehmen soll. Ehemals steckte man

hier die letzte Fahne auf, die Grubenfahne genannt, die das Ende der sandigen Untiefen andeutete. Der Boden ist hier sehr hart, besteht aus lauter kleinen Muscheln und festem quarzigem Sande, so daſs ein hier festsitzendes Fahrzeug sehr schwer von der Stelle bewegt werden kann.

Man hat im schwarzen Meere, vorzüglich am Ausflusse des Dniepers, wo ähnliche Sandbänke der Schifffahrt von groſsem Nachtheile sind, eine Vorrichtung, um gröſsere Fahrzeuge ins Meer hineinzuleiten; man versenkt durch gewisse Maschinen zu beiden Seiten eines solchen fortzubewegenden groſsen Schiffes zwei kleinere Schiffe, pumpt das Wasser aus ihnen heraus, so daſs sie nun leichter werden und das gröſsere Fahrzeug heben. Dadurch wird es über die oft werstlangen Sandbänke vorwärtsgetrieben. Allein diese Vorrichtung ist zu kostspielig, und erfordert zu viele Menschen, und da am caspischen Meere eigentlich nur eine groſse Corvette so bedeutende Hindernisse am Ausflusse der Wolga findet, so würden so groſse Ausgaben ohne vielen Nutzen gemacht werden.

Wäre hier der Boden nicht zu fest, so könnte man von einer andern Vorrichtung Gebrauch machen, deren man sich am Ufer der Krymm bedient, wo jedoch ein weicher Lehmboden herrscht. Vor dem fortzubewegenden Schiffe fährt ein kleineres Fahrzeug, in welchem zu beiden Seiten Schaufeln angebracht sind, die den Lehm vom Grunde des Bodens aufheben und auf die Seite werfen. Der Wasserstand wird dadurch tiefer und das Schiff geht nun ungehindert durch.

Auſser dieser dreimastigen Corvette gibt es nur noch ein dreimastiges Bombardierschiff von bedeutender Gröſse, das lange Zeit bei der Insel Ssara mit der russischen Flotille vor Anker lag; seit 1823 kehrte es aber nach Astrachan zurück, um ausgebessert zu werden. Es führt zwei Mörser bei sich, ist aber gegenwärtig ziemlich

überflüssig, da nur die russische Flagge auf dem caspischen Meere weht. Die andern Fahrzeuge sind meist kleinere Zweimaster, so zwei Briggs mit Kanonen, die zum Kreuzen an der persischen Gränze dienen; nächstdem etwa acht Transportschiffe ohne Kanonen, die nur Proviant für die am Ufer des caspischen Meers liegenden russischen Truppen führen; einige, wie der Jaik, sind aber so baufällig, dafs sie schwerlich einem starken Sturme widerstehen würden und unaufhörlich Wasser schöpfen. Aufserdem hat die Astrachanische Flotte, die aus tausend Matrosen besteht und eine Equipage bildet, noch zwei bewaffnete Böte, die zur Beschützung der Fischerkähne um den Jaik kreuzen. Am schwarzen Meere befinden sich zwei Equipagen, die Zahl der Matrosen *ist* also doppelt so grofs und die Schiffe in weit besserm Zustande.

Das caspische Meer besitzt aber aufser diesen Kronsfahrzeugen noch eine Menge Schouten und Raschiwen, die meist zweimastige und sehr geräumige Kaufmannsschiffe bilden, und da sie von ziemlich unwissenden Lootsen regiert werden, aufserordentlich häufig scheitern; denn die beständigen Stürme und der steinige Boden des Meeres, worin kein Anker hält, nebst den vielen Klippen erschweren selbst geübten Seeleuten das Segeln auf diesem See; wie viel mehr müssen nicht unkundige Lootsen von ihnen zu leiden haben!

Daher hört man so oft die Astrachanischen Kaufleute, als Eigenthümer solcher Fahrzeuge, über die unwissenden Lootsen klagen; doch ist diesem Uebel schwer abzuhelfen. Ein reicher Astrachanischer Kaufmann, ein Armenier, hat sogar ein dreimastiges, an Umfange also sehr bedeutendes Fahrzeug, der Blitz genannt, auf dem Meere, und wir sahen es eben, mit getrockneten Fischen (meist dem Kuttum, *Cyprinus nasus*) beladen, aus Enselli zurückkehren. Die Herbststürme auf dieser offenen, aufserordentlich gefahrvollen Rhede hatten ihm einen Mast

zerbrochen; es lag hier vor Anker, allein das Haupttau war gerissen, ohne daſs es die Mannschaft bemerkt hatte. Wir segelten des Nachts langsam bei ihm vorbei, und als wir in seine Nähe kamen, warf es der Wind auf unsere Corvette, daſs sie fürchterlich krachte, und nur mit Mühe von ihm losgemacht werden konnte.

Als wir über die Rakuscha waren, wurde ein Theil der Ladung von der uns begleitenden Galiote eingenommen und auf der Corvette gehörig verpackt. Darauf segelten wir einige Werste weiter, weil dort die beständige Tiefe nur neun Fuſs ist, wir aber schon zehn Fuſs brauchen.

Der Tag war sehr heiſs, der SO gering, aber angenehm erfrischend. Selbst spät Abends nach der angestrengtesten Arbeit beim Aus- und Einladen zogen die Matrosen die Corvette weiter, so daſs wir nur fünf Werste etwa von Tschitiri bugri entfernt waren. Wir konnten durch ein gutes Fernrohr deutlich den aus Holz erbauten, oben mit einer Galerie gezierten Leuchtthurm erkennen; die Insel wird nicht bewohnt und besteht aus vier Sandhügeln, die der Länge nach an einander gereiht erscheinen, aber ganz unfruchtbar sind. Sie nehmen an Gröſse immer mehr zu, weil der Wind durch den Wellenschlag unaufhörlich eine gröſsere Menge Sand hinzuführt.

Hier nahmen wir aufs Neue einen Theil der Ladung ein, füllten vierzig groſse Tonnen mit süſsem Wasser, denn hier ist das Wasser noch nicht salzig, und steuerten so gegen Abend bei einem sich einstellenden günstigen NW etwas südwärts. Aber da der Wind sich allmählich verminderte und die Galiote unaufhörlich Wasser schöpfte, so muſsten wir sehr langsam segeln, und machten die ganze Nacht hindurch nicht über fünf Werste.

Darauf nahmen wir die letzte Ladung ein; den ersten Tag ging's so ziemlich, allein den zweiten erhob sich ein so heftiger Sturm aus NW, daſs unsere Galiote zu heftig an die Corvette geworfen wurde und da-

bei Gefahr lief beschädigt zu werden. Deſshalb muſste die Galiote sich etwas von der Corvette entfernen und zwei Anker werfen, weil einer sie nicht festhielt. Der Wind änderte sich, blies aus SW und wurde weit heftiger, so daſs wir die nachgebliebene Ladung an Holz durchaus nicht einnehmen konnten. Kein Barkas konnte zur Galiote heran, und so blieben wir aufs Neue drei Tage lang, ohne zu segeln, müſsig liegen. Endlich legte sich der Wind, es gelang uns, die letzte Ladung aus der Galiote einzunehmen, allein wir konnten noch nicht weiter, weil eine Windstille eintrat, die mehrere Tage anhielt. Die Galiote segelte unterdessen bei eintretendem SO nach Astrachan zurück. S. Gmelin segelte mit seiner Galiote einen andern Arm der Wolga hinunter, bei der Fischerei Besmudnoja vorbei, 25 Werste von Astrachan, dann nach Bucharzowaja Wataga, 15 Werste von da, und so nach dem damaligen Fort Sedlitzkaja, das ehemals eine Proviantfestung für die russischen Truppen auf der Westküste des caspischen Meeres war, späterhin aber, als diese an Persien zurückgegeben wurde, geschleift ward. Schon Gmelin klagt über den seichten Strom; zwei bis drei Faden war die gröſste Tiefe; daher blieb das Fahrzeug oft sitzen und muſste mit groſser Mühe losgemacht werden (Theil III. 5.); gröſsere Fahrzeuge müssen oft Anker werfen, sagt er, und einen Südwind aus der See, der das Wasser erhöht, erwarten, deſshalb sind sie öfter genöthigt, ganze Monate still zu liegen. Daher schlug schon damals Gmelin vor, einen Hafen am Ausfluſs der Wolga ins Meer anzulegen, was auch, wie ich oben sagte, die russische Regierung jetzt beabsichtigen soll.

Viertes Capitel.

Reise nach Tük-karagan.

Den 22 Junius stellte sich endlich ein leichter NO ein, der uns erlaubte, die Segel zu spannen, und so diese für unsere Corvette noch immer unbedeutende Tiefe von dreizehn Fuſs zu verlassen, denn es war noch immer gewagt, bei einem eintretenden Sturme hier vor Anker zu liegen. Die Corvette konnte von ihm nicht nur mit dem Kiele auf den Grund gebohrt, sondern auch ostwärts auf eine unterirdische Sandbank geworfen werden; diese ist sehr bedeutend und führt den Namen der Reinen Bank, von ihr erstreckt sich eine seichte Stelle sehr weit ins Meer hinein, vorzüglich nordwestwärts, wo nie eine gröſsere Tiefe als 13 Fuſs angetroffen wird. Kaum waren wir von ihr herunter, so fing plötzlich eine Tiefe von 2½ Faden an, die allmählich bis auf 10 Faden zunahm. Hier wird das Wasser auch nach und nach gesalzen und nimmt seine ihm eigenthümliche meergrüne Farbe an.

Der Wind änderte sich, wurde NO, und wir richteten unsern Lauf anfangs nach Tarki. Kaum aber waren wir eine Strecke mit diesem Winde gesegelt, so drehte er sich aufs Neue und wurde NW, so daſs wir nunmehr vortheilhafter nach Tük-karagan steuern konnten. Bald darauf wurde er ein reiner N. Wir konnten unsern Lauf mit halbem Winde recht gut fortsetzen. Wir meinten die kulalische Inselgruppe in unserer Nähe, späterhin erwies sich aber der Irrthum unserer Seeleute.

Unser Steuermann, dem ich in vorkommenden Fällen unter den Officieren immer am meisten vertraute, wollte behaupten, daſs der Punkt, auf dem man sich auf dem

caspischen Meere befände, ungemein schwer bestimmt werden könnte. Diefs schlofs er vorzüglich aus der ganz unregelmäfsigen Strömung, die durchaus unter kein bestimmtes Gesetz zu bringen wäre, denn sie hängt nur vom Winde ab. In der Nacht war die Strömung ein Knoten (oder eine italienische Meile, etwa 1¾ Werst) in der Stunde gewesen, wir glaubten defshalb grade auf die Insel Swätoi loszusteuern, allein gegen acht Uhr Morgens sahen wir ein Land mit hohen Bergen und erkannten daran gleich das hohe Ufer von Tük-karagan, so dafs wir also zu weit südwärts von der zu starken Strömung fortgetrieben worden waren. Die Strömung war defshalb hier weit stärker als anderswo, weil der Jaik als grofser, schnell fliefsender Strom, noch weithin auf die Strömung des Meers einen grofsen Einflufs zeigt; bei einem heftigen Nordwinde wird seine Strömung schneller, seine Einwirkung auf die Strömung des Meers mufs natürlich dadurch gröfser werden. Ganz anders war die Strömung am Ufer, etwa zehn Werste von Tük-karagan, sie war kaum ¼ Knoten, weil hier kein Flufs sein Wasser dem Meere zuführt und dessen Strömung erhöht.

Was aber wohl noch mehr den Irrthum in der Rechnung verursacht hatte, war die schlechte Bauart der Corvette, die immer etwas zur Seite abwich, und dadurch einen Fehler verursachte, der jedoch bei der Berechnung berücksichtigt werden konnte. Dasselbe gilt eben so von der durch den Jaik vermehrten Strömung des Meers. Daraus liefse sich, vorzüglich bei nicht so grofsen Entfernungen, wie auf dem caspischen Meere, die Richtung, in der ein gegebener Ort liegt, leicht bestimmen, also die Fehler recht gut vermeiden, deren Nichtbeachtung uns so tief südwärts hinuntergebracht hatte.

Wir warfen etwa zehn Werste vom tük-karaganschen Ufer, bei einer Tiefe von 8¾ Faden Anker, und hatten so seit sieben Uhr Abends bis zwei Uhr Nachmittags über 160 Werste zurückgelegt. Da der Wind uns

immer mehr südwärts trieb, so warfen wir so weit vom Ufer die Anker.

Der Nachmittag wurde damit zugebracht, dafs wir unsere Matrosen exerciren liefsen, um sie morgen mit einem Meachman auf einem Katter ans Land zu schicken und es in Augenschein nehmen zu lassen. Wir hatten nämlich bemerkt, dafs am Ufer vier kleine Schiffe, Astrachanische Raschiwen, vor Anker lagen, die des Handels wegen hieher gekommen seyn mufsten. Um sie auf uns aufmerksam zu machen und sie zu uns herbeizurufen, schossen wir eine Kanone los, denn Kaufmannsschiffe sind verbunden, jedem Kriegsschiffe auf diefs Signal ihre Pässe vorzuzeigen.

Uebrigens finden sich auch truchmenische Korsaren auf dem caspischen Meere; vor einem Jahre hatte man einen solchen gefangen genommen, er safs jetzt in Astrachan fest. Schon seit mehreren Jahren hatte er russische Fischer um Swätoi und Kulali, die hauptsächlich wegen des Seehundfanges hieher gekommen waren, gefangen genommen, und sie auf der Ostküste des Meers den Truchmenen verkauft, die sie alsdann nach Chiva als Sclaven verhandelten. Seit der Gefangennahme dieses berüchtigten Seeräubers haben sich seine Gefährten zerstreut und zurückgezogen, und selbst wenn sich nur ein Kriegsschiff zeigt, flüchten sie tief ins Land hinein, um jedem Angriff zu entgehen. Da aber im Ganzen sehr selten Kriegsschiffe hieher kommen, nur dann etwa, wenn der Wind sie an diese Küste verschlägt, so konnten die Truchmenen um so ungestörter und länger ihr Seeräuberhandwerk treiben, aber dadurch wurden die russischen Fischer abgeschreckt, auf den Seehundfang nach der Insel Swätoi auszugehen.

Aehnlichen Mifshandlungen sind selbst die Lootsen und Musuren (so heifsen die Arbeiter, die Matrosendienste auf Kaufmannsschiffen vertreten) ausgesetzt, wenigstens hörten wir von dem Lootsen der einen Raschiwe dar-

darüber heftige Klage führen. Er sagte, dafs einige Tage hinter einander Kirgisen unter dem Vorwande eines Tauschhandels zu ihnen an Bord gekommen wären, dort aber mit Gewalt mehrere Waaren mit sich genommen und obendrein den Lootsen mit fürchterlichen Hieben seiner Nogaika (der Kosakenpeitsche) gezüchtigt hatten. Er war also ganz erfreut über die Ankunft eines Kriegsschiffes, das ihm wenigstens für einige Zeit Ruhe versprach, um seine Waaren unterdessen absetzen zu können. Zugleich benachrichtigte er uns, dafs eine Menge Kibitken, die theils den Kirgis-Kaissaken, theils den Truchmenen angehörten, Tags zuvor, als sie die Annäherung der Corvette gewahr wurden, ihren frühern Aufenthaltsort am Ufer verlassen und sofort ins Gebirge hineingezogen wären.

Die ganze Küste von Tük-karagan wird hier von Truchmenen bewohnt, die einigermafsen unter Botmäfsigkeit des Chans von Chiva stehen. Chivenser leben hier nur als handeltreibendes Volk so lange, bis sie ihre Waaren gegen Astrachanische vertauscht haben; dann ziehen sie nach Chiva zurück. Weit mehr finden sich dagegen auf dieser Küste Kirgis-Kaissaken,*) ein sehr räuberisches, ungezügeltes Nomadenvolk, gleich jenen sunnischen Tataren, die alle zusammen einen Dialekt der tatarischen Sprache sprechen, gleich wie die Astrachanischen Tataren. Die Kirgisen nennen sich zwar russische Unterthanen, oder erkennen wenigstens Rufslands Oberherrschaft an; allein wenn sie nur russische

*) Sie selbst nennen sich 'Khasack und werden auch so von den Nachbarvölkern genannt; die Russen dagegen nennen sie meist Kirgisen. Der Name 'Khasack aber heifst ein Mann zu Pferde oder ein Krieger. Professor Senkowski (*v. Meyendorff*, voyage à Bouchara) behauptet, dafs nur die Kirgisen der mittlern und kleinern Horde 'Khasack hiefsen, während die 17 Stämme der grofsen Horde ausschliefslich den Namen der Kirgisen führten.

Karavanen, die nach Buchara oder Chiva ziehen, plündern können, so werden sie es gewifs nicht unterlassen. Der Chan duldet diefs zwar nicht, doch ist die Kirgisensteppe zu grofs, als dafs er von Allem unterrichtet werden sollte und die Räuber auffinden könnte. Daher findet der Landhandel mit Buchara und Chiva, von Orenburg oder Astrachan aus, so schwer statt, und ist selten von grofsem Gewinn für russische Kaufleute. Um diesen Räubereien vorzubeugen, bliebe kein anderes Mittel übrig, als die Kirgisen durch Gränzfestungen einzuschliefsen, so dafs sich ihre ganze Steppe, gleich wie die Kalmückensteppe, in russischer Obergewalt befände. Dann könnten die unruhigen Köpfe leicht aufgefunden und gezüchtigt werden, hauptsächlich würden aber die Karavanen dadurch einen ungehinderten Durchzug durch die Kirgisensteppe haben, und der Handel müfste gewifs sehr gewinnen.

Der Meeresgrund war bis hieher sandig, mit feinen Muscheln bedeckt, doch nur mit gewöhnlichen Arten, die sich allein durch ihre Kleinheit und schöne schwarze Farbe unterschieden. Man findet sie überall, selbst in der gröfsten Tiefe, über die wir bisher gefahren waren. Es waren vorzüglich die beiden Cardien und Mytilus.

Das Meerwasser ist grün, schmeckt mehr bitter als salzig, im Glase erschien es hell und klar; nur wenige Flocken schwebten darin.

Den 25 Junius fuhr ich selbst mit einem Barkas, auf dem sich zwei Falconets und dreifsig Mann bewaffneter Matrosen nebst einem Meachman befanden, ans Land, und zwar grade an die äufserste Spitze von Tük-karagan. Wir waren des Morgens bei günstigem SW der Küste einige Werste näher gekommen, und hatten nur sechs Werste bis ans Ufer zu machen. Die Corvette lag bei einer Tiefe von sechs Faden vor Anker, von hier nahm aber die Tiefe nach der Landecke hin immer mehr ab, sie wurde bald 2½ Faden, und zeigte dadurch eine un-

terirdische Sandbank an; kaum waren wir über sie hinweggefahren, so nahm die Tiefe aufs Neue zu und wurde bald acht Faden, selbst dicht am Ufer war die Tiefe gegen zwei Faden.

Das Gebirge erhebt sich hier ganz nahe am Ufer, weiter nach Süden streicht es aber immer mehr von ihm entfernt. Die Gebirgsmasse ist ein Kalkstein, der nach Unten versteinerungsleer oder nur mit wenigen Muschelversteinerungen angefüllt ist, nach Oben aber ganz aus zweischaligen Muscheln besteht, die sich so dicht in ihm finden, dafs sie ganz und gar seine Masse zusammensetzen.

Der dichte Kalkstein ist meist schmutzig weifs oder grau, wird aber auch bläulichgrau und zieht sich nächstdem ins Gelbliche; er ist nicht sehr fest, obwohl auch nicht lose; sein Korn ist ziemlich fein und dicht, mitunter wird es fester und führt jedoch selten Versteinerungen; so zeigt sich in einem ganzen Stück oft eine cardiumähnliche Muschel. Die Art weicht etwas ab von dem gegenwärtigen *Cardium* (*edule*) des Meers; sie ist mehr in die Länge gezogen und schmäler; die Schalen sind flächer, und das Schlofs-Ende ist nicht so stumpf, die Längsstreifen sind nächstdem sehr fein, gar nicht so grob wie beim *Cardium edule* oder *rusticum*; die Reifen springen endlich stark hervor; die Gröfse der meisten übersteigt nicht ¼ Zoll. Es sind blofs Abdrücke der Muschel: meistentheils liegen sie als Geschiebe am Ufer. Der gelbliche Muschelkalk enthält vorzüglich Versteinerungen; zu den kleinern Cardien gesellen sich in ihm deutliche *Mytili* und *Donaces*; jene entfernen sich kaum durch gröfsere Breite bei gleichzeitiger Kürze von dem jetzt lebenden etwas spitz zulaufenden *Mytilus edulis*, oder *polymorphus*; diese *Donaces* dagegen sind jetzt dem caspischen Meere ganz fremd und finden sich nur im schwarzen Meere, aber der einzige, hier lebende *Donax trunculus* unterscheidet sich, der äufsern Gestalt nach,

von der versteinerten Art der Ostküste, die weit kleiner ist. Auch ganz kleine, meist gröfsere der *Venus* ähnliche Muscheln erschienen gleich jenen als Steinkerne und Abdrücke in diesem Kalke; *Venus gallina* ist sehr häufig im schwarzen Meere, findet sich aber gegenwärtig nicht mehr lebend, und nur selten in den Schalenresten im caspischen Meere; so einzelne leere Schalen an dessen Nord- und Westküste.

In andern Massen ist dagegen die Zahl der versteinerten Muscheln schon weit bedeutender; sie bildeten auch weit gröfsere Blöcke und mochten irgendwo anstehen, wohin ich heute nicht kam. Der Kalkstein ist nicht besonders fest, aber bröcklich zu nennen, weil wegen der vielen verwitterten Muschelschalen überall leere Räume vorkommen; seine Farbe zieht sich etwas ins blafs Rosenrothe; er bildet offenbar einen muschelführenden Kalktuff der neuesten Tertianzeit, wie er (als *calcaire moellon* der Franzosen) an den meisten europäischen Küsten vorkommt. Die Muscheln, die in ihm als Steinkerne aufbehalten erscheinen, sind sehr grofs und meist alle einer Art *Venus* angehörig. Sie bildet aber kaum die gegenwärtige Art der *Venus gallina* des schwarzen Meeres; ihr Schlofsende läuft nicht so spitz zu. Die Schale ist überhaupt weit gröfser, aber zugleich dünner, daher durchscheinend und so zerbrechlich, dafs sie ganz zerstört erscheint und nur ihre Steinkerne zeigt; an ihnen erkennt man deutlich die grofsen Muscheleindrücke, die sich hier als starke Erhabenheiten darstellen, und zu beiden Seiten des Schlosses liegen. Diefs liegt mehr nach der Mitte zu, nicht, wie bei *Venus gallina*, stark nach der einen Seite hin; an der äufsern Seite der Schale sieht man übrigens überall Querstreifen.

Eine andere Gebirgsmasse endlich, die wohl, weit verbreitet, die bedeutendste ist, und hier auf dem versteinerungsleeren Kalkstein aufliegt, besteht ganz und gar aus versteinerten Muscheln, so dafs sie alle von mittle-

rer Gröfse wie dicht an einander geklebt sind, und fast ohne alle Bindemasse diese ziemlich bedeutende Formation zusammensetzen. Von den Muschelschalen erkennt man nichts, sondern die ganze Masse besteht aus Kalk, in dem meist die Steinabdrücke der Muscheln sichtbar sind und so durch einander verworren liegend die feste Gebirgsmasse bilden; nur selten sieht man dünne, weifse Schalen, die der Gestalt nach der *Venus* gleichen, und daher auch nur Querstreifung zeigen; nach der Lage des Schlosses wäre es die eben erwähnte Art, nur weit kleiner als sie; der Stein selbst ist weifs, und seine Härte weit bedeutender als die des eben erwähnten Kalksteins.

So weit ich die Küste verfolgte und die hohen über achtzig Faden sehr schroff emporragenden Gebirge beobachtete, fand ich überall diesen Versteinerungskalk der Tertiänzeit herrschen; er liegt meist horizontal geschichtet, selten von dieser Lage etwas abweichend, und bildet die ganze Landecke von Tük-karagan. An der Küste liegen meist ungeheure Blöcke von diesem Kalkstein mit andern versteinerungsleeren kreideartigen Kalktrümmern gemischt übereinander, und bilden verworrene, wilde Gruppen, über die man mit der gröfsten Schwierigkeit sich einen Weg bahnt. Sie scheinen durch eine vulcanische Eruption vom Gebirge losgerissen und hieher geschleudert zu seyn.

Nach Oben erstreckt sich ein ganz flaches Land, dessen Grund derselbe Versteinerungskalk bildet, und von einer sehr kärglichen Vegetation bedeckt wird.

Merkwürdig ist endlich ein grauschwarzer Kalkstein der Tertianzeit, der zu oberst jene beiden Muschelkalksteine zu decken pflegt. Er besteht durch und durch aus kleinen Serpulenversteinerungen, die seine ganze Masse bilden; und zwischen sich etwas bröcklichen Kalk enthalten. Die Serpulen sind kaum eine Linie breit, haben eine völlig runde Oeffnung, die von der letzten Windung etwas absteht; die Windungen sind selten in einer Ebene aufgerollt, sondern stehen meist von ihr

ab. Im caspischen Meere leben diese Seethiere *) nicht mehr, aber im schwarzen Meere habe ich eine sehr verwandte, kleine Art Serpulen entdeckt, die auf Fucis lebt, sie ist vielleicht noch kleiner, gleicht ihr aber auffallend. Häufiger finden sich versteinerte Serpulenröhren in Volhynien und Podolien über der Kreide im Tertiankalk, den sie mitunter ganz und gar zusammensetzen. Eben so merkwürdig ist eine andere solenartige Versteinerung, die nur in einzelnen Stücken mit vielen kleinen Kieselgeschieben sich in jenem Serpulenkalk findet und nicht über neun Linien lang zu seyn pflegt; auch Solen fehlt dem caspischen Meere gänzlich, ist aber von mir an der Ostküste des schwarzen Meeres angetroffen worden, und liefert mithin einen neuen Beweis über die Aehnlichkeit der untergangenen Thierwelt des caspischen Meeres mit der noch jetzt bestehenden des schwarzen Meeres, woraus doch offenbar die frühere Verbindung beider Meere folgt.

Wir trafen endlich auf der weiten unabsehbaren Hochebene einen ehemaligen Kirchhof, auf dem wir einige Grabsteine ohne Inschriften fanden; nur ein abgebrochnes Stück eines versteinerungsleeren, nicht besonders harten, etwas weiſs abfärbenden Kalksteins zeigte, daſs hier ehemals Truchmenen gelebt hatten. Die Kirgisen haben nämlich nirgends einen gemeinsamen Kirchhof zur Bestattung ihrer Todten, wie die Truchmenen, sondern da, wo sie umkommen, werden sie ohne Leichenstein verscharrt. Letztere lieben dagegen, ihre Todten durch schön gearbeitete Leichensteine zu ehren und sie der Vergessenheit zu entreiſsen.

Jenes abgebrochene Stück zeigte ein Paar Pferde

*) Wenigstens habe ich (eben so auch Pallas) diese nirgends gefunden, wenn gleich S. G. Gmelin (Reise III. p. 248) *Serpula triquetra* und *conglomerata* als Bewohner des caspischen Meeres nennt, die aber eben so wenig als die von ihm erwähnte *Chama cor* wirklich dort vorkommen.

in Stein gegraben, die Pferde hatten zwar einen etwas zu stark verlängerten Hals, so wie ihre Form überhaupt zu lang gestreckt war, doch waren sie leicht zu erkennen; um sie herum sah man einige undeutliche Schriftzüge, die man leicht für tatarische hätte halten können, doch gelang es mir nicht, sie zu entziffern. Einige hielten diese Charaktere nicht für Buchstaben, sondern für Ziffern; die Kalkmasse an sich ist gelblichweiſs, ziemlich weich und versteinerungsleer.

Nach einer guten halben Stunde Weges auf diesem Höhenplateau kamen wir an einen Wall, der von demselben versteinerungsleeren Kalkstein aufgethürmt war; den so eingeschlossenen Raum benutzten ohne Zweifel die früher hier nomadisirenden Truchmenen, um des Nachts ihr Vieh hineinzutreiben. Unfern davon bemerkten wir aufs Neue einen Kirchhof, und auf ihm mehrere ganz erhaltene Grabsteine (s. Tab. I. Fig. I.); ihre Gestalt war länglich viereckig, schmal und mit einem terrassenartigen Fuſsgestell versehen; an der einen Seite sah man drei kleine langgestreckte und langhalsige Pferde eingegraben. Der Grabstein konnte vielleicht 1½ Fuſs lang seyn, seine Höhe betrug etwa einen Fuſs. Die andere Seite war ohne Figuren. Dieser Grabstein rührte gewiſs aus älterer Zeit her; er war stark mit Lichenen bewachsen und an der Oberfläche wie zerfressen.

Jetzt ist dagegen dieser Kirchhof ganz verlassen und die Truchmenen haben einen neuen, den ich weiter unten beschreiben werde.

Wir sahen anfangs nur Einen Truchmenen zu Pferde, den unser zu hitziger Meachman gleich von drei Matrosen verfolgen und ihre Flinten auf ihn losschieſsen lieſs. Dieſs setzte ihn in Schrecken, und er sprengte über das Gebirge davon; gern hätte ich mit ihm eine Unterredung angeknüpft, doch war er einmal nicht zu halten, denn das Losschieſsen der Feuergewehre hatte ihn zu sehr in Schrecken gesetzt. Endlich stand er auf der Spitze eines Hügels und winkte

uns von da herab umzukehren. Vielleicht hatten die Truchmenen, deren A-ul *) noch gestern am Ufer war, ihn hier aufgeschlagen und ihre Heerden hier um sich versammelt. Wir sahen auch späterhin, daſs noch zwei andere Truchmenen zu Pferde und drei andere auf Kamelen bei unserer Annäherung davon eilten. Endlich lieſsen wir uns mit einem alten Truchmenen, den ein langer weiſser Bart zierte, in ein diplomatisches Gespräch ein, denn es gelang uns, ihn zuletzt zum Stehen zu bringen; er sagte aber unserm tatarischen Dolmetscher viele Ungalanterien und sparte sogar Schimpfreden nicht, selbst an Drohungen lieſs er es nicht fehlen. Unser gar zu feuriger Meachman wollte gleich wieder Feuer auf ihn geben lassen, nur mit Mühe gelang es mir, ihn daven abzuhalten, aber zu gleicher Zeit machte ich mir keine besondere Hoffnung, mit diesen so sehr eingeschreckten Leuten in nähere freundschaftliche Berührung treten zu können. Gern hätte ich ihren A-ul besucht und wäre tiefer ins Land vorgedrungen; allein der erste Empfang schien mir nichts Vortheilhaftes zu versprechen, daher blieb ich an der Küste und begnügte mich mit dem, was ich da fand und beobachtete.

Ich klimmte darauf die steile Bergkette mit funfzehn Matrosen herab, um an ihrem Abhange meine Untersuchungen fortzusetzen; der Meachman blieb mit den funfzehn Mann oben, um die Bewegungen der Truchmenen zu beobachten. Der Muschelkalk mit wenig erkennbaren Venus- und Cardien-Arten überfüllt, war hier meist horizontal gelagert, mitunter aber schief liegend, nie jedoch ganz steil. Alle Blöcke bestanden aus dieser Kalksteinmasse der Tertianzeit, die weit am Ufer umher lag.

Mit der gröſsten Anstrengung erreichte ich die Landecke, wo unser Barkas vor Anker lag; der Weg, den wir zu-

*) So heiſst bei den Tataren der Weideplatz, auf dem sie ihre Kibitken aufschlagen.

rückgelegt hatten, war fürchterlich: doch fanden wir zu unserer Erquickung ein krystallhelles, eiskaltes Quellwasser, das aus dem Felsen hervorsprudelte. Hier vereinigten wir uns mit dem nachkommenden Convoi, der immer von den Truchmenen, zu denen sich noch mehrere Kirgisen gesellten, verfolgt worden war. *)

Den 26 Junius waren wir aufs Neue bei einem günstigen Westwinde frühmorgens näher ans Ufer gefahren, und hatten in der Bai, da wo die vier Raschiwen lagen, die Anker geworfen, bei einer Tiefe von sechs Faden der Küste noch näher, als jene vier Schiffe, die sich mehr einer entgegengesetzten ebenen Landspitze genähert hatten, um ihre Waaren bequemer auspacken zu können. Die Schiffe aus Astrachan gehörten einem chivensischen Kaufmann, der als russischer Unterthan seit funfzehn Jahren Waaren aus Astrachan hieher sendet: vorzüglich bringt er allerlei Geschirre von Glas, Porzellan, Kessel und Töpfe aus Gufseisen, Tuch von verschiedenen Arten, Nankin und ähnliche Waaren hieher. Es finden sich zum Tauschhandel eine Menge truchmenischer und chivensischer Kaufleute ein, die ihre eingetauschten Waaren auf Kamelen nach Chiva führen, wo sie in einem Monate etwa anlangen. Aber auch sie werden nicht selten von den umherstreifenden Kirgisen angefallen und beraubt. Oft wird sogar ein solches Fahrzeug, wenn es ganz aus russischen Musuren besteht, wiewohl die meisten tatarische Ruderer haben, von den Kirgisen durch List genommen und die Russen als Sclaven nach

*) Von einem nahgelegenen Berge brachte man Gmelin (IV. 51) einen Bleiglanz und ein Kupfererz. Die Truchmenen sollen sich auf diese in ihrem Lande befindlichen Reichthümer viel einbilden, obgleich sie gar nicht im Stande sind sie zu benutzen. — Nahe am Ufer können diese Metalle wohl nicht vorkommen, sie gehören einer ganz andern Formation an, die irgendwo tiefer im Lande herrschen mufs.

Chiva verkauft; die Truchmenen und Chivenser dürfen nicht aus ihrem eignen Volke Leibeigene kaufen, weil diefs gegen die Gesetze des Korans streitet, daher suchen sie Christen dazu auf, und da ihnen vorzüglich Russen in die Hände fallen, so sind diefs auch die gewöhnlichen Sclaven in Chiva, Buchara u. s. w.

Wir befanden uns hier in einer ziemlich grofsen Bucht, die wegen ihrer hinreichenden Tiefe einen vortrefflichen Hafen bildet, in dem man vor allen Stürmen gesichert ist, weil er bis auf die sehr bequeme Einfahrt nach allen Seiten von einer Landzunge umgeben wird. Diese erstreckt sich weit ins Meer und schliefst den Hafen von der Seeseite; sie wird meist von den ankommenden Astrachanischen Schiffen zum Ausladungsplatz ihrer Waaren benutzt, weil die Eigenthümer hier eine freie Aussicht auf die ganze Gegend haben und sich vor jedem etwanigen Ueberfall bei Zeiten sicher stellen können.

Der Ankergrund ist hier ein nicht zu fester Sand mit Muscheltrümmern, in dem der Anker sehr gut hädt. Der Hafen ist ohne Zweifel der beste auf dem caspischen Meere. Da hier jetzt der Haupthandel mit Chiva getrieben wird, so sollte wohl die Anlegung einer Factorei von russischer Seite nicht unterbleiben; es findet sich an mehreren Stellen süfses Wasser, die Entfernung von Astrachan ist nicht besonders weit und das bergige Ufer eignete sich vorzüglich zur Anlegung eines Forts.

Wir lagen kaum einige Tage auf dieser Rhede vor Anker, so versammelten sich eine Menge Truchmenen und Kirgisen zu Pferde auf dem Gebirge, das in sehr hohen Kuppen am Meeresufer sich hinzog. Ich stieg ans Ufer und ging von einem bewaffneten Convoi begleitet, am Fufse der Gebirge neben zwei grofsen Salzseen hin, die südwärts einen dritten einschlossen. Sie lagen auf der Landzunge, da wo diese sich mit dem Ufer vereinigt; ihr Wasser erschien schön rosenroth, doch im Glase

krystallhell und durchsichtig; jene rothe Farbe wurde von *Salsola herbacea*, die am Boden dieser Salzseen wuchs, bewirkt; das Licht wird von ihr roth zurückgeworfen.

Darauf klimmten wir die Gebirge hinan, sie waren hier nicht minder hoch als an der Landspitze und bestanden alle aus demselben Muschelkalkstein, der nur dicht an einander geklebte Muschelschalen, fast ohne alles kalkige Bindemittel, enthielt, doch ist die ganze Felsmasse kalkig. Die Kalkmasse erschien tuffartig, weich und löcherig, da überall die Muschelschalen zerstört wurden, und leere Räume an ihre Stellen traten, dabei sind aber die Abdrücke der Muschelschalen so undeutlich, dafs man unmöglich die Gattungen erkennt; am deutlichsten erscheint ein *Mytilus*; die übrigen weit zahlreichern Abdrücke sehr zertrümmerter Muschelschalen gehören vielleicht Venus-, weniger Cardien-Arten an. Auf dem Gipfel eines Berges bemerkten wir eine hohe Säule von auf einander gethürmten Steinen, von den Truchmenen zu irgend einem Wahrzeichen errichtet, ohne Zweifel um dadurch den gewöhnlichen Landungsort der Astrachanischen Schiffe anzudeuten. Wir kamen meist durch öde, unfruchtbare Thäler, dann über andere Bergkuppen, immer höher heransteigend, und befanden uns endlich in einem sehr weiten Thale, wo wir am Fufse eines hohen Berges, dessen Kuppe von einem festen steinernen Walle umgeben war, die Reste eines ehemaligen Kirchhofes antrafen. Doch war auch er verlassen; nirgends fanden sich Inschriften auf den Grabsteinen. Die Todtenreste deckte hier meist ein Haufen auf einander gethürmter Steine, die ein Viereck bildeten, in dessen Mitte sich einzelne ganz eigenthümlich behauene Steine fanden.

Von da stiegen wir den Festungsberg hinan; man hatte zur Festung zwei Bergkuppen, die, einander gegenüberliegend, aus einem festen Muschelkalk bestanden, benutzt; sie war ziemlich grofs und fest, aber lag wohl schon

lange verlassen da. Von der Landseite erschien der Berg zugänglicher, daher hatte man da einen Wall von Steinen aufgeführt, der von einer Bergkuppe zur andern führte. Auf der einen derselben stand eine Art Thurm, der nur oben nicht bedeckt war. Die Seeseite war ganz ohne Wall, da sie hier unzugänglich und ganz steil ist. Die Felsmasse ist gleichfalls ein tuffartig weicher Muschelkalkstein, in dem jedoch die Muscheltrümmer meist ganz lose, mit grofsen Zwischenräumen liegen. Es sind nur feine, dünne, ganz verkalkte Muschelschalen, an denen Kalkschüppchen hin und wieder glänzen, die einem *Donax* sehr gleichen. Diese Muschelschalen sind ohne Bindemittel innig an einander geklebt und bilden dadurch ganz allein den Muschelkalk. An dem Schlofs erkennt man deutlich einen Zahn, nebenbei eine Grube und an den Seiten einen Nebenzahn, wodurch die Gattung am meisten dem *Donax* entspricht, obgleich auch an *Tellina* gränzt, mit der jedoch die allgemeine donaxähnliche Form nicht übereinstimmt. Auffallend ist es, dafs auch dieser Kalkstein nur von einer Art Muscheln zusammengesetzt ist. Die andere Kuppe zeigt einen etwas andern Muschelkalk mit kleinern, weit dünnern Muscheln, die ganz kreideweifs erscheinen, oft aber auch gelblich gefärbt sind. Die Masse ist übrigens ziemlich fest, nicht besonders bröcklich; die Muscheln gleichen hier eher den Tellinen. *)

*) Gmelin (IV. p. 49) sagt: „Die Gebirgsformation, aus der das ganz kahle Ufer bei Tük-karagan besteht, ist ein Sandstein, in dem man fast noch mehr versteinerte Muscheln als bei Mankischlag findet; die hier im versteinerten Zustande vorkommenden Muschelschalen sind mit denen, die noch jetzt in der See im vollkommnen Zustande gefunden werden, von einerlei Art. Ein offenbarer Beweis, dafs der caspische See ehemals viel weiter als jetzt ausgedehnt gewesen sey." Bei Mankischlag hatte er aber gar keines Sandsteins erwähnt, den man überhaupt nicht bei Karagan antrifft, da hier nur Kalkstein sich findet, so weit ich das Ufer sah. Das steile Seeufer bei Mankischlag soll

Von Oben herab genossen wir auf die drei Salzseen und aufs Meer eine vortreffliche Aussicht; wir sahen diese beiden Bergkuppen sich an andere anschliefsen, die sich tiefer ins Land hinzogen, wo sich nach allen Seiten andere Bergspitzen erhoben. Sie bilden wahrscheinlich den Anfang des Höhenplateau's *) zwischen dem Aral- und caspischen See. **)

---

nach Gmelin aus versteinerten Muschelschalen, Kreide und Kieselsteinen bestehen. Kreideartiger Kalkstein findet sich wohl bei Karagan, bald weifs, bald gelblich, oft mit Schichten versteinerter Muscheln. Aber wirkliche Kreide habe ich nirgends bemerkt, auch ist sie wohl hier nicht zu erwarten, da alle Gebirgsmassen einer jüngern Tertianzeit angehören.

*) S. den Profildurchschnitt desselben unten auf der beiliegenden Karte des caspischen Meeres.

**) Die Felsmassen, die auf dem Höhenplateau zwischen dem caspischen Meere und dem Aralsee herrschen, bestätigen unsere Ansicht über die neue Formation der tük-karaganschen Gebirge. Hier nehmen Mergel- und Kalkberge der Tertianzeit überall die Kuppen und Ebenen ein; im gelblichen, ziemlich festen Mergel sieht man deutliche Cardien, dem *C. edule* auffallend verwandt, und deutliche Paludinen, oft nur eine, fast drei Linien lange, wie sie noch jetzt im caspischen Meere lebt; an andern Stellen wird der Mergel kalkartig und nimmt eine hellrothe Farbe an, enthält aber immer dieselben Cardien und kleinen Paludinen; in andern Stücken, die eher blafsgelblich erscheinen, gesellen sich zu diesen beiden Arten, die durch und durch die ganze kalkig-merglichte Masse zusammensetzen, kleine Ampullarien, wie sie sich im volhynischen und podolischen Tertiankalke über der Kreideformation häufig finden. Diese kaum linienlangen und 1/4 Linie breiten Ampullarien sind aber dem caspischen und schwarzen Meere ganz fremd. Noch weit merkwürdiger ist endlich ein Kalkmergel, der ganz und gar aus kleinen Cycladen besteht, deren weifse, etwa zwei Linien lange Schalen ganz verkalkt erscheinen; sie liegen so dicht an einander, dafs sie den ganzen Mergel zusammensetzen und zwischen sich nur einzelne Paludinen enthalten, von

Jenseits der Festung, deren Anlage ohne Zweifel den Truchmenen zugeschrieben werden mufs, gingen wir den Berg hinab und kamen in ein sehr grofses Thal, in dem wir einen Brunnen mit schönem, wohlschmeckendem Wasser antrafen; er war mit Muschelkalkstein ausgelegt. In einer geringen Entfernung, noch am Fufse des Berges, lagen vier Kalkplatten neben einander im Viereck; der feinkörnige, leicht zerreibliche, weiche und blendendweifse Kalkstein mufste unlängst bearbeitet worden seyn: doch mochten sich die Arbeiter bei unserer Annäherung geflüchtet haben. Wahrscheinlich waren jene Steinplatten zum Gottesacker bestimmt.

Nicht weit von diesem Brunnen, in dem Ausgange des Thals nach der Landseite hin, befindet sich ein sehr grofser Gottesacker*) der Truchmenen, am Fufse ei-

---

derselben Art wie die oben erwähnten. Die Cycladenart scheint aber gegenwärtig der dortigen Gegend fremd zu seyn, da ich sie an der Ostküste nirgends lebend fand, vielleicht weil Flüsse oder sonstiges süfses Wasser dort so selten sind. Hier haben wir mithin eine interessante Süfswasserformation der Tertianzeit, die wahrscheinlich jenen Seemuschelkalk der neuesten Tertianzeit deckt; sie soll sich häufig zwischen beiden Meeren finden. Endlich mufs ich hier noch eines rogensteinartigen Kalksteins gedenken, der sich meist ohne Versteinerungen, zuweilen aber mit einigen Cycladen findet, und daher gleichzeitiger Bildung mit jener Süfswasserformation seyn mufs; sein Gefüge besteht aus einer Menge ganz kleiner Körner, die dicht an einander liegen und zwischen sich nur selten feine Muscheltrümmer enthalten. Man könnte sie leicht für Muschel- oder Fischrogen halten, wenn sie sich nicht in zu grofser Menge fänden. Uebrigens besteht die Masse aus kohlensaurem Kalke mit etwas Thonerde vermischt, und ist bald rothbraun, bald grau von Farbe (s. meine Zoolog. special. T. I. p. 136 — 138).

*) Muravjeff, Reise nach Chiva, russische Ausg. p. 63 sah in einer Entfernung von etwa hundert Werst auf dem Wege nach Chiva einen ähnlichen Kirchhof; die

ner Bergkette. Die Grabmäler waren hier sehr zahlreich, und selten fehlte auf ihnen eine truchmenisch-tatarische Inschrift. Sie schienen neuern Ursprungs zu seyn; und in so fern geben sie uns von dem gegenwärtigen Standpuncte der bildenden Künste unter den Truchmenen einen Begriff.

Die einfachsten Grabmäler bestanden darin, dafs man einen Steinhaufen aufs Grab legte, darin steckten einige lange Stangen mit vielfarbigen Fahnen an der Spitze. Um diesen Steinhaufen zieht man eine steinerne Mauer. Je mehrere Fähnlein ein solches Grab besitzt, desto reicher oder vornehmer war der Todte. In der Tab. II. Fig. II ist ein solches Grabmal abgebildet; in der Mitte befindet sich ein runder durchbohrter Stein, vielleicht ein Mühlenstein, in dem eine Fahne und ein paar Stangen, die ehemals ohne Zweifel auch Fahnen waren, stecken; aus den andern aufgehäuften Steinen ragen ähnliche Fahnen hervor. Ringsher liegt ein niedriger Wall von Steinen. Neben den Fahnen liegen die Schädel von den kirgisischen Schafen, oft mit vier Hörnern, die man zu Ehren der Verstorbenen auf ihrem Grabmale geschlachtet hatte. Diese Steine waren alle aus Muschelkalk.

Die andern Grabsteine hingegen, die meist Inschriften hatten, waren aus dichtem Kalkstein verfertigt, der irgendwo in der Nähe vorkommen mufs. Die meisten Steine waren sehr gut behauen und zeigten immer einige Kunst in der Bildhauerei. Einige stellten liegende breitgezogene säulenförmige Grabsteine vor (wie Tab. I. Fig. III.); ein vorn und hinten zugerundeter Aufsatz stand auf drei scheinbaren Platten, deren Ränder mit winkeligen Furchen eingeschnitten waren; hierauf folgte eine

Grabsteine waren aus einem Muschelkalkstein sehr schön gearbeitet, daher er auch meinte; sie seyen nicht truchmenische Arbeiten. Die Einwohner sagten, dafs dieser grofse Kirchhof sehr alt sey, und dafs sich ähnliche Steine am Meeresufer befänden.

viereckige längliche Platte; das Ganze ruhte auf dem Fafsgestell, das aus vier senkrechten Platten verfertigt war. Die tatarische Inschrift auf dem säulenförmigen Aufsatz bestand aus den Worten: unser Leben ist unbeständig und vergeht wie der Wind.

Ein weit kleinerer Grabstein der Art, Tab. I. Fig. IV., jener war etwa 5½ Fufs, dieser kaum drei Fufs hoch, bestand aus einer liegenden Säule; zu beiden Seiten der Unterlage befanden sich zwei kleinere Säulchen in zwei für sie passenden Ausschnitten. Der ganze Grabstein ruhte auf einer tischähnlichen Unterlage von Kalkstein, deren Füfse vier Kalkplatten bildeten. Die Inschrift war nur auf der vordern schmälern Seite; da sonst alle andern ohne Aufschriften waren.

Vor andern Grabmälern befand sich eine viereckige hohe Säule mit Querstreifen, deren Oberfläche oben viereckig vertieft war, und darunter ein ausgeschnittenes dreieckiges Loch hatte, worin Feuer, vielleicht ein Opfer für den Hingeschiedenen, gebrannt hatte; nebenbei standen zwei Stangen, die eine, wie bei einer Hellebarde, mit einem breiten Eisen beschlagen.

Tab. I. Fig. V. stellt das schönste Denkmal dar; auf dem oval gearbeiteten, nach Unten verschmälerten Aufsatz von länglicher Gestalt befanden sich auf den Seiten allerlei kleinere und gröfsere, meist sechseckige Verzierungen; der Aufsatz ruhte auf einem viereckigen Fufsgestell, das an den Ecken Säulchen mit Kugeln, an der Spitze und an den Seiten ähnliche fensterförmige Verzierungen hatte; die Aufschrift auf der einen Seite des grofsen Aufsatzes enthielt das mohamedanische Gebet: Es ist kein Gott aufser Gott und Mohamed ist sein Gesandter. Vor diesem Grabsteine (b) stand ein längliches schmales Säulchen (a), mit allerlei Verzierungen und einer kleinen Aufschrift auf der andern Seite.

Auf einem ähnlich gearbeiteten Grabstein Tab. I. Fig.

Fig. VI. waren auf der einen Seite des obern Aufsatzes eine tatarische Aufschrift, die theils ein Gebet aus dem Koran, theils auch den Namen des Verstorbenen enthielt, auf der andern dagegen einige truchmenische Waffen und Hausgeräthe, als ein Säbel, eine Nogaika (die Kosackenpeitsche), ein Beil, eine Schüssel, ein Kessel und ein Krug nebst einem Pferde ziemlich roh abgebildet. Diefs Grabmal war eben so durch Gröfse, als sonst durch regelmäfsige Arbeit ausgezeichnet.

Die Inschrift eines andern Denkmals lautete folgendermafsen: So viel auf der Welt leben, so viel werden vom Winde verweht; so viel Lichter brennen, so viel verlöschen auch. Auf dem Kirchhofe wacht ein alter Truchmene, der vordem von den Kirgisen gefangen genommen war; da er nun zu alt ist, und durch nichts sein Leben fristen kann, so wurde er ein Wächter auf dem Gottesacker. Bei Leichenbegängnissen erhält er allerlei Geschenke, und so ernährt er sich. Er erzählte uns, dafs die Kirgisen, die er immer Chassaken nannte, die Truchmenen zwar verdrängt und besiegt hätten, doch beunruhigten sie sie jetzt nicht mehr, seit der jetzige Chan von Chiva, nach dem Tode seines Vaters, vor einigen Monaten die Regierung übernommen hätte. Er habe in seinem Harem eine Truchmenin zu seiner Favoritin, und daher sey er auch den Truchmenen günstig und beschütze sie gegen die Kirgisen. Die Chivenser können zu jeder Zeit mit ihren Karavanen ungehindert von der Landecke Tük-karagan nach Chiva ziehen, nur selten würden sie von den Kirgisen beunruhigt. Die Kirgisen fürchteten den Chan von Chiva, obgleich sie ihm keinen Tribut zahlen; die Truchmenen stünden aber unter seiner Botmäfsigkeit.

Bei dem Gottesacker fingen wir Friedensunterhandlungen mit den Truchmenen und Kirgisen an, ihrer waren gegen funfzehn zu Pferde, die Kirgisen sind

leicht an ihrer weifsen kegelförmig zugespitzten Filzmütze mit breitem, umgebogenem grünem Rande zu erkennen; aufserdem waren aber die Gebirge von einer grofsen Menge derselben bedeckt. Wir schickten unseren Dolmetscher voran; ein alter ehrwürdiger Truchmene trat zu ihm und fing mit ihm ein langes Gespräch an, dessen Resultat endlich war, dafs sie uns morgen einige Hämmel und andere Lebensmittel bringen und mir den Zutritt in ihre A-üle gestatten wollten. Doch unser voreiliger Meachman, der mir schon früher den Zutritt zu ihnen erschwert hatte, wurde über das lange Gespräch ungeduldig, nahte sich den unterhandelnden Dolmetschern; als aber in demselben Augenblicke der alte Truchmene, um sein Pferd zu schlagen, an sein Schwert griff, so dachte er, der Hieb gelte ihm. Defshalb wollte er ihm zuvorkommen und schofs seine Pistole auf ihn los. Zu unserm Glücke verfehlte ihn die Kugel, der Alte sprang mit seinem Pferde davon, und — die Truchmenen, obgleich ringsher auf den Gebirgen so zahlreich versammelt, hatten nicht den Muth uns anzugreifen. Wir hätten alsdann unfehlbar den Kürzern ziehen müssen, und gewifs — Chiva gesehen. Wir hatten unsere Mannschaft getheilt, der eine Theil beobachtete die Truchmenen und Kirgisen, der andere ging mit mir. Kaum war der Schufs gefallen, so sahen wir unsere mifsliche Lage ein; wir sandten daher sofort unsern Dolmetscher zu dem alten Truchmenen und liefsen ihm den Fehlgriff auseinandersetzen. Er war auch so gutmüthig, dafs er bald davon überzeugt wurde und selbst zu uns zurückkam, um den Angriff auf sich zu entschuldigen. Doch mir war dadurch aufs Neue aller Muth genommen, noch weiter ins Land vorzudringen; sie hätten sich vielleicht immer zahlreicher versammelt, um uns desto sicherer zu fangen. Wir sahen nämlich, wie zusehends ihre Schaaren auf den Bergen wuchsen, und wie sie uns beständig folgten. Daher zogen wir

uns allmählich zurück, hielten uns nahe ans Ufer und erreichten, ohne weitere Unannehmlichkeiten, unsere Corvette, von der man mit grofsem Mifsfallen die sich versammelnde Menge der Truchmenen auf dem Gebirge bemerkt hatte.

Den 27 Junius wiederholte ich zwar meinen Besuch der Küste, doch wagte ich nicht weiter zu gehen als bis zum Steinwall, weil uns immer eine grofse Schaar Truchmenen verfolgte. Zu ihnen hatten sich auch einige Chivenser gesellt, die eben in Begriff waren, die aus Astrachan angekommenen Waaren nach Chiva zu führen.

Die Truchmenen erzählten uns, dafs ehemals da, wo *jetzt* die Bucht Karagan ist, eine ziemlich bedeutende *Stadt* gestanden habe; sie sey vor etwa 600 Jahren bei einer Wasserfluth untergegangen. Dadurch sey nun diese Bucht entstanden, in der wir über sechs Faden Tiefe fanden, sie habe früher bis zum äufsersten Ende der Landzunge festes Land gebildet. Auch zwölf Tagreisen von hier, nach Mankischlag hin, soll ehemals eine Stadt gewesen seyn, etwa Airäkleh genannt, die ebenfalls als sehr bedeutend beschrieben wurde; alles diefs sind Beweise der frühern Blüthe des Handels an diesem Theile der Ostküste.

Mankischlag selbst ist jetzt ganz verlassen, der Handel dorthin hat ganz aufgehört, da die grofse schöne Bucht, die ehemals einen vortrefflichen Hafen gebildet haben mufste, jetzt fast versandet ist, so dafs selbst Raschiwen zur Küste nicht hinan können. Defshalb hat man zum Anker- und Handelsplatz Tük-karagan gewählt, wo die vortreffliche Bucht die Schiffe so sehr schützt, dafs wir heute bei eintretendem sehr starkem Sturme, durch den wir auf der frühern Rhede, gewifs sehr viel gelitten hätten, hier kaum unbedeutende Schaukelungen der Corvette fühlten. Der Landweg nach Chiva von hier ist zwar etwas weiter als von Mankischlag,

aber weniger von Kirgisen beunruhigt, die mehr nordwärts wohnen; er beträgt auf Kamelen 28 Tage, ein Kamel, das etwa 18 Pud trägt, kostet bis dahin für die Miethe drei Ducaten, es kann zwei Wochen, ohne Wasser und Futter zu erhalten, gehen, wenn es nur von Zeit zu Zeit etwas Salz erhält.

Den 28 Junius fuhr ich früh Morgens an die äufserste Spitze der Landzunge, wo die Astrachanischen Chivenser Zelte, in die sie ihre Waaren aus den Raschiwen brachten, aufgeschlagen hatten. So eben waren die Kaufleute aus Chiva angelangt, denen sie dieselben übergaben, daher sahen wir eben eine Menge Kamele beladen. Früher hatten sie schon einmal ihre Waaren ans Land gebracht, allein die Kirgisen hatten ihnen Vieles mit Gewalt fortgenommen und sie überdiefs gemifshandelt; daher brachten sie sie wieder auf die Raschiwen zurück, bis wir mit der Corvette Anker warfen, wo sie aufs Neue Muth zum Ausladen erhielten. Sie hatten schon funfzehn Tage auf die Chivenser gewartet, die erst gestern ankamen.

Chivenser und Truchmenen, so wie auch Astrachanische Tataren, bilden fast Ein Volk, ihre Sprache, Religion, Sitten und Gebräuche sind ganz dieselben. Die Aussprache der Truchmenen kommt eher dem tatarischen Dialekt von Kasan nahe, nach ihrer Erzählung bilden sie auch diejenigen Tataren, welche, nach Zerstörung der tatarischen Herrschaft in Kasan durch die Russen, immer weiter südostwärts flohen und sich endlich hier um Mankischlag und Tük-karagan niederliefsen. Sie sind also nogaische Tataren. Ihre Gesichtsbildung ist bei Allen dieselbe, sie haben meist kleine Nasen, kleine Augen, etwas vorstehende Backenknochen, grofse Lippen und schlichtes schwarzes Haar. Die Kirgisen gleichen weit mehr den Kalmücken als den Truchmenen, mit denen sie dagegen in unaufhörlicher Fehde leben.

Sonst sind alle diese Völkerschaften ungemein furchtsam, ein Matrose durfte nur seine Flinte zeigen, so liefen ihrer gleich mehrere davon. Als wir so neben den chivensischen Zelten umherspazierten, kamen auch zwei Kirgisen bewaffnet herangeritten, in dem Augenblicke aber, wo sie uns bemerkten (keiner von uns hatte Waffen), sprengten sie mit verhängtem Zügel davon.

Abends war ich beim Gebet der Chivenser, Truchmenen und Astrachanischen Tataren zugegen, ein Mullah trat vor sie hin, kniete mit untergeschlagnen Beinen nieder, denn so pflegen sie zu sitzen, die Andern folgten ihm; statt Teppiche, auf die sie sich sonst niederlassen, hatten sie ihre Chalats (oder dünnen Mäntel) unter sich gebreitet und beteten ziemlich lange mit der gröſsten Inbrunst. Nach dem Koran sind sie verbunden mehrere Male am Tage zu beten.

Ein sechzigjähriger Chivenser hatte ein kaum vierzehnjähriges truchmenisches Mädchen aus Astrachan mitgenommen, um es als fünfte Frau zu heirathen, sie war hier in ein Zelt verschlossen, keine Mannsperson durfte sie sehen, meiner Frau wurde aber die Erlaubniſs von ihrem Manne gegeben, sie zu besuchen; sie fand in ihr ein kleines, unansehnliches Geschöpf mit einem häſslichen Kalmückengesicht, nur ihr Vater sollte ein Truchmene, ihre Mutter dagegen eine Kalmückin gewesen seyn. Hier galt sie als Schönheit, sie hatte ein rothes Kleid, stark mit Gold brodirt, an. Heute sollte Verlobung und morgen Hochzeit seyn.

Der Boden auf der Landzunge ist ganz loser Sand, mit feinen zweischaligen Muscheln des Meers gemischt, selten findet sich eine *Nerita* darunter. Es wuchs dabei gar nichts auf ihr.

Diesen Tag hatte der Steuermann fast ganz mit Ausmessen der Bucht zugebracht, erst spät Abends kam er von der Aufnahme zurück.

Zu den vorzüglichen Pflanzen, die damals auf der Küste von Tük-karagan blühten, gehören: Chloris *c y n o d o n*, *Tr.*, *Stipa c a r a g a n a*, *Tr.**), splendens, *Tr.*, *Dactylis* littoralis, *Host.*, *Bromus* squarrosus, *L.*, *Elymus* sabulosus, *MB.*, *Kochia* sedoides, *Schrad.*, *Chenopodium* viride, *L.*, *Artemisia* monogyna, *Kit.*, *Euphorbia* Gerardiana, *Jacq.*, *Heliotropium* europaeum, *L.*, *Onosma s t a m i n e u m*, *Ledeb.*, *Tournefortia* arguzia, *RBr.*, *Frankenia* hispida, *DC.*, *Statice* caspia, *W.*, *Tribulus* terrestris, *L.* *Convolvulus* spinosus, *L.*, *e r i n a c e u s*, *Ledeb.*; persicus, *L.*, *Moluccella a c u t i l o b a*, *Led.* *Linaria* odora, *MB.*, *Tamarix* hispida, *W.*, *Orobanche* arenaria, *MB.*, *Erysimum* siliculosum, *DC.*, *Malva* rotundifolia, *L.* *Inula* saxatilis, *Lam.* aff., *Pyrethrum* achilleaefolium, *W.*, *Zygophyllum E i c h w a l d i*, *Mey.*, *Ruta o b t u s i f o l i a*, *Led.*, *Onopordon p o l y a c a n t h u m*, *Led.*, *Schoberia m i c r o p h y l l a*, *Mey.*, *Piganum* erithmifolium, *Retz.*, *Salsola* rigida, *Pall.*, *Gypsophila* Steveni, *Fisch.*, *Medicago* falcata, *L.*, *Apocynum* venetum, *L.*, *Alhagi* Camelorum, *Fisch.*, *Critamus* agrestis, *Bess.*, *Teucrium* Polium, *L.*, *Echinops* ruthenicus, *MB.* Zu den Thieren der Küste gehören: von A m p h i b i e n *Lacerta argulus*, *m.*, deserti, *Lep.*, variabilis, *Pall.*, *Phrynocephalus* helioscopus, *Trigonocephalus caraganus*, *m.*, *Coluber Tantalus*, *m.* *Col. Sisyphus*, *m.* Von I n s e c t e n fanden sich hauptsächlich *Mantis* oxyptera *Pall.*, viele Gryllen und wenig Käfer (*Buprestis*, *Galeruca*, *Harpalus*); häufig waren folgende S c h m e t t e r l i n g e: *Papilio* persephone, pulchra und lotrix *Cram.* (letztere ist bisher nur auf den Küsten von Coromandel und Tranquebar, und dann auf der Insel Cypern gefunden worden). Von M u s c h e l n waren am häufigsten *Cardium* edule, rusticum; von S c h n e c k e n *Nerita* fluviatilis und die kleine *Paludina* balthica. Von

*) Die mit gesperrter Cursivschrift gedruckten Pflanzen, die von den HH. *Tr.* (*Trinius*), *Led.* (*Ledebour*) und *Mey.* (*Meyer* in Dorpat) benannt sind, bedeuten neue von mir entdeckte Arten.

kleinen Seekrebsen endlich waren hauptsächlich *Gammarus* pulex und caspius *Pall.*, so wie ein kleines *Stenosoma* (pusillum, *m.*) sehr häufig.

Den 29 Junius fuhren wir bei einem ziemlich günstigen SW nach der Insel Swätoi; ich liefs dorthin steuern, um die von Pallas beobachtete *Nereis* noctiluca und *Tubularia* caspia wieder zu finden. Anfangs war der Wind sehr frisch und blies kräftig in die Segel. Kaum aber waren wir aus der Bucht heraus, so ward er immer gelinder, so dafs wir fast alle Segel ausspannen mufsten, um nur aus der Stelle zu kommen. Gegen drei Uhr Nachmittags waren wir abgesegelt, und um neun Uhr warfen wir Anker zwischen Swätoi und Kulali bei einer Tiefe von achtzehn Fufs, etwa sechs Werst südwärts von jener Insel entfernt.

Den 30 Junius fuhr ich ans Land; ein günstiger Wind trieb uns in einer Stunde an die Insel. Die Brandung war hier ungemein stark, daher das Anlanden mit unserm Barkas sehr beschwerlich. Die Insel ist nicht über zwei Werst lang, und etwa eine halbe Werst breit, allein unfruchtbar und öde, der Boden besteht aus einem losen tiefen Sande mit lauter zweischaligen Muscheln, wodurch das Gehen sehr erschwert wird. Dazu kam noch, dafs in dem Sande Tausende von kleinen Sandwanzen *) (*Ixodes caspius*, *m.*) lebten, die sich den Gehenden aller

*) Aehnliche *Ixodes* scheinen in Brasilien die furchtbarsten Plagen des Landes zu bilden; diese kleinen Thierchen, von der Gröfse eines Mohnsamens bis zu der einer Linse leben gesellig und zu hundert an einander gedrängt auf dem Grase und auf dürren Blättern. Sobald der Wanderer an solche Pflanzen anstreift, verbreiten sich jene mit sehr grofser Schnelligkeit durch die Kleider auf die Haut, wo sie sich besonders an die zartern Theile einfressen, ein qualvolles Jucken, das durch unvermeidbares Reiben noch vermehrt wird, und endlich entzündete Beulen verursachen. S. Spix und Martius Reise nach Brasilien, S. 173.

Orten unter die Kleider schlichen und mit dem Rüssel tief in die Haut einsogen, so daſs sie schwer herauszubringen, aber auf keine Art zu vermeiden waren. Woher nun wohl diese Insel den Namen der heiligen erhalten hat, ist mir unbekannt; uns kam sie wie ein Höllenpfuhl vor, in dem wir wegen unsers Besuchs auf ihr gemartert wurden. Da wir uns nur auf einige Stunden dort zuzubringen gefaſst gemacht hatten, so waren wir mit fast keinen Lebensmitteln, nicht einmal mit trinkbarem Wasser versehen, der Wind blies aber immer heftiger aus der See, die Wellen gingen fürchterlich hoch, es war keine Möglichkeit nach der Corvette zurückzukehren. Matrosenzwieback und etwas Wein war unsere Kost, und unser Lager bildete der harte Barkas, denn auf dem Lande durften wir nicht schlafen, da die Wanzen und Mücken in zahlloser Menge, so daſs sie die Luft verdunkelten, uns davon abschreckten. Wir standen mithin ungemein viel aus, und für alle diese Mühe hatte ich als naturhistorische Ausbeute von der Insel durchaus nichts als — einige Sandwanzen. Möwen (*Larus* ridibundus, canus, naevius) leben auf ihr in ganzen Schaaren und legen ihre Eier in den Sand; am Ufer dagegen sieht man eine Menge Seehunde von mannichfacher Zeichnung, aber alles nur Farbenabarten der *Phoca* vitulina; einige waren hellgrau und einfarbig, andere zugleich schwarzgefleckt, am Unterleibe einfarbig hellgrau, andere hellgelb und mit gröſsern, oft zusammenflieſsenden schwarzen Flecken versehen; ihre Länge war meist drei Fuſs.

Die Insel wurde vordem wegen des Seehundsfanges stark besucht, doch seit truchmenische Seeräuber diese Gegend unsicher machten, nahmen die russischen Fischer Anstand sie zu besuchen, oder sie gehen nach Kulali, wo sie gröſsere Ausbeute erwarten und sicherer sind. Unsere Matrosen hatten in zwei Stunden an dreiſsig Stück dieser Thiere erschlagen und ihnen die Häute abgezogen.

Die Ufer der Insel sind ganz mit Schilf bedeckt, der oft mannshoch ist. Nirgends sah ich aber die *Nereis* *) oder *Tubularia*, so viel ich auch darnach suchte. Von Pflanzen fand ich vorzüglich *Salsola* tragus, *L.*, *Elymus* sabulosus, *MB.*, *Atriplex* laciniatum, *L.*, *Astragalus* dealbatus, *Pall.* Auch hier war *Papilio* lotrix *Cram.* nicht selten.

Den andern Morgen erst legte sich der Sturm etwas, und wir konnten unsern Barkas besteigen, wir kamen in zwei Stunden nach unserer Corvette zurück und waren inniglich erfreut, von dieser Verdammungs-Insel losgekommen zu seyn. Dieser Versuch schreckte mich ab Kulali zu besuchen, und wir spannten die Segel nach Tarki.

In der Nähe der Inselgruppe zeichnet sich die Mollersche Bank aus, die in einer Richtung mit der Ziegenbank nordwärts von der Insel Swätoi liegt und jährlich an Umfang zunimmt. Früher war sie so unbedeutend, dafs sie sich meist unter Wasser befand und man über sie hinwegfahren konnte, jetzt ist sie aber immer über der Oberfläche des Wassers erhoben, und hat in kurzer Zeit sehr zugenommen; alle drei Inseln werden durch eine unterirdische Sandbank mit einander verbunden. Gmelin (IV. p. 44) behauptet, dafs die Ziegen- und Podgorni-Insel immer kleiner würden, sie werden im Gegentheil jetzt immer gröfser, denn das Meer setzt immer mehr Sand ab und vergröfsert ihren Umfang. Vielleicht war es damals ein umgekehrter Fall. Er sagt nämlich: „Podgorni und die Ziegeninsel sind jetzt nicht mehr vorhanden, sondern stehen unter Wasser, auch Kulali und Swätoi nehmen von Jahr zu Jahr ab." Er meinte wahrscheinlich die östlich gelegene Podgornoi-Insel, die aber jetzt aus einer

---

*) Eine Nereis, der N. noctiluca sehr verwandt, fand ich späterhin um Odessa in kleinen Salzseen der Küste.

grösen und kleinen besteht; also offenbar, wie alle übrigen sehr an Umfang zugenommen hat.

Bei unserer Ueberfahrt nach Tük-karagan war bei mir im Gesicht, dem Halse und den Händen (auf den unbedeckten Theilen des Körpers) ein frieselartiger, rother Ausschlag entstanden, der nicht grade juckte, aber wegen der Spannung der Haut äuſserst empfindlich war; man sah sich dadurch gezwungen die Haut zu kratzen, und die Hitze den Händen durchs Waschen mit kaltem Wasser zu benehmen. Er nahm zu, als ich ans Land kam, und dauerte einige Tage, bis er in kleinen Schuppen wegging; riſs man sie zu zeitig ab, so floſs Blut. Er schien sich mehrmal zu schuppen. Eigentliche Flecke, Bläschen oder Knötchen bemerkte man nirgends, sondern die Haut erschien nur rauh, hart und wie angeschwollen von der Röthe; vorzüglich waren die Ohren stark aufgedrungen und ganz roth entzündet. Nachher schuppten sie sich ab. Die angeschwollenen Theile waren dabei wegen der stark gespannten Haut so empfindlich, daſs man sie nicht berühren durfte. Die Ursache ist nur in der zu groſsen Hitze zu suchen. Die abgeschuppten Stellen glänzten noch lange Zeit sehr stark.

Fünftes Capitel.

Reise nach Tarki.

Den 2 Julius stellte sich gegen Abend ein ziemlich günstiger NW ein, bei dem wir die Anker zur Ueberfahrt nach Tarki lichten konnten. Er blies aber so sanft, daſs wir anfangs kaum drei oder höchstens vier Knoten oder eben so viel italienische Meilen in der Stunde zurückleg-

ten. Späterhin hörte er fast ganz auf; ja Tags darauf wurde er sogar SW, und wir mufsten laviren.

Den 4 Julius wurde der Wind günstiger, zwar immer NW, doch eher NNW und mitunter auch NO, so dafs wir ziemlich schnell segeln konnten, oft sechs bis acht Knoten, etwa achtzehn Werst in einer Stunde, so dafs noch einige Werst mehr die gröfstmögliche Schnelligkeit für die Schifffahrt auf unserm Meere gewesen wäre. Wir fuhren fast die ganze Nacht hindurch.

Den 5 Julius, Sonntags, drehte sich der Wind plötzlich, als wir schon Tarki vor uns sahen; der Sturm nahm mit einem Male so sehr zu, dafs wir kaum die Segel einziehen konnten, um die Anker zu werfen. Zu unserm Glücke erlaubte diefs auch die Tiefe von vier Faden; hätte uns der Sturm mitten auf dem Meere, wo wir mehrere zwanzig Faden Tiefe hatten, ergriffen, so wären wir ohne Zweifel nach der Seehundsinsel oder nach Tschetschen geworfen worden. So hatten wir nur vom lästigen Schaukeln zu leiden, lagen aber sicher vor Anker.

Auf der neuesten Charte des Steuermanns Kolotkin war in der Mitte des Meers eine Tiefe von fünf und vierzig Faden angegeben; als wir sie durchsteuerten, und jede halbe Stunde das Loth warfen, fanden wir nie eine gröfsere Tiefe als ein und zwanzig Faden, meist funfzehn oder achtzehn Faden, nach dem Ufer zu natürlich viel geringer.

Als wir uns der westlichen Küste näherten, ward das Meerwasser immer schmutziger und lehmichter, weil der Boden des Meeres hier ganz aus weichem, grauem Lehm besteht und das Wasser bei der geringen Tiefe davon die schmutzige Lehmfarbe annimmt. Auch der Geschmack des Seewassers ändert sich; er soll gar nicht mehr salzig seyn, weil der bedeutende Flufs, der Ssulak, sich hier ins Meer ergiefst, und so den Salzgehalt des Meerwassers vermindert; wir waren nicht über zwei Werst vom Ufer der Landzunge entfernt, aber von Tarki selbst noch gegen fünf und zwanzig Werst.

Den 5 Julius hatten wir unaufhörlich vom SO zu leiden; es entstand dadurch ein lästiges, unerträgliches Schaukeln, und gab uns nicht die mindeste Ruhe. Der Wind stürmte in derselben Heftigkeit fort, bis er endlich gegen Morgen umschlug und NNO wurde, so daſs wir uns aufs Neue der Küste nähern konnten. Doch segelten wir nur sehr langsam, da der Wind nur sehr schwach blies. Von ferne sahen wir das schöne Tarkische Gebirge und hinter ihm den ganzen Kaukasus, den jedoch trübe Wolken verhüllten. Das Wasser ward aufs Neue grün, da wir von der Agrachanschen Landzunge und der Insel Tschetschen uns aufs Neue entfernten; der Einfluſs, den der reiſsende Ssulak auf den Geschmack des Seewassers äuſsert, hörte auf, es wurde wieder salzig; wir segelten nunmehr südwärts, der Küste entlang, da wir unsern Lauf anfangs zu sehr nordwärts genommen hatten.

Gegen zwei Uhr Nachmittags warfen wir Anker, etwa zwei Werst vom Ufer entfernt. Ich schrieb gleich an den Commandanten der stürmischen Festung von Tarki und bat um eine Wohnung und Convoi; allein da der Unterofficier über acht Werst vom Ufer bis zur Stadt zu Fuſse zurücklegen muſste, so erhielt ich heute keine Antwort.

Den 6 Julius brachte mir der Unterofficier die Antwort vom stellvertretenden Commandanten, einem Capitän, denn der Commandant selbst lag am hitzigen Fieber darnieder und starb auch in einigen Tagen. Gegen Mittag fuhr ich ans Land, um das Ufer zu besuchen. Wir fanden eine sehr üppige Vegetation; die anstehenden und als Geschiebe umherliegenden Steine waren meist Muschelkalksteine, die gleich eine jüngere Formation der Tertianzeit erwarten lieſsen. Wir gingen erst durch sehr grasreiche Wiesen bis an den Fuſs des Stadtberges und wandten uns dann rechts, wo ich einen kleinen Berg bestieg, der aus einem dichten Kalkstein bestand, er war meist grau, ins

Schwärzliche, und enthielt eine Menge kleiner zweischaliger Muscheln; oft waren die Schalen verschwunden, und an ihrer Stelle fand man in den leeren Räumen angesammelten Ocker. Am Ufer selbst lagen eine Menge Trümmer von Muschelkalkstein, der sehr lose war und nur aus verkalkten Muschelschalen bestand. Ein grofser Salzsee befindet sich vor dem Berge; wahrscheinlich nehmen die Einwohner ihr schönes Salz von blendender Weifse daher.

Den 8 Julius fuhr ich auf vier Tage in die Stadt Tarki (besser Tar'khu gesprochen, hiefs ehemals Semender, späterhin Terrekoll, Thaldecke, woraus man Tarkhu gemacht hat); wir erhielten einen Kosacken und Lesghinen zur Begleitung und aufserdem zwei Arben oder zweirädrige tatarische Karren, zur Fortschaffung unseres Gepäckes und ein Kosackenpferd für mich zum Reiten. Der Weg ging anfangs eben fort, über Wiesen und durch Gräben, dann stiegen wir bergan und kamen bei einem Gottesacker vorbei, auf dem eine Menge Grabsteine mit tatarischen Inschriften standen; sie waren alle von einerlei Art, doch nach dem Geschlechte der Verstorbenen verschieden, so dafs Männer einen sehr breiten Grabstein hatten, der sich nach Oben in drei Spitzen endigte, von dem die mittlere, als länglicher Vorsprung am Ende einen zugerundeten Knopf trug; für die verstorbenen Weiber dagegen befanden sich weit schmälere, längliche Grabsteine, die nach Oben einfach zugerundet waren. Ihre Inschriften waren auch weit einfacher, nie so geziert wie die der Männer. Sie zeigten nur den Namen der Verstorbenen und den Sterbetag an. Die Grabsteine waren aus Muschelkalkstein gearbeitet. Kinder hatten ganz kleine Grabsteine, aber auch Inschriften. Der Gottesacker war sehr grofs; wir sahen zu beiden Seiten am Wege eine Menge dieser Grabsteine: und doch ist es nicht der einzige Gottesacker; denn rings um die Stadt werden Verstorbene beigesetzt.

Wir traten allmählich in die Stadt; zuerst fingen einzelne Häuser an, dann kamen wir in sehr schmutzige, unregelmäfsige Strafsen, das reinste Quellwasser quillt vom Berge herab, gräbt sich aber in dem Lehmboden Gruben, in denen es sich ansammelt; das Gehen wird dadurch sehr erschwert. Die Häuser sind alle nach orientalischer Art aus Lehm mit Stroh, als Mörtel gemischt, erbaut; sie haben flache Dächer, nur eine Thüre als Eingang; an der Hauptseite, die meist nach dem Hofe hin gerichtet ist, drei bis vier Fenster ohne Glasscheiben, blofs mit hölzernen Fensterladen; an der Vorderseite des Hauses befindet sich meist eine Halle, von einigen Säulen gestützt. Zur Seite des Hauses sind auch einige Fenster, aus denen man gewöhnlich auf das Dach eines nebenangränzenden, nur niedriger stehenden Hauses treten kann; die ganze Stadt ist nämlich am Abhange eines grofsen Berges gebaut; daher steht ein Haus immer niedriger als das andere, und aus einem höher gelegenen tritt man auf das Dach des unteren. Sonst sind die Häuser klein, unordentlich gebaut und unregelmäfsig aneinandergereiht, so dafs es eigentlich keine wirklichen Strafsen, sondern nur sehr unordentliche, höchst unregelmäfsige Wege durch die Stadt gibt; höher hinauf stehen hohe Pappeln und Eichbäume vor den Häusern, dicht am Abhange des Berges, und machen die Gruppen der Häuserreihen sehr malerisch. *)

*) Ibn Haukal schildert Semender oder Tarki als eine grofse Stadt, die über alle Beschreibung reich an Weingärten war; es sollen dort an 40,000 Weinstöcke gewesen seyn. Ich habe mich, sagt Ibn Haukal (v. Frähn, Ibn Foszlan S. 65.), darnach im Jahr 358 (968 oder 969 n. Chr.) in Dschordschan erkundigt, wo es noch im frischen Andenken war. Es bewohnten sie Mohamedaner und andere. So wie jene ihre Medscheds, so hatten die Christen ihre Kirchen und die Juden ihre Synagogen daselbst. Aber die Russen plünderten es, so wie Chaseran und Itil, und zerstörten Tarki. Wahrscheinlich war diefs der berüchtigte Feldzug des kriegslustigen Swätopolk gegen die Chasaren.

Das schönste Gebäude der Stadt bewohnt der Sohn des jetzigen Schamchals, *) (so heifst der Herrscher von Tarki, der Generalmajor in russischen Diensten ist, und schon ein hohes Alter erseicht hat.) Es hat eine schöne, grofse Einfahrt, als Portal gestaltet, durch welche man in den Hof kommt; über dem Portal liegt die Wohnung des Thronerben selbst und neben ihm eine tatarische Medsched, eine kleine dunkle Halle, in der die Lesghinen auf Teppichen niederknien und beten; vor der Halle fliefst ein schönes krystallhelles Quellwasser, in einem Badezimmer, worin sich die Tataren vor dem Gebete erst reinigen. Das Gebäude liegt dicht am Fufse des Berges, der hinter demselben steil in die Höhe steigt.

Unsere Wohnung lag etwas höher, aber eben so romantisch am Fufse des Berges, gleich neben unserer Pforte flofs ein schönes, eiskaltes Quellwasser, und neben ihm stieg man den grasreichen, mit mannichfachen Blumen bewachsenen Berg hinan. Wir konnten aus unserer Halle auf das Dach eines niedriger gelegenen Hauses steigen und so die ganze Stadt übersehen — ein prachtvoller Anblick! Allein noch weit erhebender wurde er von dem Berggipfel aus, gleich hinter unserem Hause. Wir sahen von da weit aufs Meer hinaus und auf die Stadt hin, die in vielen Thalgründen gebaut ist und wenigstens an 1500 Häuser enthalten mufs. Auf dem Berggipfel, da wo er in die Ebene übergeht, hat General Jermoloff eine Festung, die stürmische genannt, zu bauen unternommen; sie liegt weit höher als die Stadt, und von ihr aus mufs man einen sehr steilen Berg hinansteigen; dieser ist jetzt wegbar gemacht. Man hat sechs Monate fast ununterbro-

*) Schamchal ist der Titel einer erblichen Würde, die aus den Zeiten der Eroberung Dagestans durch die Araber stammt. Unter der persischen Dynastie der Ssofi waren diese Fürsten Statthalter von Dagestan. (Klaproth, Beschreibung der russ. Provinz zwischen dem schwarzen und caspischen Meere S. 145.)

chen täglich mit mehreren hundert Menschen gearbeitet, um in den festen Felsen einen Fahrweg mit Pulver zu sprengen; und dadurch ist auch da eine ganz vortreffliche Heerstraſse entstanden, deren Ausführung gewiſs des besten Meisters würdig ist.

Der Weg ist meist durch Kalkfelsen gehauen, die oft sechs Faden über die jetzige Straſse hervorragen; man hat an diesem etwa eine ½ Werst langen Wege beinahe 1000 Pud Eisen verarbeitet, wie viel Pud Pulver sind wohl beim Sprengen dieser gewaltigen Felsmasse aufgegangen? Die Festung wird sehr groſs, sie soll die Hauptfestung an der kaukasischen Linie werden; den Namen der stürmischen hat sie erhalten, weil auf der Bergkuppe oft ein solcher Sturm wüthet, daſs er die Dächer der Häuser wegreiſst, die man für die 2500 Mann Russen erbaut hat, die hier ihr Lager haben. Im October soll die Festung fertig werden, wenn ihr Bau nicht durch einen Ueberfall der nahewohnenden Tschetschenzen gestört wird. Wasser erhielt die Festung vom Fuſse des Berges, unten am Anfange der Heerstraſse; dieſs ist allerdings ein sehr miſslicher Umstand, weil ihr sehr leicht der Quell abgeschnitten werden kann; doch will man, um ihn zu vertheidigen, eine kleine Batterie anlegen, die ihm vor jedem Ueberfall der feindlichen Gebirgsvölker schützen kann.

Unter allen sind am meisten die raub- und mordsüchtigen Tschetschenzen zu fürchten. Sie bewohnen die nächsten Gebirge gleich hinter dem Gebiete des Schamchals, und machen unaufhörliche Ueberfälle auf die Festungen der kaukasischen Linie, die ihretwegen hauptsächlich stets in regem Zustande unterhalten werden müssen.

Diese unruhigen Bergvölker, die zwar oft Treue dem russischen Kaiser geschworen haben, lassen sich nur zu leicht von ihren Fürsten zum Eidbruche verleiten, und überfallen alsdann die Linienfestungen. Während wir in

Tar-

Tarki waren, erhielt der stellvertretende Commandant den Befehl, 250 Mann nach der Linie zu schicken, da die Tschetschenzen so eben zwei der tapfersten russischen Generale ermordet hatten. Die Sache hatte sich folgendermafsen verhalten.

Der Commandant der Linienfestung Amiradschurt, ein Capitän, erhielt vom Brigadegeneral Grekoff aus der etwa funfzig Werst entfernten Festung Wak-tschai den Befehl auf seiner Hut zu seyn, da sich die Nachricht verbreitet hätte, dafs sich mehrere tausend Tschetschenzen zusammengerottet, um theilweise beide Festungen zu überfallen. Der Capitän hielt diefs aber, wie es auch wirklich oft der Fall gewesen, für ein leeres Gerücht, und traf weiter keine Vertheidigungsmafsregeln. Nach einigen Stunden wird er aufs Neue vom General benachrichtigt und sogar gebeten, auf seiner Hut zu seyn. Dennoch legt er sich ruhig nieder, ohne weitere Mafsregeln zu nehmen. In der Nacht rücken die Tschetschenzen vor die Festung, verbergen sich in den nahen Wald und senden einen der Ihrigen, der der russischen Sprache vollkommen mächtig ist, wie Viele unter ihnen, an das Festungsthor, das schon geschlossen war. Hier ruft er der Schildwache zu: öffne das Thor, der General kommt! Es geschieht und in demselben Augenblicke bricht die ganze Masse der Tschetschenzen aus dem Walde hervor, dringt in die Festung und läfst fast die ganze Mannschaft über die Klinge springen. Der Capitän, von mehrern schweren Wunden durchbohrt, stürzt sich in den Terek, wo er umkommt. Noch nie war im Kaukasus eine ganze Mannschaft auf eine so fürchterlich hinterlistige Art niedergemetzelt worden.

Der General Grekoff, davon unterrichtet, bricht sofort mit seiner Brigade auf, um gegen die Festung zu ziehen; er verlangt von allen Seiten Hülfe. Von Georgiefsk stöfst der tapfere Generallieutenant Lissanewitsch zu ihm. Es entsteht ein blutiges Metzeln; viele Tsche-

tschenzen werden niedergehauen. Sie ziehen sich allmählich in ihre Gebirge zurück, und die Generale gehen nach Wak-tschai, wohin sie auch die Volksältesten oder Fürsten der Tschetschenzen bescheiden, um mit ihnen die Ruhe wieder herzustellen.

Auf diesen Aufruf versammeln sich zweihundert Mann; Grekoff will sie in die Festung lassen, um mit ihnen zu sprechen; Lissanewitsch widersetzt sich dem; ihre Masse, sagt er, sey zu grofs, und es sey unerhört, dafs man eine so grofse Menge Feinde, deren Handwerk nur Raub und Mord sey, mit einem Male in die Festung lassen könne. Grekoff achtet aber diesen Rath nicht. Ein Mullah der Tschetschenzen tritt zu ihm ins Zimmer, um mit ihm im Namen seines Volks zu sprechen. Grekoff fragt ihn, warum sein Volk aufs Neue Mord und Unruhe angefangen. Der Tschetschenze antwortet, weil ihn der General selbst beleidigt habe und sein Volk sehr gedrückt werde. Grekoff erwidert darauf unwillig: ich werde dich hängen lassen, wenn du solche Lügen sagst. Kaum sind die Worte ausgesprochen, so stürzt der Tschetschenze mit einem Dolch, den er im Busen verborgen hatte, auf ihn, und verwundet ihn tödtlich in die Brust. Auf sein Geschrei treten gleich andere Officiere und auch Lissanewitsch ins Zimmer; gleich fällt der Tschetschenze über diesen her, und ein Dolchstich in den Unterleib stürzt auch ihn zu Boden. Selbst einen Obristen und noch zwei andere Officiere verwundet dieser rasende Mullah, doch nicht tödtlich, ehe es den russischen Soldaten gelang, ihn selbst niederzuhauen. Grekoff starb nach acht Tagen, Lissanewitsch blieb auf der Stelle todt. Die anderen Tschetschenzen flohen aus der Festung in ihre Wälder zurück.

Noch nie geschah im Kaukasus ein so fürchterliches Ereignifs, dafs zwei der tapfersten Generale auf diese hinterlistige Art ums Leben kamen; ja aufser des braven Zizianoffs meuchelmörderischer Ermordung vor den Thoren Baku's ist noch nie ein russischer General im Kaukasus ermordet worden.

Man kann denken, welche Gefühle diese Nachricht in Tiflis verbreiten mufste. General Jermoloff stellte sich, wie wir späterhin hörten, gleich selbst an die Spitze seiner Truppen und drang so weit ins Gebirge der Tschetschenzen hinein, wie es vor ihm Niemanden gelungen war. Er hielt sich neun Monate bei ihnen auf, vorzüglich an den Flüssen Argun und Sundsha, wo er alle Dörfer der Tschetschenzen verbrannte und die hauptsächlichsten Aufrührer mit dem Tode bestrafte. So gelang es ihm wieder, diefs Volk zu bändigen und ihnen den Eid der Treue abzunehmen.

Die Tschetschenzen gehorchen eigentlich wenig ihren Fürsten, deren Oberherrschaft sie überhaupt nicht anerkennen, sondern haben mehr eine republicanische Verfassung, so dafs sie schwer zur Eintracht und zum Gehorsam zu bringen sind. Die Tscherkessen dagegen werden von kleinen Fürsten beherrscht und sind dadurch eher in Ruhe zu erhalten.

Ein ähnliches hinterlistiges Benehmen findet man auch unter deu Lesghinen des Schamchals; noch vor zwei Jahren erschossen sie einen Obersten bei Tarki, den sie einige Werst jenseits der Festung escortiren mufsten. Einen andern hieben sie bei einer ähnlichen Gelegenheit nieder. Und doch ist der Schamchal ihr Beherrscher und zugleich russischer Unterthan, der durch die kaiserliche Güte sogar die Rechte eines Generallieutenants geniefst und mit mehreren grofsen russischen Orden geziert ist. Doch selbst gegen ihn empören sich seine eignen Unterthanen; sein Glück ist's, dafs ihm von seinen acht und zwanzig Dörfern immer einige treu bleiben, und mit diesen gelingt es ihm alsdann, bald wieder Ruhe herzustellen.

Das Bestrafen ist übrigens unter ihnen sehr streng; den Verbrechern werden die Augen ausgestochen, Glieder abgehauen, die Aufrührer gehangen. Der Sohn des Schamchals, ein achtzehnjähriger Jüngling ohne viele Bil-

dung, Lieutenant in russischen Diensten, hat ganz dieselbe Macht, wie sein Vater, und beschäftigt sich auch mehr mit den Angelegenheiten seines kleinen Staates. Der Vollzieher der Strafe ist ein Henker, der in der Stadt wohnt und die Strafewaffen — ein Schwert, einige scharfe und spitze Eisen Augen auszustechen, Ohren abzuschneiden, Finger und Hände abzuhauen — stets bei sich führt. Die Ketten, die man den Verbrechern anlegt, sollen fürchterlich seyn; die Füfse werden eng aneinander geschlossen; jeder Fufs ist mit einem viereckigen Eisen beladen, das wenigstens 3 Pud wiegen soll.

Die ersten Unterhandlungen mit dem Schamchal *) von Tarki führte Rufsland schon i. J. 1559; sie verwandelten sich aber bald darauf in Feindseligkeiten, da Rufsland die ihm ergebenen Tschetschenzen vor dem Drucke des Schamchals zu schützen suchte. Dieser widersetzte sich später noch mehr dem Erbauen der drei Festungen am Koissu, bei Enderi und um Tarki. Aber i. J. 1638 unterwarf sich der Herrscher der Kumüken und von Tarki dem russischen Scepter. Als er nun vom persischen Schache zum Schamchal erklärt worden war, erkannte auch der Tsar Michael Feodorowitsch 1643 ihn dafür an. Von der Zeit dauerten 60 Jahre hinter einander die Verbindungen mit den Schamchalen. Als aber 1718 der Schamchal Adil Girei dem Kaiser Peter I wichtige Dienste erwies und den Eid der Treue leistete, wurde die Festung des h. Kreuzes am Koissu erbaut, zur Zeit des Feldzuges gegen Persien. Aber schon 1725 ward Adil Girei treulos, und von den Türken verleitet, überfiel er mit 30,000 M. die Festung; aber

*) Die Würde der Schamchale hat etwa im 8ten oder 9ten Jahrhundert ihren Ursprung genommen, als die Araber ihre Macht im Kaukasus verbreiteten. Nach dem Könige von Georgien galten die Schamchale, die über ganz Dagestan herrschten, für die mächtigsten Herrscher des Kaukasus.

wurde bald darauf, nach der Zerstörung von Tarki, geschlagen, gefangen und nach Kola geschickt, wo er auch starb. Peter I hob darauf die Würde des Schamchals auf. Sein Land übergab er der Obhut des Generals, der in der Festung des heil. Kreuzes befehligte. Als aber 1735 der Friede mit Persien zu Gandsha geschlossen wurde, ward die Garnison aus der Festung nach Kislär geführt, und die Würde des Schamchals vom Schach Nadir wieder eingesetzt, in der Person des kumükischen Fürsten Kafspulat.

1786 unterwarf sich dessen Sohn, der Schamchal Murtasami, dem russischen Scepter und blieb bis an seinen Tod treu. Sein Neffe, der jetzige Schamchal Mechty, führt den Rang eines Generallieutenants, und erhielt noch neulich für die bewiesene Treue und Ergebenheit an Rufsland eine Auszeichnung, als die Perser ihn zum Friedensbruche bewegen, und auf ihre Seite ziehen wollten. Er hat gegenwärtig 60 Jahre; sein Sohn, etwa 37 Jahre alt und sein Nachfolger, ist aus der ersten Ehe entsprossen.

Den 9 Julius fuhr ich nach dem warmen Schwefelwasser, etwa zehn Werst südlich von Tarki; zur Sicherheit erhielt ich einige Kosacken und einige angesehene Lesghinen mit, denn wir mufsten durchs Gebirge, wo nicht selten Ueberfälle von Lesghinen geschehen. Wir ritten, um einen nähern Weg zu haben, durchs Gebirge, wo man uns zur Belohnung einer beschwerlichen Gebirgsreise schöne Aussichten verheifsen hatte. Die Kosacken hatten eine Tscherkessentracht an, die in den hiesigen Gebirgsgegenden für bequemer gehalten wird. Diese Tracht könnte aber eben so gut tschentschenzisch oder lesghinisch genannt werden; denn die meisten Bergvölker des Kaukasus kleiden sich in sie. Auf der Brust führen sie in mehreren Reihen jederseits auf dem kurzen Reitrocke Patronen und im Gürtel ein Pulverhorn, Flintensteine, Zunder, einen Säbel, Pistole und Schwert,

auch eine Nogaika; um die Schulter hängt im rauhen Ueberzuge von Fell ihre Flinte; ihren Kopf deckt eine Pelzmütze. Um diesen Reitrock nehmen sie eine Burka oder den kaukasischen Reitmantel, aus dicken und langen Haaren der Kalmückenschafe verfertigt.

Unter den Lesghinen befand sich als Führer der tatarische Polizeimeister der Stadt, ein Greis von altem Adel und großsem Reichthum; er besaſs mehrere Dörfer und pflegt in der Regel ausgezeichnete Personen zu begleiten; ist er nämlich in der Escorte, so darf man nichts fürchten, da ihn die Bergvölker sehr ehren. Für meine Frau, die mich begleitete, erhielt ich eine tatarische Arba auf zwei groſsen Rädern, von zwei schwarzen Büffeln gezogen. Ein anderes Fuhrwerk gibt's nicht in der Stadt, und wenn selbst die Gemahlin des Schamchals irgend wohin fahren will, bedient sie sich dieser Arba, deren Stöſse natürlich sehr unsanft sind.

Wir ritten erst den Festungsberg eine kleine Strecke heran, lieſsen die Festung rechts, und erreichten so den Gipfel des Berges, von wo herab wir einen neuen, ganz vortrefflichen Anblick auf die Stadt genossen; die Häusergruppen, am Abhange des Berges gebaut, nahmen sich vorzüglich schön aus. Bald darauf kamen wir über einen groſsen Kirchhof, auf dem sehr viele Grabsteine standen; nun bogen wir um eine Felsenecke und waren auf einem ebenen Wege, der uns bald zu den russischen Militärbäckern führte, die hier in mehreren Hütten wohnen. Von hier an hatten wir beständig Aussichten aufs Meer und sahen die schönsten Thäler links und rechts in dem hohen Gebirge. Je weiter wir kamen, desto romantischer wurden die Thäler, so daſs wir uns oft in einem engen Thale befanden, rings her von den höchsten Bergen eingeschlossen. Zu ihm führte jählings ein enger Weg hinab, auf dem kaum eine Arba Platz fand; kam eine andere uns entgegen, so muſste sie immer ganz zur Seite einen Berg hinanfahren, um

Platz zu machen. Endlich erreichten wir ein Thal, in dem wir ein schönes kaltes Quellwasser fanden; wir erquickten uns und ritten weiter.

Nach einer halben Stunde kamen wir an einige Strohhütten, von Juden bewohnt, die Tabak bauten und sehr ärmlich lebten; sie sprachen nur die tatarische Landessprache. Die Gegend ist hier eben und bildet ein grofses Thal; weiter vorn steigt man aufs Neue bergan, und empfindet allmählich einen Schwefelgeruch, der schon die Nähe des Wassers ankündigt. Jetzt stiegen wir noch etwas heran und befanden uns in dem grofsen Thale, in welchem das Schwefelwasser hervorsprudelte.

Das Bassin ist ziemlich grofs, aber das Wasser nicht über einen Fufs tief. Die Wärme ist auch nicht so bedeutend, nicht über 10° Reaum.; der Geschmack nach faulen Eiern. Aufserdem erhält es aber noch einigen Salzgehalt, der neben dem Pikanten der Hydrothionsäure durchschmeckt. Nach dem Bade empfand man auf der Haut ein unangenehmes Jucken oder Prickeln, wahrscheinlich Folge der Hydrothionsäure; ich habe es in andern Schwefelwassern nicht so heftig gefunden. Um das Bassin herum findet man, so wie auch in ihm selbst, eine Menge Kalksteine, so dafs das Schwefelwasser aus einem Tertiankalk hervorzuquillen scheint; er ist gelblich grau, von flachmuschlichtem Bruche, auf der Bruchfläche oft mit braunen Streifen gezeichnet, dabei ziemlich fest und dicht. Wahrscheinlich werden die nahgelegenen Gebirge selbst aus diesem Kalke gebildet; deutlich beobachten konnte man es nicht, da die Erde auf ihnen überall mit hohem Grase bewachsen war.

Das Schwefelbad könnte immer in vielen Krankheiten Nutzen stiften; nur müfsten hier einige Häuser erbaut oder sonstige Vorkehrungen getroffen werden, um es benutzen zu können. In Tarki wohnten bisher nur russische Officiere, die wohl den weiten Ritt in der hei-

ſsen Jahreszeit dorthin scheuten und dann auch vor Ueberfällen der Lesghinen nicht sicher sind. Diese dagegen meiden, so wie die Tataren überhaupt, das heilsame Wasser, das sie für unrein halten und sich nie, aber ihre Pferde recht oft drinn baden. Es wäre wohl der Beachtung werth, hier einzelne Anstalten zu treffen, um das nur funfzehn Werst von der Stadt entfernte Schwefelbad gemeinnützig zu machen.

In der Nähe von Tarki soll sich auch gediegener Schwefel finden: doch mehr ins Gebirge hinein. Auſserdem findet sich hier auch der Ssago, eine merkwürdig gelblich weiſse Erde oder oft zusammenhängende erdige, poröse, zerreibliche Masse, von einem zusammenziehenden Vitriolgeschmacke, deren sich die Einwohner bedienen, um ihren Dolchen eine schöne blaue Farbe zu geben. Sie bezahlen diese Erde sehr theuer, weil sie sich nur auf einem Berge finden soll. Ich sah sie nur in geringer Menge, und konnte weitere analytische Untersuchungen damit nicht anstellen.

Im Thale, wo das kalte Quellwasser sprudelte, fanden wir gleichfalls ein hohes Tertiangebirge, das aus Sandstein bestand, der meist gelblich, feinkörnig, ziemlich hart und fest war. Ob er auf oder unter dem Kalksteine liegt, konnte man nicht deutlich wahrnehmen. Weiterhin fand ich in einer tiefern Gegend einige verschiedene Arten Muschelkalksteins, die über einander lagen, und auſserdem auch einen Sandstein, der unter diesem Tertiankalkstein lag. Dieser Sandstein ist zwar etwas loser, und bildet gebänderte Schichten: doch hat er dasselbe feine Korn, wie der oben genannte, etwas härtere Sandstein. Der Kalkstein dagegen ist grobkörniger und von splittrigem Bruche, worauf man kleine Kalkspathkrystalle bemerkt. Seine Farbe ist schwärzlich, während jener eher bläulich und braungestreift erscheint.

Auf diesem letzteren Kalkstein liegt ein Muschelkalkstein von verschiedenem Gefüge. Zuerst ein harter

Muschelkalkstein, meist grau, mit gelblichen oder schwärzlichen Streifen von festerem krystallinischem Gefüge; die schwärzlichen Streifen sind meist die in schwärzlichen Kalk verwandelten Muschelschalen; die gelblichen Flecken dagegen entstehen nur von Ockeransammlungen in hohlen Zellräumen; aufserdem finden sich eine Menge glänzender kleiner Kalkspathkrystalle in der Masse. Er ist meist sehr mächtig, oft schief geneigt; an andern Stellen ist er fest, und man bemerkt nur die schwärzlichen, fast gar nicht näher zu erkennenden Muschelschalen in ihm; zwischen ihnen zeigt sich eine ziemlich derbe Kalkmasse von heller Farbe. Jene Muscheltrümmer scheinen jedoch Venusmuscheln eher als Cardien angehört zu haben; daher zeigen sie auch reifenartige Querstreifung.

Unter dieser Masse liegt näher nach Tarki hin ein anderer weit loserer, fast tuffartiger Muschelkalk, in dem die Muschelschalen weifs kalzinirt erscheinen; einige Schalen sind ziemlich grofs, und scheinen den Cardien ähnlich, obwohl nicht deutlich genug bestimmbar. Zwizchen diesen gröfseren Muschelschalen liegen dünne, kleinere Schalen derselben Art. Die weifse Kalkfarbe geht oft in eine gelblich braune über. Man kann an manchen Stellen sehen, wie einzelne kalzinirte Muschelschalen in die schwärzlichen übergehen, welche den über ihm liegenden Kalkstein bilden. Dadurch geht das gleichzeitige Alter dieser beiden Formationen hervor. In andern Muschelkalksteinen, die noch näher nach der Stadt die zahlreichen Berge bilden, liegen die ganz weifs verkalkten Muschelschalen fester und dichter in der härteren, braunrothen Kalksteinmasse; sie zeigen nirgends das Schlofsende deutlich und sind daher sehr schwer bestimmbar; doch verräth ihre allgemeine Form eine grofse Aehnlichkeit mit einer Corbula, die am Ausflusse der Wolga häufig ist; daher erscheinen die nur wenig erhaltenen kreideweichen Schalen quergereift,

und zeigen schwache Längsstreifen, die jedoch meist verlöscht sind.

Am Festungsberge selbst bemerkt man eine sehr mannichfache Bildung der Gebirgsmassen; da hier die Heerstraſse 6 Fuſs tief durch den Felsen gesprengt ist, so kann man die gegenseitige Lagerung der verschiedenen Formationen sehr gut beobachten. Die zunächst hier zu Tage anstehende Formation ist aus Tertiankalkstein von grauer, oder einer aus Gelb und Braun gemischten Farbe von splittrigem Bruche und bedeutender Härte, aber mit einzelnen Zellräumen, in denen sich Kalkspath angesammelt hat; er führt keine Versteinerungen. Auf ihm liegt aber ein Muschelkalk von eigenthümlichem Gefüge; derselbe, dessen wir schon oben erwähnten; er ist dicht und fest, die Muchelschalen erscheinen hier in bläulichen Kalkspath verwandelt, und in einigen Zellräumen bemerkt man etwas Ocker angesammelt.

Auf diesem liegt ein anderer derber Kalk von feinkörnigem Gefüge, und wenigen Spuren von Muschelversteinerungen. Hierauf folgt ein ganz poröser, fast sinterartiger Kalkstein von sehr groſsen Löchern durchsetzt, die von versteinerten Serpulenröhren herzurühren scheinen; diese sind oft einen Viertel-Zoll dick, meist aber weit dünner, und von demselben gelblichen Sinterkalk gebildet; auſserdem finden sich noch kaum eine halbe Linie breite Serpulenröhren, die von einer ganz dünnen und zerbrechlichen weiſsen Kalkmasse gebildet werden, und in den hohlen Räumen des Kalksteins an einander gruppirt liegen. Der Art nach sind sie offenbar von den planorbisähnlichen Serpulen der Ostküste bei Tük-karagan verschieden, da sie weit länger und ganz unregelmäſsig aufgerollt erscheinen, so daſs sie den versteinerten Serpulen Volhyniens weit näher stehen. Der poröse Kalkstein enthält im Ganzen ein ziemlich grobes Korn und stellt sich gleich als Tuff dar, so daſs eine

Masse der Art, über dem Muschelkalkstein liegend, diesem offenbar ein sehr neues Alter anweisen müfste.

Dieser Kalkstein liegt zunächst unter einem andern versteinerungsleeren Kalkstein, auf dem sich wiederum eine Schicht losen Sandes findet, dessen Quarzkörner fein und gelblich von Farbe erscheinen; sie rührt vom Eisenocker her: die Schicht an sich ist nicht über einen Fufs mächtig.

Auf diesem Sande liegt ein Kalkmergel von schwärzlich grauer Farbe und festem Gefüge; er ist horizontal gelagert, wie alle hier auf- und unterliegenden Massen, und zerspringt leicht in viereckige Trümmer. Auf ihm liegt ein Kalkstein, der jedoch nicht ganz rein kalkig ist, sondern Quarzkörner in sich aufnimmt; in ihm finden sich hin und wieder Zellräume mit krystallinischem Kalkspath. Er geht schichtweise nach Oben in Sandstein über, der aber wiederum kalkig ist. Dieser enthält dieselben Quarzkörner, wie der unterliegende lose Sand.

Hierauf folgt aufs Neue ein dichter versteinerungsleerer Kalkstein und auf ihn ein Versteinerungskalk, wie der oben erwähnte, von gelber oder auch grauer Farbe, mit feinzertrümmerten Muschelversteinerungen, die nach Oben vorzüglich deutlich werden, und ganz verkalkte Schalen, wie krystallinischen Kalkspath enthalten; der Kalkstein ist sehr hart und fest; in einzelnen Zellräumen findet sich Eisenocker. Nach Oben wird dieser Muschelkalkstein grau und versteinerungsreicher, bildet aber immer dieselbe Masse, nur von einer andern Farbe. Ueber diesem Kalkstein liegt aufs Neue ein Mergel, vergleichbar der Mergelschicht, die wir schon tiefer bemerkten; er ist grau, sich etwas ins Gelbliche ziehend, und nimmt zwischen sich eine Schicht verkalkter Muscheln auf; die Mergelschicht oben und unten ist fast drei Fufs mächtig; die Zwischenschicht der weifs verkalkten Muscheln weniger mächtig; diese liegen hier in einem gelb-

lichen Mergelkalk, der bald locker, bald fester ist; oft befinden sie sich auch im Mergel selbst. Die Arten sind eben so wenig zu erkennen, gleichen aber den frühern.

Auf dem versteinerungsleeren Mergel liegt ein ziemlich loser tuffartiger Muschelkalk, der weifslich von Farbe und ziemlich bröcklich ist, und nur aus verkalkten Muscheln besteht; der Kalk färbt dabei stark ab, ist ganz weifs und locker, die Muschelschalen liegen dicht durch einander, und hin und wieder bemerkt man auch in Zellräumen gelblichen Ocker angesammelt, mitunter verschwinden nach Unten die Muscheltrümmer, der Kalk wird versteinerungsleerer und fester, und zieht sich ins Graue, und diefs ist dann die höchste Kalkschicht, die wir am Hohlwege des Festungsberges finden.

Doch gibt's noch höhere Kalkformationen, die von anderer Bildung sind. Man findet sie aber meist mit denselben Formationen, namentlich mit dem Muschelkalk, den weifs verkalkte Muschelschalen auszeichnen, wechseln. Man bemerkt eben so einen versteinerungsleeren Kalkstein, der mit Sandstein entweder wechselt oder dieselbe Masse bildet, so dafs er an einzelnen Stellen sandig, an andern eher kalkig erscheint. Unter und über ihm bemerkt man oft losen Kalkstein mit verkalkten Muschelschalen, der oft sehr niedrig, oft sehr hoch liegt. In dem reinen Sandstein bemerkt man gleichfalls Muschelversteinerungen, aber immer dieselben, wie im Kalkstein; nur scheinen sie etwas seltener zu seyn; es sind meist cardien-, vielleicht auch corbulenähnliche Arten von nicht grofsem Umfange, meist nur Steinkerne, da die Schalen ganz verschwunden sind; der Sandstein, in dem sie liegen, ist meist von Eisenocker, bräunlich gefärbt oder gebändert; er löst sich ebenfalls in Schichten oder Lagen ab, oder verwittert auch, so dafs alsdann die Muscheln deutlich hervortreten. An andern Stellen bemerkt man einen sehr festen, rothbraunen Muschelkalk, auf dessen Bruchfläche, hauptsächlich aber in

Drusenräumen überall Kalkspathkrystalle vorkommen; es finden sich in ihm deutliche Mytili und eine streifige Glycimeris; der Mytilus ist sehr dick mit stumpfem Wirbel, wodurch er sich von den jetzt im Meere lebenden Arten zu unterscheiden scheint. Auch die Glycimeris ist vielleicht von den gegenwärtigen Arten des Meeres verschieden; man erkennt leicht ein zahnloses Schlofs, die vom Wirbel auslaufenden Längsstreifen, die wieder von andern Querstreifen durchbrochen werden. In einem anderen Kalkstein von weit hellerer Farbe sind diese Glycimeren vorzüglich zahlreich und an Gröfse verschieden, und obgleich nur Abdrücke bemerkbar sind, so erkennt man doch die dünnen, platten Schalen mit ihrer Längsstreifung sehr deutlich, und sieht gleich, der äufsern Gestalt nach, ihre Verschiedenheit von den Cardien. Auch in diesem Kalkstein bemerkt man Mytili, und aufser ihnen sogar cerithienähnliche Schnecken, aber nur als Steinkerne, daher nicht genau erkennbar; wahrscheinlich sind es Cerithien, die noch jetzt, nur in andern Arten, im schwarzen und caspischen Meere (wiewohl hier nur einmal von mir beobachtet) leben.

Ueberhaupt zeigt diese ganze Westküste um Tarki oft sehr hohe abgerissene Gebirgsschichten von abwechselnden Kalkstein- und Sandsteinlagern; durch Verwitterung derselben entstehen oft abgerissene, eckige, spitzige Kanten, die dem Ganzen ein zackiges Ansehen geben. Dann lösen sich in dem Sandstein, der oft gebändert erscheint, längliche, platte Nieren ab, die ebenfalls aus der oft senkrechten Steinwand hervorragen und im Innern kreisförmige Streifen zeigen, und bald versteinerungsleer sind, bald sehr viele Versteinerungen enthalten. Unter dem gebänderten Sandstein liegt mitunter ein graulicher Sandstein von feinem Korn, mit einigen Muschelversteinerungen; man bemerkt in ihm feine, schwärzliche Körner, etwa schwärzlich gefärbte Quarz-

körner. Nächstdem finden sich auch in Zellräumen kleine Kalkspathkrystalle. Ueber dem versteinerungsleeren Kalk liegt auch hier, an der Küste, ein Muschelkalk mit bald gröfseren, bald kleineren Muschelversteinerungen, die ganz verkalkt erscheinen; beide liegen unter dem Sandstein.

Unter dem Muschelkalkstein liegt hier noch ein anderer fester Muschelkalk, in dem die Muschelschalen ganz krystallinisch kalkig erscheinen, und meist schwärzlich gefärbt sind. Dieser Kalk findet sich also in sehr vielen Stellen um Tarki. Dann folgt über dem Sandstein mit Muschelversteinerungen aufs Neue ein ähnlicher Muschelkalk mit weifsen verkalkten, den Corbulen ähnlichen Schalen, sehr grofse, oft mit kleinen gemischt. Auf diesem zunächst liegt ein grauer fester Kalk mit Muscheltrümmern, und über ihm findet sich alsdann ein fester Kalkstein mit verkalkten Muschelschalen, wie sehr oft in der tarkischen Gegend. Er bildet nach Oben die äufserste Formation; doch findet er sich auch an andern Stellen viel tiefer, so dafs im Allgemeinen wohl hervorgeht, die Gebirgsformationen rühren alle aus Einer Zeit her, und sind nur durch Localitäten einigermafsen verändert.

Daher könnte es nicht weiter auffallen, wenn ich auf der östlichen Seite der Stadt, unfern der Küste, am Fufse des Berges, auf dem die Stadt liegt, einen Kalkstein mit jenen zahlreichen verkalkten kreideweifsen Muschelschalen antraf, und tiefer unter ihm einen ganz weichen feinkörnigen Sandstein von gelblicher Farbe beobachtete, der ebenso einige verkalkte Muscheln in sich schlofs. Tiefer traf ich aufs Neue einen festeren Kalk mit jenen Muschelversteinerungen an, die in krystallinischen Kalkspath verwandelt, schwärzlich von Farbe waren, wie auch jener Hügel am Meeresufer, den ich zuerst bei meiner Landung untersuchte, und der noch

weit niedriger liegt als jene Formation und ganz aus einem solchen Kalkstein besteht.

Es bleibt immer auffallend, wie sich dieselben Sandstein- und Kalksteinschichten bald mit, bald ohne Versteinerungen, nur durch die örtliche Bildung von einander abweichend, so oft wiederholt haben und um Tarki eine so mannichfache Formation der Tertianzeit bilden, wie wir sie später nirgends antrafen. Eben so merkwürdig und das jüngere Alter dieser Formation bestätigend, sind die Muschelreste in ihr, die den jetzt im caspischen Meere lebenden generisch entsprechen, aber vielleicht specifisch verschieden sind. Ohne Zweifel mochte das Meer einst diese Bergkuppe bedeckt haben.

Endlich findet man etwa zwanzig Werst von Tarki, südlich von der Stadt, eine Muschelkalkformation, aus der die Festung von Tarki erbaut wird, die ganz neuer Bildung ist; sie ist jedoch fester und dichter, daher zu Bausteinen passender; man bemerkt in ihr kleine Muscheltrümmer, durch Kalkmasse innig mit einander verbunden, wodurch ein tuffartiger, jedoch fester Kalkstein entsteht; die Masse ist aber an andern Stellen leichter, poröser, und es verschwinden fast die Muscheltrümmer aus ihr, und der Kalkstein erscheint so durchlöchert, und besteht dann aus reinem Kalkstein. Mitunter erhält er sogar ein ganz verschiedenes Gefüge; man bemerkt zwar Muscheltrümmer in kleinen, gar nicht erkennbaren Bruchstücken, denen Kalktheilchen zugesellt sind; dann enthalten sie auch Quarz- und Kieselstücke, die oft in gröfsere Geschiebe übergehen. In diesen Abänderungen erscheinen jedoch die Muschelschalen meist gröfser, der Länge nach gestreift und gleichen den Cardien. Die Kalkmasse tritt als krystallinisches Bindemittel sehr deutlich hervor, und das Ganze, hellgelb von Farbe, führt kreideweifse Muscheln. Diese Massen werden aus dem Boden einer weiten Ebene gegraben, sehr nahe am Mee-

resufer, so dafs er mit dem Meere gleiches Niveau zeigt; das anstehende Gebirge ist von da weit über eine Werst entfernt. Offenbar hat diese Masse den Grund des alten Meeres gebildet, und ist durch allmähliches Verkalken und Zusammenbacken der Muscheln entstanden.

Aus allen diesen Massen geht aber deutlich hervor, dafs sie einen muschelführenden Tuffkalk der neuesten Tertianzeit bilden, und mit den früheren ganz ähnlichen Bildungen der Ostküste um Tük-karagan zu einem ausgebreiteten Landseebassin der Tertianzeit gehört, wie ähnliche Massen an der Nordküste des schwarzen Meeres, um Odessa, an der südfranzösischen, italienischen, spanischen und sogar norwegischen Küste überall anstehen und dort die neueste Küstenlandformation bilden.

Die Vegetation des tarkischen See-Ufers und der nahgelegenen Kalkgebirge hat wenig Aehnlichkeit mit der des gegenüberliegenden östlichen Ufers von Tük-karagan; hier finden wir eine wahrhaft östlich asiatische; um Tarki dagegen ist die Verschiedenheit der Pflanzen von europäischen Bergpflanzen noch nicht besonders grofs; die einzige sonderbare Pflanze, die beiden Küsten gemein ist, bildet *Alhagi* camelorum *Fisch.*, das um Tarki in grofser Menge wuchs; sonst finden wir wohl dasselbe Genus, aber eine andere Species, wie *Zygophillum*, um Tarki *Z.* Tabago, um Tük-karagan *Z.* Eichwaldii, *Led.*

Aufserdem blühten damals an der Küste von Tarki: *Phleum* pratense, *L.*, *Polypogon* monspeliensis, *Desf.*, *Panicum* viride, *L.*, *Chloris* Cynodon, *Tr.* (*Cynodon* Dactylon, *Vers.*), *Andropogon* ischaemon, *L.*, *Cynosurus* echinatus, *L.*, *Melica* ciliata, *L.*; *Bromus* squarrosus, *L.*, — *mollis*, *L.*, *Hordeum* murinum, *L.*, *Agropyrum* junceum, *Pal.*, sibiricum, *W.* (variegatum, *Fisch.*); *Lolium* arvense, *With.*, *Allium* flavum, *L.*, globosum *MB.*, *Polygonum* patulum *MB.*, *Plantago* arenaria, *Kit.* *Verbascum* Blattaria, *Kit.*, *Onosma* echioides, *L.*, *Echi*

nosper

nospermum brachyceratum, L., *Sideritis* montana, L., *Origanum* vulgare, L., *Stachys* palustris, L., erecta L., *Salvia* Aethiopis, L., sylvestris, L., *Leonurus* Marrubiastrum, L., *Alectorolophus* Trixago, MB., *Linaria* genistaefolia, Desf., *Ajuga* Chamaepithys, L., *Teucrium* Polium, L., *Statice* tatarica, L., *Silene* volgensis, Spr., *Arenaria* laricifolia, L., *Dianthus* prolifer, L., Armeria, L., discolor, Ait., *Rhus* coriaria, L., *Pastinaca* pimpinellifolia, MB., (var. alpina), *Parietaria* judaica, MB., *Rubia* tinctorum, L., *Seseli* petraea, Stev., *Carum* carvi, L. (flor. purpur.), *Daucus* Carota L. (var.) *Scabiosa* ucranica, L., *Cephalaria* uralensis, Schrad., *Verbena* officinalis, L., *Polygala* vulgaris, L., *Lepidium* latifolium, L., *Tamarix* germanica, L., *Vicia* purpurea, Stev., *Astragalus* virgatus, Pall., *Ononis* spinosa, L., *Xeranthemum* annuum, L., *Inula* britannica, L., Bubonium, L., *Centaurea* squarrosa, W., Adami, W., Calcitrapa, L., arenaria, MB., dealbata, W., *Serratula* polyclonos, DC., *Achillaea* filicifolia, MB., *Pyrethrum* inodorum, W., *Erigeron* caucasicum, Stev., *Aster* amellus, L., *Carthamus* tauricus, MB., *Potentilla* obscura, W., *Ranunculus* oxyspermus, DC., *Althaea* ficifolia, W., *Capparis* herbacea, W., *Malva* cymbalariaefolia, Desrouss.

Von Thieren wurden nur wenige von mir beobachtet, am meisten zeigten sich Eidechsen und Schlangen, so *Lacerta* deserti, viridis, velox, muralis (agilis L.); aber nirgends ein *Phrynocephalus* oder *Agamo*; ferner *Coluber eremita*, m., natrix u. a.; von Insecten fanden sich viele Käfer, auch ein *Carabus Eichwaldii*, Fisch., von Schmetterlingen zeigten sich hauptsächlich *Papilio* myrmidone, chrysotheme u. a., eben so viele Heuschrecken und Libellen, so eine schöne *Aeshna phyllura*, m., endlich auch ein neues *Cyclostoma rivulare*, m.; häufig war eben so *Helix* ericetorum, auf Gebüschen. Die Küste lag von einer Menge Muscheltrümmern bedeckt.

In dem Gebiete des Schamchals, zwischen Tarki und

Kasanisch, der Residenz des Schamchals selbst, sollen sich viele steinerne Hermensäulen oder Brustbilder menschlicher Halbfiguren finden, deren eine Hand herabhängt, während die andere aber auf der Brust ruht; die Schamchal'schen Tataren sollen sie vordem als Götzen verehrt haben. Ich selbst habe keine gesehen, weil ich nicht so tief ins Gebirge hineinkam.

Es giebt noch andere Reste eines ähnlichen Götzendienstes unter den Tataren, auch in anderen Provinzen; so die berüchtigten Steppenbilder um Stawropol, die ganz tatarische Gesichtszüge darstellen und oft in Lebensgröße aus dem dortigen Muschelkalke gehauen sind.*)

Von einem ähnlichen Aberglauben und dem Götzendienste der Tataren zeugt auch eine nicht sehr hohe viereckige Säule aus Kalksteinen, die sich unfern Kuba, westwärts im Gebirge, in der Nähe des großen Dorfes Muruch findet, auf der oben eine steinerne Arbuse liegt, die die dortigen Tataren heilig verehren. Augenzeugen beschrieben mir dieselbe als grün und von der Seite gereift; die Säule soll sich hier auf einem spitzen, gleich einem Zuckerhut gestalteten Hügel befinden. Die Einwohner erzählen von ihr folgende Sage: Ein Kranker des benachbarten Dorfes Lisi wallfahrte nach Mekka, um dort zu beten; allein unterwegs wurde er noch schwächer, so daß er nicht im Stande war, seinen Weg weiter fortzusetzen. Doch ermannt er sich, im Vertrauen auf Mahomed; allein fast ohne Leben fällt er nieder. Da erscheint ihm im Traume Mahomed, verheißt ihm für seine Ausdauer und für seinen Glauben an ihn völlige Gesundheit, und befiehlt ihm, nur aufzustehen, er sey gesund, und könne seinen Weg nach dem Dorfe Lisi wieder fortsetzen. Für die Reise gebe er ihm eine Arbuse zur Erfrischung mit; da er aber schon fast bis nach Mekka gekommen war,

*) S. darüber meine Reise nach Stawropol (Reise in den Kaukasus), und Klaproth, Reise in den Kaukasus, Th. I.

so hätte er einen ungeheuren Weg bis dorthin; doch mit Hülfe seines Glaubens legte er ihn in vier und zwanzig Stunden zurück. Kaum war er aber im Dorfe angelangt, so bestieg er den Hügel, um Gott für seine Wunder zu danken. Er schlief jedoch oben ein und erwachte nicht wieder. Die dortigen Einwohner, seine Freunde, bestatteten ihn am Fuſse des Berges und erwiesen ihm eine heilige Ehre; zum Andenken an dieses ihrem Landsmanne widerfahrne Wunder stellten sie die in Stein verwandelte Arbuse auf die Spitze des Hügels, wo sie noch jetzt von ihnen angebetet wird. — Die Russen wollten sie vor einigen Jahren zerstören, allein die Kubaschen Tataren baten sehr für ihre Erhaltung, ein Beweis, daſs sie noch jetzt die Arbuse anbeten.

Sechstes Capitel.

Reise nach Derbend.

Erst den 13 Julius wehte ein NW, der uns einige Meilen von Tarki südwärts trieb; allein bald wurde der Wind ein reiner Süd, und wir muſsten, bei einer Tiefe von acht Faden, eine Meile vom Ufer entfernt, Anker werfen, um eine Veränderung des conträren Windes zu erwarten. Der Süd blieb aber sehr beständig, wurde sehr heftig, so daſs wir stark geschaukelt wurden und uns sehr übel befanden. Er wechselte zwar einige Tage hinter einander zwischen SO und SW, erlaubte aber gar nicht, die Anker zu lichten und aufs Neue unter Segel zu gehen. So muſsten wir denn, Tarki noch immer im Angesicht, auf Einem Flecke sitzen und wunderten uns über den fast sechs Tage lang ununterbrochen wehenden Südwind,

der zu dieser Jahreszeit eine Ausnahme und sehr große Seltenheit seyn soll.

Endlich stellte sich den 19 Julius Mittags um Ein Uhr ein günstiger Südwest ein, den wir zum Weitersegeln benutzen konnten; anfangs blies er ziemlich frisch und immer NW, so dafs wir meist vier bis fünf, ja sieben Knoten in einer Stunde zurücklegten, und oft über eine Tiefe von zwanzig Faden kamen. Der Grund war mit Muscheln bedeckt, meist mit schwarzgefärbten, kleinen Mytilus- oder Cardium-Arten, durch sehr dünne, feine Streifen ausgezeichnet. Gegen Abend jedoch wechselte der Wind und wurde SO, dann reiner W und endlich gar SWS, doch da waren wir schon der Stadt Morgens um drei Uhr nahe und konnten den 20 Julius Anker werfen. Der Grund vor Derbend ist sehr schlecht, er ist mit lauter dicken, fast verkalkten, gelblichen Muschelschalen bedeckt, die so dicht über einander liegen, dafs sie den Anker tief in den Grund einzugreifen hindern; daher ist der Ankergrund hier so gefährlich. Wir hatten kaum Anker geworfen, so wurde er schon wieder losgerissen und unsere Corvette schwenkte rechtsum. Unsere Furcht, bei einem O-Winde ans Ufer geworfen zu werden, mufste natürlich nicht gering seyn, da wir nur ein 1½ Werst bei einer Tiefe von fünf Faden Anker geworfen hatten. Alle Jahre gehen hier Fahrzeuge zu Grunde. Es ist hier durchaus keine Rhede, sondern man ist genöthigt, im offenen Meere, allen Stürmen demnach preisgegeben, Anker zu werfen.

Die Stadt präsentirt sich aber schön aus der Ferne; zu beiden Seiten fafst sie die lange, alte Mauer ein; sie selbst liegt am Abhange eines Berges und erscheint ziemlich grofs. Den höchsten Theil nimmt die Festung ein, die ganz auf dem Berge gelegen, jetzt vom russischen Commandanten bewohnt wird. Zu beiden Seiten der grofsen Stadtmauer stellen sich die unzähligen Grabsteine dar, die wegen ihrer Inschriften die Aufmerksamkeit der Ar-

chiologen auf sich gezogen haben, nächstdem aber reihen sich schöne, weite Gärten um die Stadt herum und gruppiren sich zu dem nahgelegenen Gebirge vortrefflich.

Derbend ist ziemlich gut gebaut, die Häuser stehen in regelmäfsigen nur sehr schiefen Strafsen, die jedoch ziemlich gut gepflastert, *) aber sehr eng sind. Die Häuser bilden, wie im Orient überall, aus Lehm oder Steinen zusammengeworfene Hütten, die nach der Strafse nackte Wände, nach dem Hofe hingegen einzelne Fenster haben; aber auch da sind die Fenster blofs Luken oder viereckige Löcher, die mit bretternen Fensterschlägen geschlossen werden, selten nur Fensterscheiben haben; die Dächer sind immer platt und dienen zum Spazierengehen, oder Ausruhen in der Abendluft. Die Wohnzimmer sind meist niedrig und klein; kein Ofen findet sich in ihnen, meist nur ein Kamin in der Wand; an den Wänden überhaupt sieht man durchaus keine Meublen, sondern nur einzelne Nischen zum Hinstellen der Hausgeschirre; Schränke kennt man nirgends, aber wohl grofse hölzerne Kisten, die den Bewohnern aus Astrachan zugeführt werden; in ihnen verwahren sie ihre Kostbarkeiten. Jedes Haus wird von einer Mauer umgeben, worin ein bald kleinerer, bald gröfserer Hofraum befindlich ist; durch diese Mauer stehen alle Häuser mit einander in Verbindung, so dafs man auf den Dächern durch Hülfe derselben umherspazieren kann.

Die Zahl der Häuser soll sich auf 1800 belaufen, die der Einwohner etwa auf 26,000. Es sind meist schahische Tataren, von den Russen meist Perser genannt, nächstdem Armenier **) und Juden; jetzt bilden auch

---

*) Gmelin, l. c. Thl. III. p. 26. fand die Strafsen noch ungepflastert.

**) Zu wiederholten Malen mufsten die Armenier Derbend verlassen, da sie von den Persern bedrängt, ihres Vermögens

russische Beamte und Officiere eine ziemliche Anzahl der Bewohner. Die hiesigen Tataren sprechen einen türkisch-tatarischen Dialekt, der schon weit mehr von der tatarischen Sprache in Astrachan und Kasan abweicht, als der truchmenische; ihr Glaube entfernt sie auch sehr von ihnen, so dafs hierin eine ungeheure Spaltung unter ihnen herrscht.

Die eigentlichen Perser, so wie die Küstenbewohner des caspischen Meers an der Masanderanschen und Ghilanschen Küste bis Derbend hin, Sallian, Baku, Schamachie und Kuba mitgerechnet, bildet die schahische Secte der Mahomedaner, die als wahren Nachfolger Mahomeds Ali und dessen Stamm erkennen, während ihnen Abubeker, Omer und Osman als usurpirte Nachfolger desselben gelten. Diese werden dagegen von der sünnischen Secte, der die Türken und alle übrigen Tataren zugethan sind, als gesetzliche Nachfolger gehalten, Ali dagegen und sein unglücklicher Sohn Hüssein gelten ihnen nun als spätere Imame, welche auf sie folgten. Die blutigen Religionskriege, die hieraus entstanden, sind bekannt genug, und ihre Spaltung dauert mit derselben gegenseitigen Verachtung noch bis jetzt fort.

Bei dem Allem ist es aber so auffallend, dafs die schahischen Tataren in Derbend und Baku sich des türkisch-tatarischen Dialekts bedienen und durchaus der persischen Sprache nicht mächtig sind. Früher sollen hier, erzählte mir mein tatarischer Dolmetscher, ein geborner Einwohner Derbends, lauter sünnische Tataren gewesen seyn; Schach Ismail, der von Persien aus die westlichen Provinzen am Ufer des caspischen Meers seiner Herrschaft einverleibte, zwang die sünnischen Tataren, die Bewohner derselben, ihren ihm verhafsten Glauben auf-

beraubt wurden und selbst ihres Lebens nicht sicher waren. Die meisten flüchteten nach Tarki und liefsen ihre oft sehr reichen Häuser zurück. 1806 kamen sie aber alle aus Tarki unter russischem Schutze zurück.

zugeben und den seinigen anzunehmen. Wer es nicht that, wurde seines Lebens beraubt. Dadurch wurden die Schahis, und in ihren Nachkommen wurzelte späterhin ein so tiefer Haſs gegen ihre andersgesinnten Landsleute, denen sie vordem so nahe standen. Daher finden wir hier überall so viele Ueberbleibsel von den sünnitischen Tataren, den frühern Bewohnern dieser Städte, vorzüglich die ältesten Medscheds von Derbend und Baku, deſsgleichen auch die gröſsern Wohnungen türkischer Chane, mit alten Inschriften, aus denen man gleich erkennen kann, daſs sie von sünnitischen Tataren herrühren. Viele von ihnen flohen, um ihrem Glauben treu zu bleiben, andere änderten ihn gezwungen, und so wurde in den Medscheden Derbends dem Ali und Hüssein geopfert, die man früher so sehr gemiſshandelt und entehrt hatte.

Die älteste Medsched Derbends hat einen groſsen Minaret und ist von einer steinernen Mauer umgeben; die Erbauer waren sünnitische Tataren. Ihr innerer Hofraum ist sehr groſs, schön gepflastert und enthält ringsher Wohnungen für die Mullahs, meist kleine Zimmerchen, in denen unverheirathete Männer wohnen; es ist in ihnen nur Platz für einen Teppich, auf dem sie schlafen, ausruhen und beten; daher liegen ihre heiligen Bücher und sonstigen wenigen Hausgeräthe auf diesem Teppiche. In einem fand ich den alten Oberpriester ruhen und beten, er ist der einzige Mullah, der Trauungen schlieſsen kann und wird für sehr gelehrt gehalten; er hatte mich zu den altarabischen Inschriften begleitet, um sie den andern Mullahs lesen zu helfen; allein er schien nicht viel mehr wie sie zu verstehen. Seine Einnahme, von der er hauptsächlich lebt, bilden die Trauungen; die andern Mullahs werden gar nicht bezahlt, und ihrer sind an dieser Medsched über achtzig. Sie lesen den Koran vor während ihres Gottesdienstes und heiſsen, insofern sie lesen können, Mullah, daher giebt es ihrer in Derbend überhaupt an dreihundert.

Die oberste gerichtliche Behörde der Stadt wird durch den Divan gebildet, worin der Commandant der Festung den Vorsitz führt; die Beisitzer sind zwei Tataren aus den ersten Familien und ein Armenier, aus dem Kaufmannsstande, nächstdem zwei Myrsas, deren einer das Protokoll führt und der andere als Dolmetscher fungirt, meist aber kaum Russisch sprechen, nie schreiben kann; jener schreibt dagegen seine tatarische Sprache meist sehr schön und gilt daher für einen sehr gelehrten Mann. Außerdem wird noch ein armenischer Dolmetscher beim Divan unterhalten. Seit dieser russische Divan Sitz und Stimme hat, ist weit mehr Ruhe in der Stadt; früher verging selten ein Tag, an dem nicht ein Paar Tataren von den anderen erdolcht wurden. Nach der Ermordung kümmerte sich Keiner um den Todten, sondern die Verwandten suchten sich eher selbst zu verbergen; jetzt wird dagegen ein solcher Mord streng untersucht und bestraft; selbst geringe Verbrechen werden strenger gerichtet, was aber auf der anderen Seite zu mancherlei Mißbräuchen der Richter Anlaß gegeben hat, unter die vorzüglich der vorige Commandant zu rechnen war. Der jetzige, stellvertretende Commandant, ein Major von Ascheberg, zeichnet sich dagegen durch Gerechtigkeitsliebe sehr aus: dabei ist er sehr gefällig und ungemein thätig.

Außer dem Divan, der in der Wohnung des Commandanten in der Festung seinen Sitz hat, befindet sich noch das Zollamt hier, das aus dem Zolldirector nebst einigen Beamten und einem tatarischen Dolmetscher, der die russische Sprache kennt, besteht. Sie müssen von den ein- und ausgehenden Waaren den Zoll erheben und den Schleichhandel hintertreiben. Der Handel ist aber im Ganzen zu unbedeutend, namentlich zu Wasser, weil die Rhede gar zu gefährlich ist und kein Schiff lange im offenen Hafen vor Anker liegen kann, ohne der Strandung ausgesetzt zu seyn.

Das Klima in Derbend soll sehr ungesund seyn, vorzüglich die Monate Junius, Julius, August, wo die Sterblichkeit aufserordentlich grofs ist; oft ist die Hitze unerträglich in der Stadt, etwas höher im Gebirge aber sehr gering, ja oft herrscht dort zu gleicher Zeit eine unangenehme Kälte. Dieser plötzliche Temperaturwechsel mag natürlich von den Winden herrühren, die im Gebirge mit der gröfsten Heftigkeit stürmen, in der Stadt dagegen, die von der hohen Mauer eingeschlossen wird, in den engen Strafsen kaum fühlbar sind. Daher herrschen in diesen Monaten meist bösartige Fieber in der Stadt; auch jetzt starben die Einwohner und vorzüglich das an dies Klima noch nicht gewöhnte russische Militär, unter dem meist faulichte Nervenfieber herrschen. Die grofse Menge der Früchte, die selbst unreif genossen werden, weil die übrigen Lebensmittel für die unbemittelte Classe ziemlich theuer sind, tragen auch nicht wenig zu den vielen Krankheiten bei; dahin gehören vorzüglich Arbusen, Melonen, Gurken (von seltener Gröfse), Pflaumen und ähnliches Steinobst. In jedem Sommer herrscht daher Dysenterie unter dem Volke. Der Winter ist gerade nicht heftig, aber durch seine feuchte Kälte sehr nachtheilig; der Schnee bedeckt die Strafsen oft sehr hoch, aber schmilzt auch eben so schnell, als er fällt; das Wasser läuft dabei durch die schlechten Dächer und Wände der Häuser und erzeugt viele Krankheiten. Januar und Februar sind die eigentlichen Wintermonate.

Bei der Hochzeit der Tataren Derbends finden mancherlei sonderbare Gebräuche statt. Wenn der Vater seinen Sohn heranwachsen sieht, so geht die Mutter in mancherlei ihr bekannte Häuser, besieht dort die Töchter des Hauses, und gefällt ihr eine, so läfst sie durch den Vater dem Sohne sagen, er habe für ihn eine Braut ausgesucht. Dafür mufs der Sohn natürlich danken, denn er hat weiter keine Wahlfreiheit, die ganz und gar dem Vater zukommt. Sollte aber etwa der Sohn mit dem Vater der

tigam von etwa 19 Jahren, sein Kaftan strotzte von Gold und Silber, die andern Gewänder unter ihm waren von den schönsten Seidenzeugen; er safs in Gegenwart des Vaters ganz still und in Gedanken versunken. Nur vom Vater aufgefordert darf er sprechen, was überhaupt sehr selten geschieht. Mir antwortete er gar nicht, weil er in Gegenwart des Vaters nicht zu sprechen wagte. Kaum war dieser aber hinaus gegangen, gleich nahm er ein freundliches Gesicht an, unterhielt sich heiter und lustig mit zwei seiner Freunde und zündete seine Pfeife an, die er aber gleich wieder weglegte, als der Vater zurückkehrte, in dessen Gegenwart er überhaupt heute nichts essen durfte. Man brachte uns das Abendessen; — meine Frau wurde dazu mit eingeladen, weil die tatarischen Frauen nichts zu essen bekommen. Wir sind bei uns an solchen Tagen immer auf einen reichen Tisch gefafst, — hier bestand aber das ganze hochzeitliche Abendessen aus einem einzigen Gerichte, dem Ploff der Perser, d. h. aus abgekochtem Reifse mit Hammelfleisch, das in Stücke geschnitten auf ihn gelegt wird. Buttersauce stand in einer Schale nebenbei. Die andern Gäste afsen mit Fingern, nach persischer Art, aber wir erhielten kleine hölzerne Löffel. Nach dem Essen bekam ein jeder aus einer Theetasse donischen Wein zu trinken. Nach dem Essen ging meine Frau wieder zu den tatarischen Frauen und sah ihren Tänzen zu. Zuerst traten zwei Mädchen vor und machten allerlei verschiedene Gebärden, nahmen die mannichfachsten Stellungen an, doch bewegten sie dabei die Füfse wenig, desto mehr aber Arme und Kopf, mit denen sie oft sehr sanfte, einnehmende Stellungen machten; Tanz war es also eigentlich nicht, sondern mehr Pantomimenspiel. Dazu schlug man die einförmig tönende türkische Trommel. Nachher wurde der Tanz allgemeiner, und es traten immer neue Frauen auf, um ihre Kunst im Tanzen zu zeigen.

Jetzt waren viele Männer nach der Braut gegangen, denn sie befand sich noch immer im elterlichen Hause; man wählt die dunkelste Stunde der Mitternacht, damit sie von keinem gesehen werde, obgleich sie überdiefs dicht verschleiert ist. Zwei alte Freundinnen begleiten sie aus ihrem Hause. Sobald sie dem Hause des Bräutigams naht, verschwindet er aus der Gesellschaft und zieht sich in ein einsames Zimmer zurück, wo er späterhin die Braut empfängt. Erst wird sie in das Brautgemach geführt, wo ihr eine Menge Frauen entgegenkommen, und das eben so kostbar geschmückt ist als das Bräutigamszimmer. Die Frauen umringen sie in diesem kleinen Zimmer, aber die höchstens 15jährige, schlank gewachsene Braut, mit einem langen Schleier von Oben bis Unten dicht verhüllt, bleibt unbeweglich an der Wand stehen. Sie war sehr reich geschmückt; ihr Schleier, so wie alle ihre Gewänder, selbst das Hemde, von dem feinsten Seidenzeuge mit Gold gewirkt; auf der Stirn hielt eine silberne Schnalle den Schleier zusammen, auf der Brust hatte sie viele Diamanten und Edelsteine. Man nahm ihr darauf alle ihre kostbaren Gewänder ab und hing diese auf; dabei hütete man sich aber sehr, das Gesicht der Braut den andern Frauen zu zeigen. Heute Abend bekommt sie nach dem Auskleiden nur der Bräutigam zu sehen; sie wird alsdann drei Tage lang mit ihm verschlossen, so dafs sie immer allein bleiben und man ihnen nur Essen ins Zimmer bringt. Den dritten Tag findet die letzte Feierlichkeit, das Entschleiern der Braut, statt.

Es versammeln sich dazu eine Menge Frauen, so viel ihrer nur unter den Bekannten der Stadt existiren und kommen vor eilf Uhr ins Haus des jungen Ehepaars. Die junge Braut sitzt verschleiert; sobald aber eine Frau ins Zimmer tritt, hebt sie sich von ihrem Sitze und entschleiert sich; doch gleich nöthigt sie die hineintretende Frau, sich niederzulassen und verschleiert

sich aufs Neue, bis eine zweite kommt. Der Vater des Bräutigams bekommt die junge Frau erst nach längerer Zeit zu sehen, und zwar dann, wenn er sie mit dem Sohne zu sich ladet, um sie zu bewirthen; dabei darf die junge Frau aber nur mit ja und nein antworten, nur gefragt, nie selbst fragen. Alles diefs entsteht aus Eifersucht, die hier sehr grofs ist; ja selbst Jahre lang dauert das zurückhaltende Benehmen zwischen ihr und dem Schwiegervater; seine Befehle ist sie verbunden, ohne ein Wort zu sagen, zu erfüllen. Erst später, wenn ihr Vater beide zu sich ladet, um sie zu bewirthen, bittet die Schwiegermutter den Sohn, seine Tochter nicht zu streng zu halten: denn er hat völlige Macht über sie.

Die Derbend'schen Tataren sind mit der russischen Regierung sehr zufrieden; sie haben jährlich nur sechs R. S. Abgaben für die männliche Seele zu zahlen, erhalten alsdann einen Pafs, mit dem sie überall frei leben können; zu den Zeiten ihres Chans *) lebten sie viel gedrückter; aufser ihren bestimmten jährlichen Abgaben waren sie nicht sicher, dafs der Chan ihnen nicht ihr ganzes Vermögen nahm, wenn er es bedurfte. Gegen Russen sind die Tataren überhaupt sehr artig und gefällig; selbst diejenigen, welche mir in meinem Convoi dienten, boten mir, wo sie konnten, Früchte oder kaltes Quellwasser zur Erfrischung an. Doch machten sie vor etwa sechs Jahren einen Aufruhr, da sie sahen, dafs die Tschetschenzen und Lesghinen einzelne russische Festungen überfallen hatten, allein sie wurden bald wieder zur Ruhe gebracht. Da diefs Volk, so wie überhaupt die Bergvölker des ganzen Kaukasus,

*) Feth Ali Chans Söhne, Achmet Chan und Hassan Chan waren die letzten Herrscher von Derbent. Der letzte Chan floh, als Subhoff Derbent erobert, nach dem Nordgebirge, wo er sich mit den Lesghinen verband und Strafsenraub trieb.

aufserordentlich wankelmüthig ist, so muss man fürchten, dass sich ähnliche Auftritte leicht erneuern könnten; daher erhielt der Commandant so eben die strengsten Befehle, bei dem gegenwärtigen Aufruhr der Tschetschenzen die gröfste Ruhe in der Stadt und der Umgegend zu unterhalten; und die ausgestellten Wachen bekamen von ihm die schärfsten Befehle, überall auf ihrer Hut zu seyn.

Zu derselben Zeit traf auch der Generalmajor von Knobe aus Kuba ein, dem als Militärbefehlshaber von Schirvan, Baku, Kuba, Derbend und Tarki diese Provinz Dagestan unter specielle Aufsicht anvertraut ist; unter ihm stehen die Commandanten der einzelnen Städte und müssen ihm beständig berichten. Er war eben im Begriff mit einer Rotte Fufsvolk (etwa 120 Mann), 50 Kosacken und einer Kanone nach Tarki aufzubrechen; wohin der Weg zu jeder Zeit ohne Convoi sehr gefährlich ist. Der Grund rührt wohl daher, weil der alte Schamchal, dessen Unterthanen grade so viel Aufruhr und hinterlistige Ueberfälle verursachen, zu wenig von ihnen gefürchtet ist, so dafs sie alle möglichen Verbrechen begehen, ohne auf ihn zu achten; die Ruhe liefse sich erst nach seinem Tode erwarten, wenn etwa sein Gebiet ganz unter russische Botmäfsigkeit fallen sollte. Jetzt steht er nur unter russischem Schutze, geniefst aber zugleich alle Einkünfte des Landes allein, ohne irgend eine Abgabe an die Krone zu zahlen; ja bekommt noch seine Pension dazu.

Derbend ist für den arabischen Alterthumsforscher ein merkwürdiger Ort, theils wegen des hohen Alters der Stadtmauer, theils auch wegen der vielen Inschriften, die sich vorzüglich auf Grabsteinen aufserhalb der Stadt finden, und von denen sehr viele Reisende sprechen. Schon Olearius, Bruce, Hanway, Gärber, Gmelin, Reineggs u. a. erwähnen derselben, und nennen sie bald arabisch und persisch, bald altkufisch, syrisch

und chaldäisch, ja selbst persepolitanische Keilschrift. Es war daher immer wünschenswerth, genaue Copien mit Buchdruckerschwärze oder auch von geschickten Schriftgelehrten der Stadt selbst angefertigte zu erhalten, um sie Sachkundigen*) mitzutheilen und dann ihr Urtheil darüber zu vernehmen.

Am wichtigsten schienen mir die Kirchler; daher suchte ich sie zuerst auf; ein Mullah, ein Obermullah und der Myrsa Heidar des Divans, ein eben so geschickter Schönschreiber, wie jene gelehrte Männer in ihrer Sprache, begleiteten mich mit einem Dolmetscher auf den Gottesacker der Kirchler. Wir gingen zum Hauptthor, dem einzigen an der nördlichen Seite der Stadt, auf der Strafse nach Tarki gelegnen, hinaus. Ringsher stellten sich uns Grabsteine dar, alles jedoch neuere, mit tatarischen Inschriften; diese Grabsteine bildeten lange, aufrechtstehende Steinplatten aus Kalkstein, oft mit allerlei Buntwerk verziert und enthielten Namen, Alter und Sterbetag der hier Beigesetzten; sie glichen denen von mir bei Tarki beobachteten; nur waren die Derbender viel sauberer gearbeitet und oben mit rothen und blauen Farben verziert. Rechts sahen wir den Gebirgszug, der sich am Ufer entlang erstreckt. In einiger Entfernung von den neuern Grabsteinen trafen wir bald auf ein gröfseres Grabmal oder Mausoleum, von sechseckiger Gestalt, mit einer Kuppel als Dach versehen. Im Innern lagen zwei Grabsteine mit vielen Stellen aus dem Koran; sie enthielten die entseelten Körper des Achmet Chan, Feth Ali Chans Sohn, und seiner Mutter, und bestanden aus zwei länglichen, viereckigen Leichensteinen, die an dem einen (dem Kopfende)

*) Zu diesen rechne ich vorzüglich Herrn Staatsrath von Frähn, der mich selbst bei meiner Abreise nach Derbend zur Anfertigung solcher Copien aufforderte; seine Erklärungen finden sich in einer besondern Abhandlung meinen Reisebeschreibung beigefügt.

ende) noch eine längliche, aufrechtstehende Kalktafel neben sich hatten. Diefs war also das Mausoleum, das dem letzten Herrscher Dagestans gewidmet war. Die Inschriften der Grabsteine und der beiden Tafeln bestanden anfangs aus goldner Schrift; als aber 1806 die Russen unter Subboff's Obercommando Derbend eroberten, wurde die goldene Verzierung von den Soldaten geplündert und vernichtet. Nebenbei steht das ähnliche Mausoleum eines tatarischen Begs, doch ist diefs noch mehr zerstört und eingefallen, da es bei Weitem viel älter seyn mufs.

Vor diesen beiden Mausoleen liegt seitwärts der von einer Steinmauer umgebene berühmte Gottesacker der Kirchler, oder der Vierziger, angesehener arabischer Helden, die hier in einem Gefecht gegen die Chasaren fielen. So lautet die Nachricht, die im Derbend nameh steht; die jetzigen Bewohner Derbends nennen eben so Chasaren, die von Norden gekommen wären, gegen die hier eine blutige Schlacht geliefert worden sey. Ungegründet ist aber die Nachricht, welche Reineggs mittheilt, dafs noch jetzt Nachkommen von diesen Kirchlern in Derbend leben und vorzügliche Freiheiten geniefsen sollen; davon wufste kein Mullah etwas. Die Grabsteine der Vierziger bilden liegende, säulenförmige, nach Oben abgerundete und an beiden Seiten gradabgestumpfte Cylinder, oft 14 Fufs lang, also von übermenschlicher Länge; andere sind einige Fufs kürzer und die allerkleinsten vier Fufs lang. Inwendig sind sie ausgehöhlt. Ob hier etwa der entseelte Körper hineingelegt wurde? Es ist sehr wahrscheinlich, aber auffallend, dafs auch nicht die geringste Spur von den Knochen zurückgeblieben ist, was also sehr für ihr hohes Alter zeugt. Einige liegen ganz über der Erde, andere sind sehr tief in sie eingesunken, aber neben diesen cylinderförmigen grofsen Grabsteinen findet man auch andere meist viereckige, längliche, so dafs sich ihre Zahl bei Weitem über vierzig beläuft. An sich ist der Gottesacker klein, aber ganz überfüllt mit

Grabsteinen, von denen die viereckigen meist neuere arabische Inschriften führen. Ehemals hielt man es für eine besondere Ehre, einen angesehenen Todten unter die Vierziger beisetzen zu können; daher ist die Zahl der Grabsteine dieses Gottesackers so grofs geworden. Man kann aber schon an der Form die ältern Grabsteine von den neuern unterscheiden, und dann auch daran, dafs die Kirchler regelmäfsig in mehrern Reihen liegen; die später hinzugekommenen aber da, wo sie einen Platz fanden. Von diesen gehörte einer einem Hadschi Ibrahim an, der vor 394 Jahren hier beigesetzt worden war, wie diefs aus der arabischen Inschrift hervorging.

Die Inschriften der Kirchler, die immer nur auf einer Seite der cylinderförmigen Grabsteine befindlich sind, fand ich leider jetzt so sehr vom nagenden Zahne der Zeit angegriffen und zerfressen, dafs meine Schriftgelehrten Derbends durchaus keinen zusammenhängenden Sinn herausbringen konnten; nur so viel erfuhr ich mit Gewifsheit, dafs es alt-arabische oder kufische Schrift sey; das Wort Allah (Gott) konnten sie in kufischen Zügen deutlich lesen. Die Schriftzüge aller Grabsteine schienen aber unter einander gleich zu seyn, so dafs man nirgends eine andere Sprache anzunehmen befugt war. Der Gottesacker ist aber zu grofs, als dafs er nur für vierzig Gräber bestimmt gewesen seyn sollte; es ist daher wahrscheinlich, dafs ihrer weit mehr hier bestattet lagen. Die kleinern Grabsteine hielten meine Derbender Philosophen für die Gräber von Knaben, die nach ihrer Meinung eben so gut in der Schlacht gefallen seyn konnten. Aber sie würden weit eher beweisen, dafs diese Grabstätte vielen angesehenen Familien zugleich eingeräumt gewesen war, deren Kinder hier beigesetzt wurden. Dabei sind die Grabsteine zwar von der Gestalt der gröfsern, doch ohne Inschriften, die den letztern nicht zu fehlen scheinen, und daraus ginge wohl noch eher hervor, dafs sie nicht bei derselben Gelegenheit umkamen. Den Grabsteinen der Kirchler

sind zwar noch andere säulenförmig liegende zugesellt, doch sind auch sie ohne Inschriften und dadurch gleich von ihnen zu unterscheiden, dafs sie statt der völlig zugerundeten Oberseite nach Oben mit einer Längsleiste versehen sind.

Neben der einen Mauer des Gottesackers, etwa zwischen zwei Grabsteinen der Kirchler, findet sich ein kleines, steinernes Häuschen, oder eine kleine rundlich ausgehöhlte Nische. Kranke Tataren nämlich wallfahrten häufig zu diesen Grabsteinen, von denen sie feinen Kalkstaub abreiben und ihn mit sich als Wunderpulver gegen viele Krankheiten nehmen; nach verrichtetem, inbrünstigem Gebete legen sie alsdann einige kleine Geldstücke in das steinerne Häuschen, von wo arme Tataren, die sich sonst sehr zahlreich hier einfanden, das Geld zu ihrem Verbrauch herausnahmen; an hieher wallfahrtenden Weibern fehlt es auch jetzt nicht; sie reiben ihre Stirne mit dem Kalkpulver, um schwanger zu werden, wenn sie unfruchtbar sind. Andere bringen einen kleinen Zettel mit, auf den ein Mullah ihre Krankheit geschrieben hat, sie wickeln ihn zusammen, legen ihn in einen kleinen Beutel und werfen ihn unter vielerlei Gebetformeln in den nahliegenden hohlen Grabstein, in dem man mitunter viele solcher Beutelchen findet. Die Kranken suchten früher, ohne Unterschied ihrer ganz verschiedenartigsten Leiden, hier Linderung ihrer Krankheit und — fanden sie auch zuweilen. So reibt sich der Eine das Auge, wenn es entzündet ist, mit dem Staube, der Andere die Zähne und — Beiden wird geholfen; Einer klagt über heftige Verstopfung, er braucht das Pulver, den Andern greift eine heftige Diarrhöe an, Beide brauchen den Talisman und — genesen.

Ehemals kamen viele Fromme aus weiter Entfernung hieher; jetzt wallfahrten zu den Kirchlern nur sünnische Tataren aus Tarki, nur wenige aus Derbend; von hier meist Weiber. — Neben der Gottesackermauer sind die Spuren einer alten Medsched bemerkbar; auch ein sehr

tiefer Brunnen war ehemals da; jetzt ist Alles versunken und eingefallen. Auf einem andern weiten Platz nebenbei sieht man die Spuren eines andern alten Gebäudes. Aber seitdem man die Anbetung der Kirchler versäumt, stürzt Alles zusammen, und kein Perser kümmert sich um diese merkwürdigen Denkmäler.

Jetzt fragte ich nach andern Inschriften und weder Myrsa Heidar, noch der Obermullah wufste irgend etwas von andern, nur der zweite Mullah, den wir absichtlich kommen liefsen, weil man von ihm sagte, dafs er oft einsam auf den Gräbern umhergehe und die Grabschriften lese, und sein Gebet dabei brünstig verrichte, nur dieser wufste von einigen andern Grabsteinen, zu denen ich mich sogleich führen liefs.

Wir gingen nach der Bergseite zu, auf dem Wege von Tarki, und sahen auf der Landstrafse einen ungeheuren Steinblock liegen, ihm gegenüber am Wege einen andern, gleichsam die Hälfte jenes. Die Perser erzählen Folgendes von ihm: Ali fand diesen Stein auf dem Wege liegen, so dafs er ihn hinderte, gerade weiter zu gehen. Er zog daher sein Schwert, hieb den Stein von einander, so dafs die eine Hälfte links, die andere rechts vom Wege fiel, und setzte nun ungehindert seinen Weg fort. Jetzt geht daher kein gläubiger Schahi bei diesem Steine vorbei, ohne nicht rechts und links einen Stein zu werfen, mit den Worten: O Allah, du bist grofs, Ali ist Mohameds Nachfolger.

Unfern auf der weiten Ebene, die weit und breit mit Grabsteinen bedeckt war, sahen wir die Tataren Korn dreschen; manchem Europäer möchte dabei die Lust vergehen, Derbendsches Brod von dem hier gedroschenen Getreide zu geniefsen: ringsher ist gewifs die Ausdünstung von so vielen hier begrabenen Todten fühlbar, vorzüglich in der grofsen Sommerhitze. Nächstdem bedienen sich die Arbeiter der Grabsteine, um

daraus Hütten zu erbauen oder sie zu begränzen, und vertilgen mithin manche alte, interessante Inschrift. Weit tadelnswerther ist es, daſs man die gröſsten und schönsten Platten mit Inschriften, wahrscheinlich in kufischer Schrift, dazu benutzt, um sie auf neuere, jetzt errichtete Gräber zu legen; man vertilgt alsdann die Inschriften, und schreibt tatarische Namen drauf, oder wohl auch russisch, wie auf dem Grabsteine eines russischen Officiers.

Kurz, wir suchten lange und fanden nirgends eine kufische Inschrift, was mich anfangs sehr verdroſs. Endlich trafen wir auf andere Grabsteine mit neu arabischen Inschriften, sie lagen in einem Graben und steckten nur mit der Schriftseite hervor, aber auch dieſs war nur *ein* Gebet aus dem Koran, ohne Namen und Jahreszahl des Verstorbenen. Bei einem andern Grabsteine stand eine aufrecht stehende Platte mit demselben Gebet, in arabischen Schriftzügen. Eine andere Steinplatte, die am Fuſse des Gebirges etwas schief in der Erde stand, enthielt sonderbare Charaktere, die meine Derbender Philosophen anfangs nicht für Buchstaben halten wollten; allein nach meiner Copie hielt mein verehrter Freund, der Hr. Akademiker von Frähn, einzelne Buchstaben für arabische, so daſs mir weiter kein Zweifel über sie obwaltet. Dazu kommt noch, daſs sie alle auf der rechten Seite der vordern Fläche der Steinplatte stehen, während die linke ganz leer und unbeschrieben ist; also grade nach der Schreibart der Tataren von der Rechten zur Linken.

Von da gingen wir weiter nordwärts die Straſse hinauf, und fanden rechts am Wege eine aufrecht stehende sehr groſse Steinplatte, mit sehr deutlichen und groſsen kufischen Schriftzügen (s. die Erklärung von H. v. Frähn). Ich druckte sie mit Buchdruckerschwärze ab; nur die Randschrift war zu stark angegriffen und beschädigt: deſshalb war sie nicht lesbar, und wurde von mir

nicht abgedruckt; aber die andere Inschrift liefs ich mir von meinem gelehrten Myrsa übersetzen. Auch diese Inschrift erklärte er mir für eine Stelle aus dem Koran: Gott ist ewig, es ist nur ein Gott, neben ihm kein anderer u. s. w. Späterhin erfuhr ich aber von H. v. Frähn, dafs die Inschrift etwas ganz Anderes enthielte (s. seine Erklärung) und bedauerte, dafs ich mich zu oft auf die klug und gelehrt scheinenden Myrsen verlassen hatte; ich merkte wohl, dafs ich von ihnen zu oft dasselbe erfuhr, wo ich wohl selbst etwas Anderes erwarten konnte. Allein da ich selbst kein Kenner der arabischen Sprache bin, so mufste ich ihnen vorläufig Glauben beimessen.

Eine Werst von da entfernt, kamen wir an eine andere aufrecht stehende Steinplatte; sie ist dem Hauptquartier der Russen oben auf dem Berge gerade gegenüber befindlich, und enthält in arabischen Charakteren nur den Namen des Verstorbenen. Mein Myrsa fand allerlei Fehler darin, und schrieb sie verbessert ab; leider hatte er nur balhornisirt, wie mir H. v. Frähn bewies. Weiter endlich kamen wir an eine andere sehr grofse aufrecht stehende Platte, die in schönen kufischen Schriftzügen — doch in weit kleineren als auf der vorigen — auf die Aussage meiner Gelehrten Derbends eine ähnliche Stelle aus dem Koran enthielt. Der Anfang war derselbe, allein der Text ausführlicher: denn es waren eine Menge Zeilen, und überdiefs kleinere Schrift, bei derselben Gröfse der Platte. Am Rande las man eine ähnliche Stelle aus dem Koran; nirgends konnte mein gelehrter Myrsa die Jahrzahl und den Namen des Verstorbenen entdecken. Wahrscheinlich befanden sie sich auf dem horizontalliegenden Stein, von dem aber weiter keine Spur vorhanden war. Man sah wohl noch einzelne Ueberbleibsel eines ehemaligen Fundaments, die gewifs die Spuren eines Mausoleums bildeten. Die Charaktere auf der Steinplatte erkannte ich selbst als kufische; ihre Form

vielleicht noch gewöhnlicher als die auf der ersten Platte; mithin neuer. Die Begierde, eine solche alte Platte von einem alt-arabischen Grabmale im orientalischen Museum der Universität Kasan zu sehen, verleitete mich, sie nebst einer anderen, ihr an Schrift ganz gleichen, ausgraben zu lassen und sie zu Wasser nach Kasan zu senden. Das Ausgraben machte mir die unsäglichste Mühe, obgleich ich eine Menge Arbeitor durch die Güte des Commandanten dazu erhalten hatte; die Steine safsen wenigstens 6 Fufs in der Erde, 1 Fufs etwa weniger, als der beschriebene Theil über die Erde hervorragte. Mit noch weit mehr Mühe wurden sie ans Meeresufer gebracht; ich wollte sie auf die Corvette nehmen; allein die Leute stellten sich nicht zur rechten Zeit ein, wo wir sie am besten entgegen nehmen konnten, da die Meeresbrandung zu stark war. Kurz, sie mufsten zurückbleiben; ich übergab sie dem Commandanten, und er sandte sie einen Monat später durch eine Raschiwe nach Astrachan. Leider erhob sich aber auf dem halben Wege dorthin ein fürchterlicher Sturm, die Raschiwe litt Schiffbruch und ging — mit den schönen Denkmälern der arabischen Vorzeit unter. *) Keiner bedauert wohl diesen Verlust mehr als ich selbst.

Jetzt sagten mir meine drei Schriftgelehrten, dafs es weiter keine Steine mit Inschriften um Derbend gäbe; selbst von der Höhle der georgianischen vierzig Jungfrauen (von der S. G. Gmelin erzählt) wufsten sie anfangs nichts, bis sie sich endlich auf sie besannen, und mich an einen Ort am Abhange des Berges führten, wo ich jedoch nur eine tiefe Grube bemerkte, die überdiefs mit Disteln und anderem Unkraut dicht bewachsen war; in ihr konnte ich daher nirgends die Spuren von Grabsteinen entdecken; nur einzelne Steintrümmer lagen da

*) Mit ihnen theilten ein ähnliches Schicksal einige Gefäfse des Seewassers, das ich zur näheren Analyse nach Kasan gesandt hatte; daher kann ich leider keine neue Analyse mittheilen.

umher, aber ohne alle Inschriften. Meine Mullahs wufsten sonst nichts Näheres über die Höhle, die sie selbst nie anders als zerstört gesehen hatten; doch zweifelten sie nicht, dafs sie in irgend etwas Auffallendem begründet gewesen seyn müsse.

Unterwegs dorthin fand ich gerade solche Cylindergrabsteine wie die der Kirchler, so dafs man wohl sah, sie müfsten aus derselben Zeit herrühren, und es freute mich, bei einigen auch Inschriften in kufischer Sprache zu bemerken. Ich druckte mehrere mit Druckerschwärze ab; mein Myrsa las einige und fand auch hier Stellen des Korans. Wir wissen aber schon, wie sehr ich mich auf seine Erklärungen zu verlassen hatte. Hr. Akademiker v. Frähn hat die Güte gehabt, mir seine Erklärungen am Schlusse meines Reiseberichts mitzutheilen. Er hält vorzüglich eine dieser Inschriften für ein geschlungenes, altes Kufy, die meine Derbender Gelehrten gar nicht zusammenbringen konnten, und sie eher für syrisch oder eine andere ihnen unbekannte Sprache, als für kufisch zu halten glaubten. Hier traf ich auch die zweite grofse Steinplatte mit einer sehr weitläuftigen Inschrift, die ich nach Kasan bringen liefs, die aber mit der ersten ein Opfer der Wellen des stürmischen Meeres werden mufste.

Alle diese Grabsteine befanden sich an der nördlichen Seite der Stadt; an der südlichen, vorzüglich südöstlichen, bemerkte ich gleichfalls jene Cylindergrabsteine von der Gröfse der Kirchlersteine; sie lagen sogar auf dem höchsten Berge hinter der Festung; nirgends entdeckte ich jedoch eine Aufschrift auf ihnen. Endlich stiefs mir eine auf neben einem Mausoleum, dessen rundes Dach von sechs Säulen unterstützt wurde. Sie war offenbar so gebildet, wie die Aufschrift auf dem Grabsteine eines Kirchler, also offenbar kufisch. Mein Myrsa sagte mir: es sey ein Gebet aus dem Koran, und diefs verleitete mich, sie nicht zu copiren. Doch mache ich

künftige Reisende auf sie aufmerksam; mögen sie nicht, wie ich, den inländischen Schriftgelehrten zu viel trauen, und Alles lieber abdrucken oder wenigstens selbst copiren; denn jene tatarischen Mullahs sind oft klüger als ihre arabischen Vorfahren, und liefern meist alt-arabische Inschriften, nach ihrer Meinung verbessert, d. h. balhornisirt.

Weiter hin, tiefer nach Unten, befand sich auch das Grabmal des Chans, der Peter dem Grofsen die Schlüssel der Festung übergeben hatte; doch war von dem Mausoleum, wie es von S. G. Gmelin (Reise, Taf. III.) abgebildet ist, nichts mehr übrig: so sehr hatte der Zahn der Zeit und die Zerstörungssucht der Menschen darauf gewirkt.

Alle Grabsteine sind, gleich wie die Häuser der Stadt und selbst die Mauer derselben, aus Muschelkalkstein errichtet; er ist sehr fest, und daher erhalten sich die Buchstaben in ihm ziemlich gut. Das nahe Gebirge besteht durchweg aus ihm. Gegenwärtig bedient man sich jedoch eines Sandsteins, der höher im Gebirge bricht und leichter und besser zu bearbeiten ist.

Die Inschriften der alten Medsched Derbends sind nicht minder merkwürdig; sie sind meist arabisch und von sünnischen Tataren, den Erbauern derselben, gesetzt. Ueber dem Haupteingange dieser Medsched, die ohne Zweifel zugleich die gröfste und schönste der Stadt ist, liest man nur den Namen des Bakuschen Baumeisters, der sie ausbesserte, so wie das Jahr der Ausbesserung. Im Inneren der Medsched dagegen befindet sich das Wort Allah (Gott) in kufischen Schriftzügen. Nächstdem finden sich noch andere, weniger wichtige, neuere Inschriften, auf einem Schulgebäude, im Hofe der Medsched, und auf einer Fontaine daselbst, die vor etwa 166 Jahren vom Schah Abbas mit sechs andern für seine getreuen Unterthanen errichtet worden waren, da sie Mangel an frischem Quellwasser litten.

Nun blieb mir noch übrig, die Thore der Stadtmauer, deren jetzt nur zwei sind, zu untersuchen, von denen das eine an der Nordseite zu den Kirchlergräbern führt (Kirchler Capusi heifst es daher), das andere an der Südseite befindlich ist. Aufserdem hat aber die neu erbaute Festung im obersten Stadttheile ein eigenes Thor. Fürst Cantemir*) zählte unter Peter dem Grofsen an der Nordseite allein fünf Thore und aufserdem noch sechs andere, ein Beweis, wie sehr sich die Mauer in so kurzer Zeit verändert haben mufs. Wahrscheinlich wurde sie öfters ausgebessert und die Zahl der Thore allmählich verringert.

Die Inschriften des Thors an der Nordseite sind, wie mich meine Mullahs versicherten, in alt-arabischer Sprache abgefafst; meine Zeit erlaubte mir nicht, selbst an die Mauer mit Leitern, die übrigens hoch genug nirgends aufzufinden waren, heranzusteigen und die Inschriften mit Buchdruckerschwärze zu copiren: daher kam es mir sehr erwünscht, dafs der Vater meines Myrsa alle Inschriften auf den Thoren der Stadtmauer schon vor mehr als 60 Jahren copirt, aber sie leider ins neu-Persische übertragen hatte. Ich hörte viel von seinen grofsen Kenntnissen in der kufisch-arabischen Sprache erzählen, und defshalb glaubte ich einen wahren Fund an den Copien jener Inschriften gethan zu haben, vorzüglich da sie zum Theil auch von Aufschriften entnommen sind, die gar nicht mehr existiren. Jetzt sehe ich aber, dafs mein verehrter Freund, Hr. v. Frähn, ein sehr grofses Mifstrauen in diese Uebertragungen setzt, was mir um so mehr leid thut, da ich früher von ihrer Treue so sehr überzeugt war. So viel ist übrigens gewifs, dafs die gegenwärtigen Inschriften über dem

---

*) In einem handschriftlichen Nachlasse, der bei der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg aufbewahrt wird.

Kirchler Thore von keinem so hohen Alter sind. Die älteste Inschrift ist etwa über 400 Jahre alt. Eine sehr merkwürdige und gewifs sehr alte Inschrift mufs die gewesen seyn, die sich an der Ostseite der Stadt, auf dem Seethore befand, und die selbst der Vater meines Myrsa nicht lesen konnte; er hielt sie weder für kufisch, noch arabisch: denn diefs verstand er selbst, sondern für eine andere Sprache. Aber wahrscheinlich war sie in sehr alten kufischen Charakteren abgefafst, wie etwa jene auf einem Grabsteine, die von dem Mullah für syrisch gehalten wurde, aber doch nur kufisch war.

Diefs Seethor stürzte schon vor vielen Jahren von der Gewalt des Meeres ein, dessen Wogen sich an der *Stadtmauer* brachen, und jetzt ist diese Mauer, welche ostwärts die nördliche und südliche verband, gänzlich eingerissen und bis auf alle Spur verschwunden; vor wenigen Jahren stand sie aber noch so, wie sie auf dem beiliegenden Plane der Stadt- und Festungsmauer Derbends dargestellt ist.

Derbend wird nämlich von einer langen, schachtelförmigen Mauer umgeben, die nord- und südwärts von der Stadt in gerader Richtung bis zum Meere läuft, und oben mit Schiefslöchern versehen ist; vordem lief sie sogar in und unter dem Wasser des Meeres eine Strecke fort; jetzt hört sie schon am Ufer auf, so dafs noch ein freier Durchgang neben ihr übrig bleibt. Das Meer zog sich wahrscheinlich zurück, indem es stark fiel, und dadurch trat die Mauer so sehr hervor; vielleicht wurde auch später ein Theil der im Wasser befindlichen Mauer von den stürmischen Meereswogen der Brandung zerstört.

Burrough, *) der im sechzehnten Jahrhundert in

*) Christopher *Burrough* advertissements and reports of the 6 voyages into the parts of Persia and Media, for the companie of english merchants for the discoverie of new trads, in the years 1579 — 1580 and 1581 (*Rich. Hakluyt's* collection of the early voyages, travels and discoveries of

Derbend war, erzählt, dafs sich die Mauern über eine halbe englische Meile ins Meer erstreckten; er fand sie, wie noch jetzt, 9 Fufs dick und 28—30 Fufs hoch. Auch nach Massudi,*) einem arabischen Geographen des zehnten Jahrhunderts, ist die Mauer, als deren Erbauer er Kosru Anuschirvan nennt, eine Meile ins Meer hinein verlängert, so wie sie von ihm auf der entgegengesetzten Seite über das kaukasische Gebirge bis nach Tabaristan, eigentlich Tabasseran, einer alten Gebirgsfestung in Dagestan, fortgeführt wurde. Auch liefs Anuschirvan von 3 zu 3 Meilen, bald näher, bald weiter, nach Beschaffenheit der Gegend, eiserne Thore **) errichten und

the english nation, a new edit. Lond. Vol. I.) p. 480: from the castle Derbend eastwards, there reach two stone wals to the border of the caspian sea, which is distant one english mile. Those wals are 9 foote thike, and 28 or 30 foote high, and the space between them is 160 geometrical paces, that is 800 foot. There are yet to be perceived of the ruine of those wals, which do now extend *into the sea about halfe a mile:* also from the castle, westward into the land, they did perceived the ruines of a stone wal to extend, which wal, as it is reported, did passe from thence to Pontus Euxinus, and was built by Alexander the Great, when the castle Derbend was made.

*) *Massoudi*, déscription du Caucase et des pays qui avoisinent la mer noire et la mer caspienne, traduit de l'arabe par *J. Klaproth* (Magazin asiatique, Paris 1826, Tom. I. Nro. II. p. 258): *Bab-ul-abvâb* ou la porte des portes (Derbend) fut construite par *Khosrou Anouchirvân*, qui y fit élever un mur et le prolongea dans la mer à la distance d'un mille; il faisait la frontière depuis la mer des Khazars jusqu'aux cimes les plus élevées du Caucase.

**) Vor 1153 der christl. Zeitrechnung gibt sogar Scherif Edrisi die Benennung dieser Thore, durch die man über die östliche Kette des Kaukasus mufste: das Thor von Tssul, Allan, Sairahn, Lasinah, Masckah, Sedshesdshi, des Herrn des Thrones, des Kilan Schah, des Karuian, des Thabersasinah, des Abranschah, des Lianschah. *v. Klaproth* Mag. asiat. l. c.

verlegte zu jedem derselben eine gewisse Anzahl Soldaten, die das Thor und den benachbarten Theil der Mauer bewachen mufsten, um so die Einfälle der nahen Gebirgsvölker, der Chasaren, Alanen u. a. abzuhalten.

Die Länge der Mauer Derbends, vom Ufer des Meeres bis zur Festung, in der jetzt der russische Commandant wohnt, beträgt etwas mehr als zwei russische Werst, wie diefs aus dem beigelegten Plane derselben auf Tab. II. erhellt; da sich die lange nördliche und südliche Mauer der Stadt, parallel laufend, immer bergan erstreckt, so bildet sie eher eine schachtelförmige Gränzmauer der Stadt, als dafs sie eine Vertheidigungsmauer gegen die jetzige europäische Kriegskunst darstellen könnte. Schon diese sonderbare Bauart würde schliefsen lassen, dafs sie kein Werk Alexanders des Grofsen war, der überhaupt nie in diese Gegenden kam, sondern dafs sie weit später irgend einen Schach zum Erbauer gehabt haben müsse, wenn gleich nur ihre Erneuerung einem persischen Schache zugeschrieben wird. *)

---

*) *v. Bayer*, de muro caucaseo, in Comment. acad. scient. imperial. Petropol. Tom. I. p. 459: cum Mahometani, heifst es da, duce Gerai Chano Derbendum et Anderum urbes occupassent, Muhamed Avabi Akrassi jussus est, ut excussis Arabum Persarumque scriptis, antiquitates Daghestanas Turcice commentaretur. Scribit ille, murum Caucaseum ab Alexandro conditum denique ita corruisse, ut vix vestigia exstarent. Cubadem autem, patrem Nusrevani (eigentlich Anuschirvani), Persarum regem, bellum gessisse cum Hacano, rege Turcarum et Hyrrorum. Hacanum illum dominatum fuisse regno Nucrato et Russis universis, exercitum quadricies mille militum habuisse; tandem pace composita, Hacanum in matrimonium dedisse Cubadi filiam, actumque esse inter socios reges de muro condendo, quo secernerentur provinciae. Cubadem autem a Gabriele angelo admonitum de Alexandri muro, super ipsis fundamentis, ab arena aggesta perpurgatis, inaedificasse partem muri meridionalem, intra annum vertentem, atque deinceps quod reliquum erat a mari usque ad ulte-

Die Mauer Derbends sollte ihrer Bestimmung nach den engen Pafs am caspischen Meere, der von dem kaukasischen Gebirge begränzt wird, gegen die Einfälle nördlicher Bergvölker (Gog und Magog werden sie von den Arabern genannt) verschliefsen, und daher führt sie auch den Namen Durband, Thorband, (dar oder der ist einerlei mit Thor, Thür, und band bildet dasselbe Wort mit Band, ein Wort, das einen auffallenden Beleg zur Aehnlichkeit und Verwandtschaft der germanischen und persischen Sprache gibt, die überdiefs ihrer inneren grammatikalischen Bildung nach einander so sehr gleichen); die Türken nennen Derbend dagegen Demir capi, das eiserne Thor, *) weil es vordem eiserne Thore hatte, und die Araber Bab-al-abuab, das Thor der Thore.

Ueberall in der Mauer Derbends sieht man hohe, breite Thürme, die gleich dem obern Theile derselben mit Schiefslöchern versehen sind. Als Derbend vom General Valerian Subboff (1796) unter Katharina II erobert wurde, hatte es, wie beiliegende Ansicht (Tab. III.) zeigt,

---

riorem partem Tibriserani (Tabasserani), quae urbs a Derbendo nonaginta agaris distet (stadiis Ruthenicis admodum quadringentis et quinquaginta) perduxisse et ferreis portis communivisse intra annos septem, ut centum milites adversus centies mille hostes se defendere possent. Ab eo tempore Armeniam Mediamque ab incursionibus hostium tutas fuisse. Ordinavit itaque Cabades ad *utriusque mari* portas custodias etc.

*) Auf meiner Reise durch Imereti am jenseitigen Abhange des kaukasischen Gebirges fand ich im Kloster Gelati, unfern Kutais einen eisernen Thorflügel, der 5 Fufs breit und 15 Fufs hoch ist, und eine cufische Inschrift enthält, deren Erklärung H. v. Frähn weiter unten gegeben hat. Der Tsar David von Imereti liefs nach der Eroberung von Derbend beide Flügel des Hauptthors der Stadt von hier im Triumph nach Gelati bringen, wo aber leider der eine schon eingeschmolzen worden ist.

sechs solcher Thürme an dem oberen Theile der Stadtmauer, westwärts von den beiden Thoren, während dort auf dem höchsten Punkte der Stadt, wo damals ein hohes Minaret stand, gegenwärtig die Festung errichtet ist, und zehn andere Thürme befanden sich ostwärts in beiden Mauern nach der See hin, so wie drei in der östlichen Mauer. Von hier aus wird von beiden Mauern nach der See hin ein fast leerer Raum begränzt, der aber jetzt allmählich bebaut wird, da hier die querlaufende östliche Mauer, die Gränzscheide der Stadt, gegenwärtig gänzlich zerstört ist.

Die an einander gefügten, oft Ellen langen und sehr dicken Steine der Mauer liegen noch jetzt sehr fest auf einander; der untere Stein zeigt auf seiner Fläche mehrere Löcher, in welche zapfenartige Fortsätze des oberen Steins eingreifen, wodurch ihre gegenseitige Befestigung ungemein viel gewinnt und auch ohne einen Mörtel eine so lange Reihe von Jahren halten konnte. Aber die Perser suchen nach ihrer morgenländischen Art zu beweisen, die Aneinanderfügung der Steine sey durch einen sehr festen Kitt aus Hirschhornleim (!) geschehen, wodurch erst die große Festigkeit der Mauer bewirkt worden sey, und sich von Alexander dem Großen, dem angeblichen Erbauer Derbends, bis auf unsere Zeiten halten konnte.

Auf der nördlichen Seite der Stadt befinden sich nächstdem zwei einzeln stehende, nicht eckige, sondern runde Thürme, von bedeutender Höhe und Dicke. Nirgends bemerkt man Thüren in ihnen, und die Perser können nur auf Strickleitern von Oben in sie gelangen. Hier haben sie rings herum Schießlöcher, aus denen die Perser auf die Russen sehr geschickt zu schießen verstanden, als Valerian Subboff sich (1796) zuerst der Festung näherte. Damals stand auch noch in der Tiefe ein dritter Thurm, der aber von ihm niedergeschossen wurde. Jene beiden Thürme lagen dagegen zu hoch, als daß man sie mit Kanonen erreichen konnte, so daß also ihre Lage

weit günstiger zur Vertheidigung ist als die Lage der Stadt- und Festungsmauer selbst; denn diese kann von den höher gelegenen Bergkuppen sehr leicht beschossen und zerstört werden, da westwärts von der Festung das Gebirge immer höher hinansteigt und die Mauer die Tiefe der Erniedrigung einnimmt. Nur durch List wurde der eine jener beiden einzelnen Thürme in der nächtlichen Dunkelheit gestürmt, indem die Soldaten in der gröfsten Stille Strickleitern ansetzten und dann von Oben herab Steine auf die Belagerten in den Thurm warfen. Vor dem zweiten Thurm mufsten sie drei Tage kämpfen, ehe sie ihn erstürmen konnten; in jedem fanden sie etwa dreifsig bis vierzig Mann Besatzung.

Bei der Annäherung der russischen Truppen an die Stadtmauer schossen die Perser aus den eckigen Thürmen der Mauer mit Flinten auf sie; ergaben sich aber schon nach dem ersten Bombardement Tags darauf.

Da wo auf dem Gebirge, am Ende der Festung, die doppelte Mauer aufhört, fängt eine einfache, jedoch mit ihr von derselben Bauart, an; nur erstreckt sie sich nicht gerade, sondern je nachdem es die Gebirgsgegend erlaubt, bald südwärts, bald nordwärts sich wendend (siehe den Plan der Tab. II). Anfangs ist sie gänzlich zerstört oder zeigt kaum schwache Ueberbleibsel; nur einzelne kleine Steinhaufen, oder Reste von Thürmen, die sich jedoch alle in einer Richtung von Ost nach West erstrecken und dadurch leicht anzeigen, sie hätten ehemals ein zusammenhängendes Ganzes gebildet. Erst 4 Werst südwestwärts von Derbend trifft man im Gebirge auf eine zusammenhängende Mauer, die man von nun an über die dortigen Gebirgsketten verfolgen kann; auf der beigefügten Tafel II ist sie noch 12 Werst weiter von da verfolgt worden; doch erstreckt sie sich noch weiter, wo das Gebirge immer schroffer wird, aber die Gefahr der Untersuchung, ohne bedeutende militärische Bedeckung,

ckung, immer zunimmt: denn gerade hier hausen die raubsüchtigen lesghinischen Bergvölker.

Auf jenem ganzen Zuge erstreckt sich die Mauer durch mehrere Dörfer, so durch Mugatei, Kamach, Sidian und Balchadi, die meist klein und von tatarischen Bergvölkern bewohnt sind. Sie erstreckt sich also nicht grade, sondern macht mancherlei Krümmungen, und zeigt alle 3 bis 4 Werst ziemlich dicke Thürme, so wie die Stadtmauer, oben mit Schieſslöchern versehen; einige von ihnen sind noch in ziemlich gutem Zustande, andere gleich der Mauer selbst eingestürzt, und bis auf geringe Spuren verschwunden; doch sieht man auch hier an den einzelnen Resten der Mauer den ehemaligen Zusammenhang derselben. Rechnen wir die ganze Entfernung dieser Mauer vom Meere bis zum Dorfe Balchadi, so weit sie auf unserer Tafel vorgestellt ist, so beträgt sie grade 18 Werst.

Der Fürst Demetrius Cantemir *) hatte schon vor hundert Jahren unter Peter dem Groſsen diese Mauer, jedoch kaum 7 Werst weit, verfolgt; auch er konnte damals wegen der groſsen Gefahr nicht weiter vordringen. Er fand sie fast in demselben Zustande wie ich; nur stand damals gleich hinter der Festungsmauer Derbends noch der Theil derselben, den ich dagegen 4 Werst weit gänzlich eingestürzt fand. Die Dicke der Mauer ist mit der der Stadtmauer gleich und mag etwa eine Klafter betragen; übrigens zeigt sie auch mit ihr dieselbe Höhe und dieselbe Bauart. Die Thürme stehen dagegen in weit gröſseren Abständen von einander und zeigen meist nur in den Thälern Eingänge von Unten. Hier wendet sie sich auch in gekrümmten Linien, erstreckt sich aber ziemlich grade da, wo sie sich auf den sich erweiter-

*) v. Bayer, l. c. p. 427. — Reineggs (Reise in d. Kaukas. I. p. 120.) dagegen berichtet, daſs die Mauer nur eine Werst weit ins Gebirge verfolgt werden könne, und daſs weiter keine Spuren westwärts vorhanden wären.

ten Bergkuppen ausbreitet. Man vermuthet einen Zusammenhang dieser Mauer mit einer andern am westlichen Abhange des kaukasischen Gebirges am schwarzen Meere, da in älteren Schriftstellern Spuren einer solchen Mauer angegeben werden, So beschreibt der Pater Archangelus Lambertus eine Mauer in Mingrelien, die sich weit hin erstrecken und von Soldaten in ähnlichen Thürmen vertheidigt werden solle; von den vorzüglichsten Bewohnern Mingreliens würden in jedem Monate Truppen dorthin gesandt. *) Ich selbst habe aber während meiner Reisen durch Mingrelien nirgends eine Spur davon angetroffen, noch etwas Näheres darüber erfahren können. Eben so gibt es auch, sagt man, Spuren von dieser Mauer über dem Kamm des kaukasischen Hochgebirges bis zum Flusse Alasan; ja Demetrius Cantemir bemerkt, daſs nach den Erzählungen der Perser die Mauer von Derbend bis zu den Quellen des Ihranflusses, an der Gränze Georgiens, fortgeführt sey; doch gibt's dort nirgends einen Fluſs dieses Namens, wenn nicht etwa der Yori darunter gemeint sey; ich fand aber auch hier nirgends Spuren einer solchen Mauer.

Immer bleibt es jedoch wichtig und bemerkenswerth, daſs kein römischer oder griechischer Schriftsteller dieser Mauer des Kaukasus gedenkt; sie mochte also damals noch nicht existirt haben, was offenbar auch von der Derbendschen Mauer gilt. Ja den engen Paſs bei Derbend kennen eben so wenig die ältern Schriftsteller, und wenn auch bei ihnen die Benennung der caspischen Thore (*caspiae portae s. pylae s. claustra*) vorkommt, so meinten sie darunter nichts weniger als den Derbendschen Paſs. Zuweilen heiſst nämlich bei ihnen **) so der Darielsche Paſs im Kaukasus, südlich von Wladikawkas (die *portae caucaseae* des *Plinius*), häufiger dagegen bezeichnen sie mit dem

*) Bayer, l. c. p. 430.

**) Bronewski, Beschreibung des Kaukasus (russisch) II. p. 332.

Namen der caspischen Thore den hyrkanischen engen Pafs, am Süd-Ende des caspischen Meeres, im heutigen Masenderan, unfern Aschraff, durch den wahrscheinlich Alexander der Grofse zog, wie diefs alle Schriftsteller von ihm anführen. Aber den Pafs von Derbend kennt keiner; denn die albanischen Thore des Ptolemäus, die man am leichtesten für ihn halten könnte, liegen südlicher am Bäschbarmak.

Am caspischen Meere gibt es jedoch aufserdem in anderen Gegenden Ueberbleibsel ähnlicher grofser Mauern, so dafs durch sie die frühere Existenz der kaukasischen Mauer einiges Gewicht erhält; so findet sich eine lange Mauer an der Ostküste des Meeres, am Silberhügel (*Kumüsch Tepeh*), wo vielleicht das vormalige so stark besuchte Emporium Abosgun lag; sie fängt dort mit zwei Mauern an, die sich bald in eine vereinigen, die erst südwärts und dann nordwärts, immer aber nach Osten hin, fortläuft. — Eine weit gröfsere Mauer ging von Balk (dem alten Bactria am Oxus), doch mitunter unterbrochen, bis Abosgun, dem südöstlichen Winkel des caspischen Meeres, wo eine zweite Mauer südwärts das Land einschlofs, welches davon den Namen Masenderan, *) das mauerumschlossene erhielt. **) Offenbar deutet sie auf die chine-

*) v. Ritter, Erdkunde II. p. 504. Masenderan i. e. Mas = murus, ende ran = intus. Jetzt sieht man nirgends Spuren dieser Mauer in Masenderan; am Dshordshan dagegen und um den Silberhügel finden sich noch einige Reste.

**) Diese Mauer liegt aber zwischen der Provinz Asterabad und Masenderan; sie fängt sechs Meilen von einem kleinen Dorfe Nokandeh an, war früher sehr stark, ist jetzt aber zum Theile zerstört und erstreckte sich von den südlich gelegnen Berghöhen bis zum Meere. (v. F. B. Fraser, travels and adventures in Persian provinces etc. London 1826.) Sie ist also in der Nähe von Aschraff; so wie diese Stadt westlich von der Mauer liegt, so liegt Asterabad östlich von ihr. Waren hier nicht etwa die pylae caspiae, an der Südküste des caspischen Meeres, die Alexander der Grofse passiren mufste?

sische grofse Mauer, die gleichfalls aus einem hohen Alterthum herstammt; und wahrscheinlich wurde auch jene Befestigungslinie um Abosgun und in Masenderan von einem der baulustigen Sassaniden, vielleicht von demselben Khosroes Anuschirvan erbaut, der zu Balk seine Residenz hatte, und Abosgun schräg gegenüber die kaukasische Mauer bei Derbend errichtete.

Das Gebirge um Derbend ist ziemlich einförmig gebaut und besteht meist aus einem tuffartigen Muschelkalkstein der Tertianzeit, auf den höher hinauf ein versteinerungsleerer Kalkstein folgt, der mit Sandstein abwechselt. Der Tertianmuschelkalkstein, der zunächst um Derbend alle Bergkuppen bildet, ist gelblich, ziemlich fest, so dafs alle Häuser und die Stadtmauer aus ihm erbaut sind, und selbst die Grabsteine daraus bestehen. Er enthält Steinkerne von mittelmäfsig grofsen zweischaligen Muscheln; sie gleichen etwa den versteinerten Muscheln von Tük-karagan und Tarki, also Cardien- und Venus-Arten, nur sind sie kleiner. Die Form des Cardiums ist ziemlich deutlich; an andern Stellen waren alle versteinerten Muscheln glatt und schienen eher Venusarten zu seyn. Vom kalkigen Bindemittel sieht man sehr wenig, denn die ganze Masse besteht aus zusammengekitteten Muschelsteinkernen. Hin und wieder bemerkt man krystallinischen Anflug von Kalkspath. Die gelbe Masse, die sich mitunter ins Braune zieht, scheint von Eisen gefärbt zu seyn.

Südwärts von Derbend wird diese Masse in sofern etwas Anderes, als die Muscheln stärker zertrümmert erscheinen und man nie ganze Muscheln findet, wie in dem andern Muschelkalk westwärts; die Muscheltrümmer liegen da noch dichter auf einander und bestehen aus ganz verkalkten Schalenstücken, die nirgends eine deutliche Form zeigen, und wie im Kalktuff der Ostküste oder einer ähnlichen Masse am schwarzen Meere nur zusammengekittete zweischalige Muschelreste bilden.

Die Farbe ist noch gelber, mit schwarzen kleinen Flecken gemischt; die Lagerung aber wie bei dem andern Muschelkalk durchweg horizontal. Uebrigens bildet auch er dieselben Gebirge und ist mit jenem gleichzeitigen Ursprungs.

Höher hinauf geht diese Formation in einen hellgrauen, feinmuscheligen Kalkstein über, der ganz feine Muschelversteinerungen führt; sie sind nur als krumme Striche angedeutet, so dafs nicht einmal die Gattung erkannt werden kann. Der Kalkstein ist fest und glänzt hin und wieder krystallinisch; doch findet er sich selten; ich sah ihn nur Einmal als geringe Gebirgsmasse anstehen. — Mit ihm fast gleicher Bildung mag ein gelblicher, versteinerungsleerer Kalkstein seyn, ganz von der Farbe und dem Aussehen des oben beschriebenen Muschelkalks, der dieselben kleinen schwarzen Flecke zeigt; nur ist er fester, derber, und wo er porös erscheint, sind seine Löcher nur klein und unbedeutend. Man findet jedoch nicht die mindeste Spur von Muschelversteinerungen in ihm.

Eine andere Kalkformation von gleicher Lagerung mit dieser sieht, auch oberflächlich betrachtet, fast wie sie aus; immer ist ihre Farbe graulich weifs, die Löcher sind noch kleiner, die Fleche eben so schwarz. Nächstdem besteht aber die dichte Masse, bei genauer Betrachtung, aus lauter feinen Schalentrümmern, die dicht an einander kleben und ganz den Kalkstein zusammensetzen. Höher hinauf erscheint nunmehr ein ganz versteinerungsleerer Kalkstein, grau von Farbe, der hier weit und breit die Gebirge zusammensetzt, ziemlich dicht, fest und kleinmuschelig im Bruch ist; mitunter nimmt er eine gelbliche Farbe an; dann wird er auch oft quarzig, als sandiger Kalkstein, oder Lager losen Sandes wechseln mit Kalksteinschichten ab, die horizontal liegen und nicht über ¼ Fufs mächtig sind.

Da die Gebirge um Derbend sehr stark mit dich-

ten Waldungen bewachsen sind, so läfst sich eine genaue Auflagerung dieser einzelnen Massen nicht unterscheiden; doch je höher man das Gebirge ersteigt, desto mehr sieht man auf den verschiednen Bergkuppen Sandstein und Kalkstein ohne Versteinerungen herrschen und diejenigen Formationen bilden, die auf dem Muschelkalkstein aufliegen.

Der höchste Berg südwärts von Derbend, der Bäschbarmak (Fünffingerberg), soll eben so aus einem gelblichen Muschelkalk bestehen; er bildet die äufserste seltsam geformte, dicht am Meeresufer sich erhebende Felsklippe des Muschelkalkgebirges, der von hier zum Kaukasus hinaufsteigt und die ganze Westküste des Meeres einnimmt, nur durch locale Verschiedenheit ausgezeichnet. Der Weg führt am Fufse des Bäschbarmak dicht am Meeresufer hin, so dafs hier vielleicht die albanischen Thore des Ptolemäus angenommen werden *könnten*. Schon Kämpfer *) erwähnt, dafs die Muschelversteinerungen hier und durch ganz Schirvan bis zu den höchsten Gipfeln des Kaukasus angetroffen würden; dafs in der Tiefe meist überaus kleine, in der Höhe auch gröfsere Arten versteinert lägen; aus dem Muschelkalk bestünden alle Steinbrüche; aus ihm seyen fast alle Tempel und Grabsteine des Landes errichtet worden, so auch bei Baku und am Bäschbarmak **); die Vorgebirge der Küsten bestünden aus einem so gehäuften Conglomerat von vielen Millionen kleiner Muscheln, dafs man kaum das Cäment, welches sie zusammenhält, wahrnehme.

Nirgends findet man weder Urgebirge noch Ueber-

---

*) *Kämpfer, Amoenit. exotic.* — „ubique rupes offendi plurimas ex meris conchis ac cochleis marinis plerumque minutissimis.

**) Desto auffallender ist's, dafs Reineggs l. c. sagt, der Bäschbarmak bestehe aus Granit (oder ob Nagelfluhe? was die Form seiner fünf Spitzen, gleich denen am Rigi und Montserrat in Catalonien eher vermuthen liefse).

ganggebirge anstehen, so weit man auch die Küste von Tarki bis jenseits Baku untersucht; ja selbst der Kalkstein, der hier bald Versteinerungen führt, bald ohne sie die westlichen Abdachungen des kaukasischen Vorgebirges einnimmt, gehört nichts weniger als zu einer ältern Flötzformation, sondern mufs vielmehr als ein neueres Glied der Tertianzeit betrachtet werden. Aus dem versteinerungführenden Kalkstein geht deutlich hervor, dafs die ehemaligen Bewohner des caspischen Meers vorzüglich zweischalige Muscheln bildeten, wie sich deren noch jetzt als sehr häufige, doch meist als abgestorbene Bewohner des Meers an den Küsten und im Grunde desselben zeigen; aber so wie das Meer gegenwärtig nur wenige Arten Muscheln ernährt, so finden wir auch meist nur ihre oder sehr verwandte Arten unter den Versteinerungen im Muschelkalk; doch scheinen im Allgemeinen einzelne Gattungen, die sich in grofser Menge versteinert finden, jetzt entweder seltene Bewohner des Meeres zu bilden, wie die Glycimeres, Corbulae, Veneres, oder gar nicht mehr im caspischen, aber wohl im schwarzen Meere vorzukommen, wie die Donaces, Serpulae. Nur Mytili und Cardia sind eben so zahlreich als lebende Bewohner des Meers anzusehen, doch sind sie kaum specifisch von den versteinerten verschieden. Auch Cerithien und Paludinen finden sich lebend und versteinert an den Küsten und im Meere. Mit Unrecht hat man Pectines im Muschelkalk zu finden geglaubt. *) Diefs sind nichts als die stark gestreiften Arten des Cardiums, die man in grofser Anzahl die Masse des Muschelkalks um Derbend zusammensetzen sieht.

Da wir aufser den versteinerten Muscheln durchaus keine andern Reste höherer Thiere, namentlich von Fischen

---

*) *Bieberstein*, Tableau des provinces situées sur la côte occidentale de la mer caspienne entre les fleuves Terek et Kour, St. Petersbourg 1798. p. 49.

im Versteinerungskalke finden, so geht daraus hervor, daſs diese Thiere damals, als sie versteinert wurden, entweder ganz aufgelöst wurden, so daſs selbst alle Spur von ihnen verschwand, oder daſs sie noch nicht zu den Bewohnern des Meers gehörten, als jener Tertiankalk niedergeschlagen wurde. Dieſs ist um so wahrscheinlicher, weil die Fische des caspischen Meers meist Fluſsfische bilden, die sich erst bei so sehr erniedrigtem *) Niveau des Meers aus damals entstandenen Flüssen in dasselbe hineinbegeben konnten; während die Muscheln, als Meeresbewohner, offenbar eine ehemalige Verbindung mit dem schwarzen Meere anzeigen; jetzt fangen sie dagegen an, allmählich auszusterben, so daſs sie nur mit ihren kalkigen Schalenresten alle Küsten des Meers bedecken, und den Sand der Inseln wie den tiefsten Meergrund erfüllen. Wahrscheinlich besaſs damals das Wasser des caspischen Meers eine andere qualitative Beschaffenheit seiner Salze, die vielleicht weniger als jetzt das Meerwasser durchdrangen, und es mithin weit eher der Lebenserhaltung der Muscheln aneigneten. Ein zu sehr erhöhter Salzgehalt des Meers, vorzüglich eine starke Anhäufung des Bittersalzes in ihm, führte das allmähliche Absterben dieser Thiere herbei.

Unter den Bäumen zeichnen sich viele südliche Arten aus, die mit leichter Mühe hier fortkommen, so Feigen-, Mandel- und Granatbäume, ferner der weiſse und schwarze Maulbeerbaum, der Kalaf (*Eläeagnus* hortensis), ein schöner Baum des Südens, der wie die übrigen selten in einem Garten fehlt. Die Gebirge sind

*) Jetzt ist das caspische Meer, mit dem es vordem gewiſs gleiches Niveau hatte, nicht nur niedriger als dieses, sondern sogar niedriger als der Aral-See, ja selbst als der Ocean, deren aller Niveau höher gelegen ist als dieser groſse Landsee der alten Welt. Sein starkes Sinken geschah vielleicht dadurch, daſs sich sein Wasser in groſse unterirdische Höhlen zurückzog.

meist mit Eichen, Buchen, Ahornen, Pappeln, Weiden u. a. Bäumen bedeckt; zu den Gesträuchen gehören vorzüglich *Paliurus* australis, *Gärtn.*, und *Lonicera* iberica, *MB.*, *Rubus* sanctus, *Schreb.*, u. a. Die Kappernstaude (*Capparis* herbacea, *W.*) umrankt hier gleich dem Epheu alles alte Gemäuer der Stadt, oder findet sich an Wegen. In Gärten zieht man Melonen, zwar kleine, doch ungemein schmackhafte Arbusen, oft von so großsem Umfange, daſs sie 30 — 40 Pfund wiegen, endlich Gurken, oft fuſslange, von ziemlich gutem Geschmack. Eine Art runder Pflaumen (*Prunus* insiticia) war sehr häufig und ziemlich wohlschmeckend. Beeren waren nirgends zu sehen.

Zu den andern damals um Derbend blühenden Pflanzen gehören *Panicum* crus galli *L.* (muticum et submuticum), *Bromus* sterilis, *L.*, divaricatus, *Rohde* (lanceolatus, *Roth*), *Kochia* prostrata, *Schrad.*, *Salsola* ericoides, *MB.*, *Allium* rotundo *aff.*, *Polygonum* patulum, *MB.*, *Peganum* Harmala, *L.*, *Cynanchum* acutum, *L.*, *Scabiosa* Columbaria, *L.*, *Croton* tinctorium, *L.*, *Silene* volgensis, *Spr.*, *Solanum* Melongena, *L.*, *Poterium* sanguisorba, *L.*, *Eryngium* coeruleum, *MB.*, campestre, *L.*, *Anchusa* paniculata, *Ait.*, *Lycium* ruthenicum, *Murr.*, *Rubia* tinctorum, *L.*, *Parietaria* judaica, *MB.*, *Chenopodium* foetidum, *Lam.*, *Echinops* ruthenicus, *MB.*, *Chondrilla* juncea, *L.*, *Senecio* vernalis, *Kit.*, *Lagoseris* nemauensis, *MB.*, *Trifolium* angustifolium, *L.*, *Coronilla* cretica, *L.*, *Lotus* major, *Scop.*, *Origanum* vulgare, *L.*, *Stachys* lanata, *Ait.*, *Pterocephalus* plumosus, *Coult.*, *Althaea* ficifolia, *W.*, *Reseda* lutea, *L.*, *Picris* strigosa, *MB.* (fol. pinnatifid.), *Daucus* carota *L.*

An der Küste zeigten sich einige Fucus-Arten, vorzüglich zwei, wahrscheinlich neue; eben so war auch *Ulva* intestinalis sehr häufig auf Steinen.

Von Thieren habe ich wenige bemerkt; einige Arten Schmetterlinge (so *Papilio* persephone, pulchra,

Machaon, Euphorbiae, bombyliformis) oder andere Insecten etwa ausgenommen; so *Mantis* oratoria, *Tettigonia* orni, die hier auf den Mandelbäumen leben, wo letztere vorzüglich ihren unermüdlichen lärmenden Gesang vernehmen läfst; auch eine Menge Gryllen und Libellen (vorzüglich ein neuer *Agrion oedipus*, *m.*) und ein grofser Myrmeleon (etwa M. libelluloides) wurde von mir gefangen; im Ganzen war aber die Zahl der Käfer ungemein gering und enthielt fast gar keine merkwürdige oder neue Art. Von Muscheln fanden sich an der Küste überall Trümmer von *Cardium* edule, rusticum, *incrassatum*, *m.*, *Mytilus* polymorphus; zwischen den Fucis *Nerita* fluviatilis und *Paludina* balthica; und ihnen hier zugesellt *Gammarus* caspius und ein neues *Stenosoma pusillum*, *m.*, mit einer Art, die ich im schwarzen Meere beobachtete, auffallend verwandt. Unter gröfsern Thieren fand ich keine Schlange, keine Eidechse, selbst keine Fische, die hier im Meere fast gar nicht gefangen, sondern aus den nahgelegnen Flüssen gebracht werden; im Meere fängt man blofs einige Störe, in den Flüssen, wie der Ssamur, etwa Barsche oder Karpfen. Von Säugthieren bilden eine Hauptplage des Landes eine kleine Art schwarzer Feldmäuse, die sich oft, wie im Jahre 1822 zu ungeheuren Schaaren versammeln und in Dagestan, um Kuba, Derbend, auch um Baku, das Getreide verwüsten, so dafs fast keine Ernte veranstaltet werden kann.

Bei den Einwohnern ist's bekannt, dafs die sogenannten Donnerkeile, ein vortreffliches Mittel, sie zu vertilgen sind; man darf sie nur um das Feld, welches von den Mäusen eingenommen und verwüstet wird, herumtragen, so werden sie bald vertilgt und das Getreidefeld von ihnen für dieses Jahr völlig befreit. Allein um diese sonderbaren Versteinerungen, die Donnerkeile, aus dem Innern Persiens herbeizuholen, mufs der Abgesandte rein und untadelig seyn, vorzüglich aber

keine befleckenden Gelüste für das Vieh gezeigt haben. Da sie jedoch meist diesem schmutzigen Laster ergeben sind, so fand sich in dem oben genannten Jahre kein einziger Perser, der sich zu dieser Sendung rein und unbefleckt gefühlt hätte; endlich muſste man, nach vergeblich gehaltenem langem Rathe, den Mäusen das Getreide Preis geben und sah diese Mäusepest für eine Strafe Gottes wegen ihres lasterhaften Lebens an.

Auch bei Derbend, nordwärts auf dem Wege nach Tarki hin, findet sich ein Schwefelbad *) zwischen dem mittlern und groſsen Usmeika-Flusse; es befindet sich dort auf ebenem Boden, umgeben von groſsen salzigen Morästen. Es ist eine zerfallene steinerne Mauer um das Bad, und von Natur ist es mittelmäſsig warm, es riecht sehr schwefelicht und wird von den russischen Beamten und Officieren Derbends weit mehr benutzt als das Bad bei Tarki. Jetzt wird die Einfassung des Bades erneuert und verschönert. Man benutzt es viel gegen Hautkrankheiten und Gicht.

Einige Werst von Derbend wohnen auch Juden in einem Dorfe, ganz wie bei Tarki. Schon Lerche **) erwähnt ihrer, er sah sie ihren Gottesdienst in der Synagoge verrichten, den Talmud und die fünf Bücher Mosis, nach einer Amsterdamer Ausgabe lesen; ihre Grabsteine hatten hebräische Inschriften. Sie leben kümmerlich im Gebirge und kennen keine Gewehre, leben aber sicher.

In Dagestan, westwärts von Derbend, befindet sich ferner das berühmte Dorf Kubitschi, ***) welches die meisten kaukasischen Völkerschaften mit Gewehren ver-

---

*) S. Lerche, Lebens- und Reisegeschichte, von Büsching herausgegeben, Halle, 1791, p. 75.

**) l. c. p. 37.

***) Reineggs, I. p. 107. Obrist Gärber gedenkt dieses Volkes i. J. 1728. (S. Müller, Sammlung russischer Geschichten.)

sieht; denn seine Bewohner sind durch ihre vortrefflichen Stahlarbeiten weit und breit berühmt. Es sollen an 1200 Familien eines Stammes seyn, der sich Kuwätschi (Panzermacher) nennt, und zu den ältesten kaukasischen Einwohnern gehört: denn die Geschichte Derbends thut seiner bereits unter dem Namen Serkuwan (Goldbergbewohner) Erwähnung. Alle, auch die rohesten Völker des Kaukasus lieben diesen Stamm mit besonderer Achtung, weil sie von ihm ihre vortrefflichen Gewehre erhalten. Seine Sprache ist auffallend verschieden von jeder andern der nachbarlichen Völkerschaften, aber auch von den europäischen, obgleich diefs kleine Volk seinen Ursprung aus Europa herleitet. Vielleicht sind es Griechen, die, getrennt von den nahgelegenen Gebirgsvölkern, ihre Eigenthümlichkeit behaupteten, aber ihre Sprache durch den Wechsel der Zeiten allmählich so verlernten oder veränderten, dafs sie nicht zu ihrem wahren Stamme zurückgeführt werden kann: daher müfsten neuere Reisende diefs Volk einer besondern Untersuchung widmen. *)

Die Herrnhutergemeinde von Ssarepta sandte 1782 zwei Brüder nach Kubitschi, um zu erfahren, ob seine Bewohner nicht böhmische Brüder wären. Sie fanden

---

*) Die älteste Nachricht, die wir über diefs Dorf haben, finden wir etwa gegen d. J. 943 bei Massudi; er sagt: In der Nähe befindet sich das Dorf Amik (woraus Klaproth Kumyk, Kasi kumik macht); die Bewohner sind Christen. Nahe dabei findet man im Gebirge und neben der Mauer (diefs deutet gewifs auf die kaukasische) den Stamm Derebkeran, oder Harnischverfertiger (statt Zerebkeran, Harnischschmiede, die Einwohner von Kubitschi, das man heute gewöhnlich Zerkeran, Goldschmied nennt). Man sieht unter ihnen Menschen aus verschiedenen Religionen: Mahomedaner, Juden, Christen. Das Land ist gebirgig und schwer zugänglich, daher sind sie vor den Einfällen ihrer Nachbarn geschützt. (S. *Klaproth*, Magaz. asiatique p. 285. f. 1827).

im Dorfe wirklich Ueberbleibsel von drei Kirchen und über einer Thür derselben eine Inschrift in Stein gegraben, die jedoch weder sie noch die Mahomedaner ihrer Begleitung lesen konnten; doch war in der Mitte derselben die Zahl 1215 mit europäischen (oder vielmehr mit arabischen) Ziffern bemerkbar. Nicht weit von dieser Kirche befindet sich eine andere, sehr hohe, aus festem Gestein erbaut und mit vielem Buntwerk geziert, die aber jetzt zu einer Wohnung von fünf Stockwerken umgewandelt ist. Auch hier waren Inschriften, die keiner der Einwohner lesen konnte. Diese bedienen sich der arabischen Schrift, um ihre Sprache damit zu schreiben, und sind vor etwa 300 Jahren zur mahomedanischen *Religion* übergegangen, da ihre Vorfahren Christen waren. Noch weit früher finden wir schon Christen in diesen Gegenden wohnen; so erwähnt Ibn Haukal (s. oben S. 78) neben den Mahomedanern in Tarki auch Christen, die dort ihre eigenen Kirchen hatten. Wie leicht konnte es nicht seyn, dafs sich diese vor der Verfolgung der Mahomedaner oder der damals noch heidnischen Russen, bei ihrem Streifzuge dorthin, in die kaukasischen Bergschluchten zurückzogen. Dafs aber diese Christen am leichtesten Griechen seyn konnten, geht daraus hervor, weil diese an den nordöstlichen Küsten des schwarzen Meeres überall wohnten und am meisten geschickte Waffenschmiede haben mufsten, da sie das gebildetste Volk der damaligen Zeit in diesen Gegenden waren.

Wie leicht europäische Völker, unter andere gemischt, ihre Sprache verlernen, geht aus einer andern Gegend des Kaukasus hervor; in dem Achtalaschen Kupferbergwerke bestehen die Arbeiter aus Griechen, die gegen die Hälfte des verflossenen Jahrhunderts, unter dem Könige Heraclius, von Georgien dorthin kamen, und wiewohl sie nicht über 50 Jahre dort leben mögen, so haben sie doch dergestalt ihre Sprache verlernt, dafs sie jetzt von einem eben bei ihnen angekommenen Griechen

weder verstanden wurden, noch ihn selbst verstanden. Davon war ich selbst Zeuge. Dafür sprechen sie aber fertig Tatarisch unter einander und mit den dortigen Bewohnern. Sind sie erst so weit, so fehlt ihnen nur Ein Schritt zur Annahme der tatarischen Religion, wie diese selbst Georgier in Karabag theils freiwillig, theils gezwungen annehmen mufsten, um nicht als Christen ihrem persischen Oberhaupte zu drückende Abgaben zahlen zu müssen. Leicht konnte irgend ein ähnlicher Fall bei diesen Völkern eintreten, der sie bei allmählicher Verlernung ihrer Sprache zur Annahme der herrschenden Landesreligion zwang. Die Griechen waren gerade das Volk, welches am meisten unter den europäischen mit den kaukasischen Völkerschaften in Verkehr stand, dabei als tüchtige Bergleute und Stahlarbeiter durch die Bergwerke in Kleinasien bekannt, das sich schon früh unter türkischem Schutze an die Sprache und Sitten der Türken und Tataren gewöhnte. Dafs die Bewohner des Dorfes Kubitschi aber französischen oder englischen Ursprungs seyen, wohin ihre lispelnde Sprache deuten solle, ist sehr wenig wahrscheinlich; denn nie standen Engländer oder Franzosen mit diesen Völkerschaften des Kaukasus in so grofsem Verkehre.

Griechen und andere Christen findet man dagegen sehr häufig im Kaukasus und selbst in Persien als Colonisten; so leben sie noch jetzt in mehreren Dörfern um Lori; so wurden noch unter Abbas dem Grofsen Georgier nach Masenderan als Colonisten gesandt, von denen ich jetzt weiter nichts Näheres an Ort und Stelle erfahren konnte. Vielleicht haben sie durch den Wechsel der Zeiten sich allmählich mit den Persern so amalgamirt, dafs sie ihre Sprache und Religion annahmen und von ihnen nicht unterschieden werden können. Griechen hatten endlich von jeher Colonien im Kaukasus, namentlich an der Westküste desselben; wie leicht konnte eine solche Colonie, im Gebirge, von ihren tatarischen

Nachbarstämmen getrennt, anfangs ihre Eigenthümlichkeit längere Zeit behaupten, bis sie endlich sich mit ihnen vermischte und durch sie umgebildet wurde. Dieſs ist überhaupt das Loos aller Colonien unter ganz fremden Völkern.

Nach dem Zeugniſs der Geschichte galt Derbend immer für die stärkste Gegenwehr des persischen Staats gegen die nördlichen Völkerschaften, vorzüglich gegen die Chasaren. Als daher 1589 die Türken *) Derbend und andere Provinzen eroberten, sandte der persische Schach Emir Gemse (in den russischen Archiven Chuda Bendei genannt) zum Tsar Fedor Iwanowitsch, um ihn um Hülfe gegen sie zu bitten, ihm dagegen Derbend *und Baku* abzutreten. Solche Bedingungen machte auch sein Sohn Abbas der Groſse; nur vollzog er sie nicht. Peter der Groſse eroberte 1722 Derbend und ernannte den Naip Imam Kuli Begh zum Chan, wegen seines eifrigen Bemühens für das russische Interesse. Nadir Schah ernannte in Derbend einen Sultan und überging mithin den Sohn des früheren Chans. Als man aber in Derbend den Tod Nadirs erfuhr (1747), ernannte das Volk zum Oberhaupt jenen Sohn des Chans, Mahmed Hassan Chan, der bis 1766 herrschte, bis der Chan von Kuba, der mächtige Feth Ali, die ganze Provinz Derbend unter seine Herrschaft gebracht hatte. Aber auch er wurde von den Gebirgsvölkern bedrängt, vorzüglich von dem Usmei der Karakeitaken, und muſste sich bald an Ruſsland unterwerfen, um Ruhe zu haben. Ruſslands Schutz erhob die Macht des Feth Ali Chan zu einer solchen Stufe, daſs seine Herrschaft sich bald bis zum Kurflusse erstreckte, Ssallian mit eingeschlossen, und daſs die Chane von Baku und Schamachie ihm Abgaben zahlten. Nach seinem Tode (1787) übernahm sein ältester Sohn Achmed Chan die Herrschaft; doch starb er bald und

*) Sponebckiu, l. c. p. 532.

hinterliefs sie seinem jüngern Bruder Schieh Ali Chan. Im Jahre 1795 erneuerte er seine Unterwerfung an Rufsland. Jedoch als nach der Kriegserklärung an Persien gegen Aga Mahomed Chan der General Graf Valerian Subboff nach Dagestan marschirte, fand er feindliche Rüstungen um Derbend, das seinem Heere anfangs den Einzug verweigerte, bis es sich endlich (1796) ergeben mufste; dabei wurde Schich Ali Chan mit seiner ganzen Familie gefangen genommen. In demselben Jahre wurde auch Kuba von Derbend getrennt, und dort der jüngste Bruder des Schich Ali, Hassan, zum Nachfolger ernannt; als sich die Russen aus Persien zurückzogen, wurde auf Befehl Pauls I nach dem Tode Hassan Chans aufs Neue Schich Ali zum Chan von Derbend und Kuba ernannt; aber sein hinterlistiges Betragen und seine frühere Untreue brachten ihn bald auf aufrührerische Gedanken. Er nahm Theil an dem verrätherischen Vergehen des Bakuschen Chans, Hussein Chuli, als dessen Opfer der tapfere Zizianoff (1806) vor den Mauern Baku's fiel. Daher erging ein kaiserlicher Befehl, sowohl den Hussein Chuli Chan, als Anstifter des Mordes, als auch den Schich Ali Chan von Derbend zu bestrafen. Kaum drang der Generallieutenant Glasenap vor die Mauern Derbends, als die Einwohner, unzufrieden mit dem verrätherischen Betragen ihres Chans, diesen aus der Stadt trieben und die Russen baten, sie zu besetzen, was auch den 21 Junius 1806 erfolgte. Jetzt steht die Derbendsche Provinz, mit Ausschlufs der Stadt, unter der Herrschaft des Schamchals von Tarkhu.

Während der acht Tage, wo die Corvette bei Derbend vor Anker lag, mufste sie mehreremal heftige Stürme aushalten, ja sie wurde einmal sogar, obgleich sie an zwei sehr starken Ankern festlag, eine bedeutende Strecke fortgetrieben; die Anker schleppten ihr lose nach, und hätte der Sturm länger angedauert, so wäre die Corvette in Gefahr gewesen, ans Ufer geworfen zu werden, wo eine fürchterliche Brandung wüthete.

Die

Die nahgelegene Rhede Nisovaja Pristan (untere Anfuhrt) am Ausflusse des Nisabat, südwärts vom Flusse Ssamur, soll etwas besser seyn, da der Grund ein fester Sand ist; doch ist sie zu flach für gröfsere Fahrzeuge, die daher weiter im Meere Anker werfen müssen, und den Stürmen mithin eben so preisgegeben sind als bei Derbend. Zu Zeiten Peters des Grofsen wurde dieser Hafen stark besucht; noch jetzt treiben dort russische Fahrzeuge ihren Handel, sind jedoch gar zu häufigen Strandungen ausgesetzt.

Siebentes Capitel.

Reise nach Baku.

Den 29 Julius lichteten wir die Anker und steuerten bei einem ziemlich günstigen NW ins Meer hinein; doch mufsten wir uns zu weit ostwärts halten, weil der NW uns zu stark von der Küste trieb. Wir segelten dabei immer 4—6 Knoten in einer Stunde und hatten bald die Küste im Gesicht, bald entzog sie sich unsern Blicken. Die Tiefe nahm immer mehr zu, und in der Nacht vom 30—31 Julius befanden wir uns in einer Tiefe von 100 Faden oder vielleicht noch tiefer: denn unser Senkblei, mit einem Stricke von 100 Faden Länge, erreichte nicht mehr den Grund. Der Sturm nahm aber bedeutend zu; der Wind änderte sich in S, und wir mufsten die Anker werfen, obgleich die Tiefe 18 Faden war. Wir waren dadurch einem heftigen Schaukeln ausgesetzt und hatten von einer Seite die heftige Strömung des Meeres, bewirkt durch die grofse, kräftig strömende Ssamura, die sich hier ins Meer ergiefst, und von der andern Seite schlugen die Wellen der empörten See,

durch den heftigen Sturm aufgeregt, an das Schiff, das fast durch keine Anker zu halten war. So mufsten wir, die ganze Nacht, den Stürmen preisgegeben, in peinlicher Erwartung zubringen und mit dem gröfsten Verlangen den Morgen herbeiwünschen.

Auch er kam, und mit ihm legte sich der Sturm; der Wind wurde aufs Neue NW; wir konnten daher nach einer halben Stunde die Anker lichten und weiter segeln. So kamen wir um die Abscheronsche Landspitze herum, bei der Insel Shiloi vorbei, deren Nähe uns schon durch einen Naphthageruch angekündigt wurde; einige Matrosen meinten auch auf dem Meere Naphtha schwimmen zu sehen. Auf der Insel sowohl, als auch auf dem Meeresgrunde um sie herum, findet sich eine Menge Naphtha, die auf die Oberfläche des Wassers emporsteigt und durch die Wellen weit verführt wird.

Als wir bei der Insel und einer ihr südwärts liegenden, ziemlich bedeutenden Sandbank vorbeigesegelt waren, konnten wir einen leichten Ostwind benutzen, um so in den Hafen von Baku einzulaufen. Wir kamen da, etwa 25 Werst südwestwärts von der Insel, bei einer unterirdischen Bank vorbei, die eine Mauer zu bilden scheint, und wahrscheinlich Ueberbleibsel eines früheren Gebäudes seyn mufs. Rings um die Mauer ist ein sehr tiefer Abgrund, über 15 Faden tief, und mit einem Mal stöfst man auf diese steinerne Mauer, die nicht etwa von der Natur, sondern durch die Kunst gebildet seyn mufs. Man meint, sie sey rund und bilde die Reste eines ehemaligen Thurms, wie etwa näher an der Küste von Baku einige ähnliche Thürme aus dem Wasser hervorragen. Auf dieser unterirdischen Bank spielt jetzt das Wasser und bildet einen starken Strudel, wodurch sie leicht erkannt wird. Ehemals war davon nichts zu bemerken, doch jetzt ragt sie allmählich mehr über die Wasserfläche hervor.

So konnten früher sehr gut russische Kaufmanns-

böte (Raschiwen) zwischen der Insel Swätoi und der Abscheronschen Küste vorbeisteuern; was sie um so lieber thaten, da die Schiffe hier nicht so sehr den Veränderungen der Winde ausgesetzt sind als ostwärts von der Insel Shiloi, wo sie oft bei einem scharfen Nordwinde zu weit ins Meer getrieben wurden, so dafs sie etwa bei einem NW gar nicht Baku erreichen, sondern ins offene Meer hineinsteuern mufsten.

Merkwürdiger als diese unterirdische Mauer und noch weit mehr auf eine hier stattgefundene Revolution, bei der das Land einsank und vom Meere überschwemmt wurde, deutend, sind 4—5 Mauerreste,*) die als Thürme einige Fufs über den Meeresspiegel hervorragen, so dafs man auf ihnen trockenen Fufses umhergehen kann. Sie befinden sich ein Paar Werst von der Küste entfernt, zwei Werst südlich von Baku, bei einer Tiefe von vier Faden. Die Thürme sind rund, von einem festen Mauerwerke und zeigen kleine viereckige Fenster, und um sie herum findet sich eine ziemlich bedeutende Tiefe. Man hält sie in der Regel für Ueberbleibsel eines Karavanserai's oder eines Kaufhofes, was um so wahrscheinlicher ist, da hier ehemals ohne Zweifel ein gröfserer Handel getrieben seyn mochte als jetzt.

Ein ähnlicher runder Thurm, wie jene unterirdischen, stellt sich gleich dem Anblicke dar, sobald man sich der Stadt Baku nähert; es ist der kolossale, sehr hohe und breite Mädchenthurm, dessen Ursprung ohne Zweifel aus grauem Alterthume hergeleitet werden mufs; da er so einzeln dasteht, so hat man ihn schon seiner Gröfse wegen nicht für den Thurm eines Karavanserai's erklären wollen, sondern die Baku'schen Tataren erzählen von ihm,

*) S. Gmelin, l. c. III. 49. Diefs Karavan-Sserai soll ehemals auf dem festen Lande gestanden haben und von einem Erdbeben verschlungen worden seyn.

dafs er in der Vorzeit erbaut worden sey, um sich vor den Einfällen der Truchmenen der Ostküste zu schützen. Sie glauben nämlich, dafs einst die Westküste mit der Ostküste zusammengehangen, dafs also die Abscheronsche Küste, die Insel Swätoi, Shiloi, Nargin nebst jener unterirdischen Bank festes Land gebildet hätten, von wo aus ein schmaler Strich Landes zur Ostküste hinübergegangen sey, so dafs dadurch das caspische Meer in zwei Seen getheilt worden wäre. Auch hat Hr. Kolotkin, dem wir die neueste und beste Karte des caspischen Meeres verdanken, in Astrachan eine alte persische Karte gesehen, worin diese Theilung durch einen schmalen Strich Landes angedeutet war; wahrscheinlich mögen sich dergleichen schriftliche Nachrichten irgendwo finden, und dadurch die Baku'schen Traditionen ein gröfseres Gewicht erhalten.

Jetzt ist aber die Tiefe zwischen beiden sehr bedeutend, ja so grofs, wie sie es vielleicht nirgends im caspischen Meere ist; wir fanden nirgends Grund mit einem Senkblei von 150 Faden, vielleicht war die Tiefe noch einmal so grofs: denn die Wogen gingen sehr hoch, und das Wasser erschien ganz schwarz, wodurch schon eine unergründliche Tiefe angedeutet wurde. Man will sogar noch gegenwärtig Spuren von Wagengleisen auf der Insel Nargin haben, die alle von West nach Ost gerichtet seyn sollen; dadurch glaubt man zu erweisen, dafs ehemals häufige Arben die Verbindung beider Küsten unterhalten hätten. Ich war selbst neugierig, diese Wagengleisen, die tiefe Eindrücke in dem Kalkstein der Insel nachgelassen haben sollten, zu sehen; daher fuhr ich zu ihr; allein ich fand nichts weniger, als was ich suchte. Ich sah wohl einige Spalten im Muschelkalk, die aber durchaus nicht für die Gleisen der Arben zu halten sind, die jedoch sehr leicht Spuren von Eindrücken ihrer grofsen Räder im Muschelfels zurücklassen könnten, so wie wir es auch wirklich an der Südseite von Baku

sehen, wo die Arbenräder und Pferdehufe tiefe Furchen im weichen Muschelfels zurücklassen.

Dessen ungeachtet wollen wir nicht widerstreiten, dafs Nargin ehemals mit der Westküste nicht zusammenhing: denn nur wenige Werst von ihr befindet sich ein Vorgebirge, der sogenannte Schachische Kaufplatz, der wie ein abgerissenes Muschelkalkgebirge aussieht, von derselben Art wie der Muschelfels der Insel; weiter südlich zeigen sich die sogenannten Baku'schen Ohren, die als weit vorspringendes Vorgebirge eine abgerissene Felsmasse darstellen.

Man erzählt, dafs in der Baku'schen Bucht, etwa da, wo die Thürme sich aus dem Wasser erheben, ehemals eine grofse Stadt Schahbah gestanden habe; sie soll, wie mir ein persischer Arzt erzählte, untergegangen seyn, als man einen grofsen Flufs dorthin leitete, der eine fürchterliche Ueberschwemmung verursachte. Der Grund zu diesem Verderben war Zorn eines Arztes auf — seinen Amtsbruder!

So unwahrscheinlich eine solche Nachricht, auf diese Art erzählt, erscheint, so haben dergleichen örtliche Revolutionen durch Einsenkungen in den Boden viele Wahrscheinlichkeit, da die ganze Gegend diesen Einstürzen so sehr ausgesetzt ist; wenn man nur an die zahlreichen Naphthagruben in der Baku'schen Gegend und auf den nahgelegenen Inseln denkt, ferner ihr gegenüber an der Ostküste auf der Insel Tschelekän ganz ähnliche Naphthagruben in sehr grofser Anzahl findet, und tiefer südwärts an derselben Küste, vor dem Silberhügel, ähnliche unter dem Niveau des Meers befindliche Thürme bemerkt: so ist man gezwungen, vulcanische Ursachen solchen Revolutionen zu Grunde zu legen, durch welche dergleichen Einsenkungen entstanden und vormals blühende Städte aus der Reihe ihrer Schwestern verschwanden. Diese Gedanken finden endlich noch mehr Anhaltungspunkte in der wahrhaft vulcanischen Natur mehre-

rer Inseln der Westküste, die vor dem Ausflusse des Kurs, etwas nordwärts von ihm liegen; von diesen enthält eine tiefe Spalten in dem Boden, aus denen zu gewissen Zeiten im Jahre ein Rauch emporsteigt; ich habe selbst würflichte Schwefelkieskrystalle erhalten, die man auf dieser Insel findet; eine andere besteht aus lauter kleinen Schlammvulcanen, die noch jetzt unaufhörlich thätig sind, und wahrscheinlich irgend einen versteckt vulcanischen Herd als ihre Ursache anerkennen müssen. Um nicht weiter vorzugreifen, will ich hier von dem ewigen Feuer bei Baku nichts erwähnen, was offenbar jene Gründe zur Muthmafsung eines unterirdischen vulcanischen Herdes noch mehr vergröfsert.

Den 1 August war ich ans Land gefahren und erhielt meine Wohnung im Hause des Platzmajors, der jetzt als stellvertretender Commandant dessen schöne steinerne Wohnung eingenommen hatte. Baku ist eine alte schön gebaute Festung, die in den letzten Jahren von den Russen mit einer neuen hohen und sehr dicken Steinmauer umzogen worden ist; ehemals wurde diese Mauer vom Wasser bespült, *) und die Schiffe konnten dicht vor ihr Anker werfen. Jetzt hat sich das Meer sehr weit davon zurückgezogen, und die Schiffe müssen ziemlich weit von der Mauer vor Anker gehen; neben der Mauer ist ein weiter Weg entstanden, auf dem man zu jeder Zeit bequem fahren und reiten kann.

Auch als Hafen verdient Baku eine Auszeichnung; es ist ohne Zweifel der beste Hafen an der Westküste des Meeres. Man wirft gewöhnlich bei 2 bis 4 Faden Tiefe Anker und findet einen guten, ziemlich festen, lehmicht-sandigen Boden, mit wenigen Muscheln gemischt.

---

*) Lerche l. c. p. 13 sagt: „Die unterste Mauer von Baku, vorn an der See, steht jetzt im Wasser; vor 30 Jahren aber war es da noch trocken, wo sie steht.“ Vielleicht steigt und fällt das Meer zuweilen, ohne bestimmte Regelmäfsigkeit.

Ringsher ist man im Hafen vor Stürmen geschützt, da sich die Abscheronsche Landzunge und selbst einige Inseln der Bucht von NO vorlegen und von SW die Baku'schen Ohren in die Bucht vorspringen, so dafs nur von SO eine Einfahrt in sie offen steht; mithin die Stürme nur von hier aus nachtheilig seyn können. Nur ist's für gröfsere Schiffe sehr unvortheilhaft, dafs sie zum Ankern keine gröfsere Tiefe finden, und dafs der Grund die Anker nicht sehr festhält.

Im Hafen lagen eine Menge persischer, grofser Böte mit Einem Maste, auch ein zweimastiges Kauffahrteischiff aus Astrachan, vor Anker; nächstdem befindet sich die Brandwache hier, um auf die in den Hafen eingehenden Schiffe zu achten; diefsmal war es ein Tender mit einem Mast und einigen Kanonen. Die persischen Böte bringen meist persische Früchte, oder Seiden- und Baumwollen-Waaren aus Ghilan oder Masenderan nach Baku und führen meist Naphtha, Salz, Safran oder Astrachansche Waaren zurück. Aus Astrachan kommen alle Jahre einigemal Kauffahrteischiffe, die man Schouten nennt, an und bringen allerlei Geschirre, porzellanene, gläserne, gufseiserne u. a. mit sich, so dafs dadurch ein ziemlich bedeutender Handel in Baku getrieben wird. Ueberhaupt hat Baku acht gröfsere Fahrzeuge, mit einer Lastengröfse von 24,200 Pud, und 36 kleinere von 52,700 Pud.

Der Kaufhof (Basar nennen ihn die hiesigen Tataren) ist ganz nach orientalischer Art eingerichtet und weit gröfser und schöner als in Derbend. Er enthält fast alle Producte Persiens, die schönsten Seidenzeuge aller Art, baumwollene Waaren aus Persien, Früchte des Südens, Reifs, Astrachanische Waaren; man sieht da Schneider, Schuhmacher, Schmiede, Scheerenschleifer ihre Werkstätte halten und thätig arbeiten; neben dieser unaufhörlichen Thätigkeit sieht man auch eine Menge sorgloser Müfsiggänger umhergehen und mit allerlei Neuigkeiten die lästige Zeit tödten. Denn der Basar

ist ihr Versammlungsort, auf dem sie Neues hören und sehen, wo sie Jeden treffen, den sie sprechen wollen. Die Kaufmannsläden sind jedoch nur klein, obgleich ihre Eigenthümer mitunter auch Waaren zu Hause halten; doch findet man nicht gleich, was man wünscht, man mufs in sehr vielen Läden suchen, oder sucht auch wohl vergebens, da nicht regelmäfsige Zufuhr aus Persien herrscht. In ihrem kleinen Laden sitzen die Kaufleute wie in Astrachan auf erhöhten Sitzen, mit untergeschlagenen Beinen, und erwarten so ihre Käufer. Der Basar hat nur hölzerne Buden, die in zwei Reihen an einander gefügt und oben mit einem bretternen Dache bedeckt sind, so dafs weder Regen noch Schnee durchdringen kann. Persische Waaren fanden wir hier sehr wohlfeil, russische dagegen ungemein theuer, noch weit theurer als in Astrachan, wo man schon einen fast um die Hälfte höhern Preis als in Kasan für jede Kleinigkeit zahlen mufs.

Die theuersten Artikel bilden wohl Thee, der hier sehr schlecht ist, Kaffee, nur von ganz mittelmäfsiger Güte, Zucker, der nur in kleinen Quantitäten und in schlechter Güte aus Indien durch Persien hierhergebracht wird; dann Lichte, die eben so schlecht als theuer sind. Es sind also Alles Producte aus Astrachan, und zwar solche, die man dort wegen ihrer mittelmäfsigen Güte nicht zu guten Preisen verkaufen kann. Die hiesigen Perser sind auch mit schlechten Waaren der Art zufrieden, da sie keine bessern kennen und den Thee nur trinken, weil er süfs schmeckt, da sie ihn mit vielem Zucker stark süfsen; sie lieben überhaupt an allen Getränken das Süfse, daher verbrauchen sie vielen Zucker.

Inländische Früchte, als Feigen, Mandeln, Wallnüsse, Pfirsiche, Weintrauben, Arbusen, Melonen u. s. w., sind dagegen sehr wohlfeil. Die Weintrauben bezahlt man das Pfund mit 2 Kop. Kupfermünze, das Pfund schöner grofser Pfirsiche mit 6 Kop. Kupfermünze; jene sind besonders wohlschmeckend und grofs, man hat

rothe und weifse; letztere haben noch mehr Angenehmes in sich, da sie süfser sind. Der Eimer des besten Rothweins, den man aus Alt-Schamachie hierherführt, kostet 4 Rubel 80 Kop. Kupfermünze, ist sehr angenehm von Geschmack und besitzt auch ein ziemliches Feuer; wenn man ihn gehörig zu bereiten verstände, so würde er dem Heremitage wenig nachstehen.

Das Mehl und mithin das Brod, das die Perser backen, ist dagegen sehr schlecht; es wird um Baku wenig Getreide gebaut, daher kommt das meiste Mehl aus Kuba oder auch mit Schiffen aus Astrachan an. Die Perser haben nur Eine Art Brode, Tschuräks genannt, dünne plattgedrückte, lange Fladen von Mehl, die aufsen Eindrücke mit dem Finger enthalten und mit Mohn- oder Samenkörnern von *Nigella arvensis* bestreut sind; sie haben fast gar keinen Geschmack und füllen nur den Magen durch ihre Schwere an, wodurch sie zugleich den Hunger stillen. Sie sind meist sehr stark gebacken, daher sehr trocken und brüchig. Wer einmal die schmutzige Bereitungsart und das Backen desselben in den runden Oefen angesehen hat, dem vergeht gewifs die Lust, diese Brode zu essen.

Ueberhaupt mangelt's in Baku sehr an Artikeln für einen einigermafsen erträglichen Mittagstisch. Wir fanden unter den Speisen eine Einförmigkeit, die uns anfangs sehr erschreckte, zu der wir uns nachher jedoch gewöhnen mufsten, denn nirgends in Persien oder im Kaukasus, Tiflis vielleicht ausgenommen, war es besser. Nirgends sieht man in Baku Grünwerk, oder Kohl, oder sonstiges Gemüse, nicht einmal Kartoffeln auf dem Markt: diese bringt man aus Astrachan und verkauft sie höchst selten und dann pfundweise zu hohen Preisen. Unter Fleischspeisen hat man nur die Wahl zwischen Hammelfleisch und Hühnern, seltener Rindfleisch, das die Perser weniger lieben; ohne Hammelfleisch und Reifs können sie dagegen keine Mahlzeit halten. Milch und Schmand ist

hier sehr schlecht, weil die Weiden für die Kühe fehlen; man füttert sie mit *Tournefortia arguzia*, *Zygophyllum Tabago*, mit *Salsolen* und *Artemisien*, ja selbst mit *Alhagi Camelorum*, einem überaus stachlichten Gewächse, womit man vorzüglich die Esel füttert. Bei einer so kargen Weide ist wohl an Butter nicht zu denken; man kennt sie hier fast gar nicht, und kauft sie nur gesalzen auf russischen Schiffen aus Astrachan.

Wegen der starken Hitze muſs man am Tage oft die Zimmer wechseln, und um vor den brennenden Sonnenstrahlen etwas geschützt zu seyn, solche beziehen, wohin sie nicht dringen können. Die Häuser der Perser sind aber meist ohne Fenster nach der Straſse, dabei immer aus Muschelkalk erbaut und so luftig, daſs der Wind überall durchzieht; daher klagen die Einwohner selten über Hitze, woran sie überdieſs gewöhnt sind. Des Nachts findet man nur einigermaſsen Ruhe in einem Erker, dem obersten Stocke der Häuser, in dem meist nach vier Seiten Zimmer angebracht sind, durch die man alsdann einen Zugwind des Nachts unterhält, um die Luft abzukühlen.

Selten fehlt auch ein Wind in Baku; er ist meist ein Nordwind und weht ziemlich stark; ohne ihn würde man hier umkommen müssen. Ihm verdankt auch die Stadt *) ihren Namen; sehr oft herrschen hier Stürme, wozu wohl die eigenthümliche Lage viel beitragen muſs; von einer Seite hat die Stadt das offene Meer, von der andern ein Gebirge vor sich; die Nord- und Südseiten dagegen sind frei und den Stürmen gleichwie die Ostseite preisgegeben. In Sommermonaten herrscht namentlich ein fürchterlicher Wind auf den Straſsen, so daſs man in groſser Entfernung nichts vor sich sehen kann, da der feine Straſsenstaub von ihm in die Höhe und so

*) Sie heiſst eigentlich Bad-kuh, d. i. Wind-Berg, stürmische Stadt.

in die Augen getrieben wird, dafs sie fast geblendet werden. Aufserhalb der Stadt, wo viel loser Sand liegt, findet man oft Staubwirbel, indem der Wind den Sand in die Höhe hebt, in der Luft eine Wolke daraus bildet und ihn nachher wieder als einen Sandregen fallen läfst. Dieser soll mitunter Wochen lang anhalten und jedes Ausgehen verhindern. Oft stellen sich aber im heifsen Sommer heftige Regengüsse ein; so sah ich den 16 August einen so heftigen Regen, dafs alle Strafsen, vorzüglich unser nicht gepflasterter Hof, von der Menge des angesammelten Wassers überflossen; dabei stürzte der Regengufs mit starken Schlossen gemischt herab; das Wasser sammelte sich auf den platten Dächern in Menge an, so *dafs es* späterhin mit Schaufeln herunter gegossen werden mufste, damit es nicht ins Zimmer laufe, was nicht selten geschieht, wenn der Regen stark ist und lange anhält. Man belegt zwar alle Dächer mit Kir, d. h. mit einer von Naphtha durchzogenen Lehmerde, die wasserdicht ist; allein oft macht sich der Regen doch Oeffnungen und dringt selbst durch diesen Naphthamörtel, wenn er nicht alle Jahr ausgebessert wird, ins Zimmer. Ohne ihn würde man im Winter und Herbste sich in Baku gar *nicht* vor dem Regen und Schnee zu schützen wissen; daher sind die andern tief in Persien gelegenen Städte, wohin man den Kir nicht verführt, sehr übel daran. Diefs gilt sogar von der jetzigen Residenz des Schachs, Teheran, die nur kleine, armselige Häuser und auch diese nicht einmal mit dem Naphthamörtel gedeckt haben soll, so dafs der geringste Regen sich auf den platten Dächern sammelt und so in die Zimmer dringt, in denen oft die reichsten Teppiche ausgebreitet liegen.

Baku ist sonst eine reinliche, schöngebaute Stadt, wenn man überhaupt diese mit der gröfsten Einförmigkeit errichteten, ganz unsymmetrischen Häuserhaufen schön nennen darf; doch in Vergleich mit Tarki und Derbend mufs Baku viel gewinnen; die gepflasterten Strafsen sind

meist eng, so dafs oft nicht zwei Fufsgänger neben einander gehen können, andere dagegen breiter, und in ihnen fahren schon die Arben mit ihren fürchterlich grofsen Rädern bequem durch. Offenbar bildet eine solche Arba, von einem kleinen Esel gezogen, mit ihren zwei ungeheuren Rädern, so dafs man von ihr fast nichts als diese sieht, das abenteuerlichste Fuhrwerk. Ein andres Fuhrwerk gibt's hier nicht und würde auch wegen der vielen engen Strafsen nicht bequem gebraucht werden können. Zu weitern Reisen bedienen sich die Perser der Esel, die, obgleich klein, doch tüchtige Lasten tragen.

Die Stadt hat etwa 800 Häuser, worin gegen 4000 Einwohner leben; unter ihnen einige merkwürdige Gebäude: so den schönen Schachischen Palast, der aber jetzt ganz verfallen ist; er ist von Abbas *) dem Grofsen erbaut worden und befindet sich in dem höchsten Theile der Stadt, ist sehr grofs und geräumig; er hat einen vieleckigen, hochemporragenden Thurm, der aber, wie alle Gemächer, zerstört ist. Der Saal, in dem der Divan seine Sitzungen hielt, ist rund und noch am besten erhalten; daraus kann man auf die frühere Schönheit der übrigen Zimmer schliefsen; jetzt liegt in ihnen tiefer Schmutz, der sogar den Zugang zu ihnen hindert. Merkwürdig ist die Bauart dieses Palastes; die Muschelkalksteine sind so fest und innig aneinandergefügt, dafs die Fugen kaum zu erkennen sind; die Thüren und Fenster sind sehr künstlich ausgehauen und mit durchbrochener Arbeit geziert. Die Medsched ist eben so auf kunstreiche Art verziert. Neben diesem Palast befindet sich der

*) Diesem persischen Schache verdankt Dagestan und Schirvan sehr viele vortreffliche Karavanserais, Brücken, Brunnen und Fontainen; das erste Karavanserai, als Gebäude für das Nachtlagen und sonstige Bequemlichkeit der Reisenden, wurde vom Khalifen Valid I erbaut, der zugleich auch das erste Hospital für Kranke errichtete.

Schachbrunnen, aus dem man das beste Wasser holt; er ist 45 Faden tief in den Fels gehauen; ziemlich steile Stufen führen in die Tiefe hinab zum Wasserbecken. Aufserdem fliefst durch die Stadt ein andres Wasser, das man von den nahen Gebirgen hieher geleitet hat, doch ist es bei Weitem nicht so gut. Sonst gibt's eine Menge Brunnen in der Stadt; doch ist das Wasser in ihnen sehr sandig und riecht stark nach Naphtha.

In Baku sind eine Menge Medscheds durch ihr Alter berühmt; sie sind meist von Türken erbaut, gleich denen in Derbend. Die eine Medsched hat einen ganz eigenthümlich gebauten Thurm des Minarets, *) aus dem gleich das Alter desselben hervorgeht; ja man findet sogar *einige* sehr alte Medscheds ohne Minarets; sie stammen ohne Zweifel aus einem hohen Alterthume ab, sind aber jetzt ganz verlassen und gleich der alten grofsen Med-

*) Der Minaret, meist ein runder, sehr hoher Thurm, dient, gleich den Glocken unserer Kirchen, zum Ausrufen, dafs die Betstunde gekommen sey; ein Mullah steigt alsdann auf ihn und ruft die Andächtigen herbei. Valid I, um 706 nach Christi Geburt Khalif der Araber, führte diesen Minaret zuerst ein, nicht bei dem Tempel zu Jerusalem, wohin er, um den Khalifen Abdalmelek nachzuahmen, das Wallfahrten seiner Unterthanen befahl und es nach Mekka untersagte, sondern bei einer ganz neuen Medsched, die er zu Damask errichten liefs, so prachtvoll, wie man sie früher nie gesehen hatte. Er vereinigte mit ihr eine christliche Kirche des Täufers Johannes, welche die Griechen während mehrern Jahrhunderten geschmückt und bereichert hatten; er bot anfangs den Griechen für sie 40,000 Goldstücke, um sie an einem andern Ort zu erbauen, aber da sie sie ihm nicht abtraten, so nahm er sie ihnen mit Gewalt. Der Bau der Medsched beschäftigte während 15 Jahren 12,000 Arbeiter; im Innern brannten 600 Lampen an goldenen Ketten und strahlten ein so lebhaftes Licht und einen solchen Glanz, dafs die Mahomedaner öfters weit mehr mit der Betrachtung dieses Meisterstückes als mit der Gottesverehrung beschäftigt waren.

sched, dem Schachischen Palaste gegenüber, zu russischen Arsenalen benutzt. Letztere enthält mehrere arabische Inschriften, deren Erklärung Hr. Akademiker von Frähn nicht zu geben Willens ist, weil mein Myrsa sie beim Copiren wider mein Wissen ins neu-Persische, und daher ohne Zweifel fehlerhaft copirt hatte. Eine andere Medsched endlich, die noch jetzt zum Gottesdienst gebraucht wird, aber sehr alt und geräumig ist, enthält nach Aufsen eine viermal in sich verschlungene kufische Inschrift, die Worte nämlich: „Mahomed ist der Gesandte Gottes." Inwendig liest man in der schönen, sehr geräumigen Kuppel mit kufischen Schriftzügen den Namen „Gott." Eine andere kleinere Kuppel dieser Medsched ist während des Bombardements unter Peter dem Grofsen von einer Bombe zerstört und noch nicht ausgebessert worden.

Eine andere Merkwürdigkeit der Stadt bildet der oben erwähnte Mädchenthurm, von dem Gmelin eine grundlose, gewöhnliche Volksfabel erzählt. Der Thurm ist ganz rund, aus Muschelkalkstein sehr fest gemauert, nach der Meeresseite hin mit einem Vorsprunge oder einer breiten vorspringenden Leiste versehen; von der Meeresseite geht eine steinerne Wendeltreppe in die Höhe, an der innern Wand des Thurms. Ehemals soll gar kein Eingang gewesen seyn, auch sieht man gleich, dafs der jetzige Eingang neugemacht ist; diese Erzählung gewinnt um so mehr Wahrscheinlichkeit, da ich auch bei Derbend, nordwärts von der Festung, auf dem Gebirge zwei ziemlich ähnliche, nur bei Weitem nicht so hohe Thürme sah, die auch ohne Eingang, aber wohl mit einigen Luken nach Oben versehen sind. Nicht leicht wird man hier irgendwo einen höhern und dickern Thurm als den Baku'schen sehen; ähnliche Thürme, nur kleiner, sind zwar nicht selten in Georgien; aber sie erreichen nie diese Gröfse, wenn wir den bei Elisabethopol etwa ausnehmen, der noch höher aus gebrannten Ziegelsteinen sehr kunstvoll errichtet ist. Auf dem Ba-

ku'schen Thurm, der nach Unten zu bis über die Hälfte vom Zahn der Zeit wie zerfressen, nach Oben aber ganz glatt ist, befindet sich auch eine kufische Inschrift; doch ist sie verstümmelt und sagt nichts aus; mein gelehrter Myrsa wollte meinen, es stünde drauf: „aus den Zeiten Davids,“ *) als ob dieser Thurm aus jenen entlegenen Zeiten stamme. Bei genauer Betrachtung des Steines, auf dem die kufische Inschrift war, meinte er jedoch, dafs der Stein auch später, bei einer Verbesserung des Thurms, eingesetzt seyn könnte, vorzüglich da es ihm vorkam (denn der Stein war sehr hoch angebracht), als ob der Sinn nicht ganz ausgeschrieben sey, sondern nur die Anfangsbuchstaben eines Wortes drauf ständen. Wie sehr man sich aber auf dergleichen Erklärungen eines persischen Myrsa verlassen könne, haben wir schon früher gesehen. Uns scheint, dafs die kufische Inschrift zwar nichts Näheres über das Alter des Thurms aussage, dafs diese aber immerhin als wahre kufische, nicht als später dort eingesetzte, demselben ein hohes Alter ertheilen müsse. Es wäre aber immer der Mühe werth, dafs ein Sachkundiger, mit einem gehörigen Fernrohre versehen, die Inschrift genauer zu copiren unternähme, als es mein Myrsa zu thun im Stande war.

Uebrigens scheint die Form des Thurms die eines Minarets zu seyn; nur wäre es nicht gut denkbar, dafs von so einer bedeutenden Höhe die Stimme des Ausrufers vernommen worden sey; sein Zweck wäre dadurch ganz vereitelt worden. Der Thurm bleibt daher, als Zeuge eines hohen Alterthums, immer sehr denkwürdig. Jetzt dient er dazu, um bei Annäherung eines Kriegsschiffes, sobald diefs seine Begrüfsungssalve abgefeuert

---

*) Diefs könnte aber irgend ein David seyn, nicht grade der Vater Salomons, der bei den Persern so viel gilt; der Name David ist bei ihnen ziemlich allgemein.

hat, die Fahne der Festung aufzustecken und so die Begrüfsung zu erwiedern, wobei aus den Festungskanonen geschossen wird.

In Baku befindet sich eben so wie in Derbend ein Commandant, der im Divan präsidirt; die Beisitzer sind theils Perser, theils Armenier; der Myrsa ein Perser, da die Papiere alle in der hiesigen persischen (vielmehr türkisch-tatarischen) Sprache geschrieben werden. Der Commandant steht auch hier unter dem Befehlshaber der Provinz Dagestan, einem Generalmajor in Kuba. Baku hatte vor etwa einem Jahre seinen Commandanten verloren, und seine Stelle vertrat jetzt der Platzmajor; die Stadt war mit ihm nichts weniger als zufrieden und erwartete sehnsuchtsvoll den neuen Commandanten. Aufserdem war ein Ingenieurobrist und ein Artillerie ajor bei den Festungswerken angestellt, und die hiesige Garnison stand unter den Befehlen eines Majors. Unter den Officieren waren viele Grusier und Armenier von ziemlich mittelmäfsiger Bildung.

Die Zollbehörde in Baku ist die gröfste am ganzen caspischen Meere; ihr Director war ein geborner Grieche, dem Range nach Obristlieutenant in russischen Diensten. Endlich lebte damals in Baku der russische Generalconsul von Persien, dessen Bestimmungsort Enselli seyn sollte; er war auch dorthin vor etwa $1^1/_2$ Jahren abgereist, das Transportschiff hatte den Befehl, ihn nur dort auszusetzen, und da die Rhede eine der gefährlichsten ist, sogleich nach Astrachan zurückzukehren. Man wollte den Consul nicht ans Land lassen; er benutzte daher die Nacht, um sich in der Dunkelheit ans Ufer bringen zu lassen, und so unbemerkt wenigstens festen Fufs in Enselli fassen zu können. Das Transportschiff segelte darauf gleich zurück. Die Perser, sehr aufgebracht über die unzeitige List des Consuls, zeigten es sofort dem Schach an; dieser liefs ihn zu sich nach Teheran einladen. Ungern folgte der Consul die-

dieser Einladung. Der Schach bat ihn, in Teheran zu leben; der Consul antwortete, er sey für den Hafen Enselli bestimmt, um da die Rechte der russischen Kaufleute wahrzunehmen, könne also nicht gegen den kaiserlichen Befehl seinen Aufenthalt in Teheran nehmen, wo er durchaus keine Geschäfte habe. So hielt ihn der Schach acht Monate hin, bis er endlich nach Baku zurückkehren mufste, da ihm der Schach gar nicht zugeben wollte, in Enselli zu wohnen. Schon seit mehrern Jahren erlaubt man den russischen Kriegsschiffen keine Landung in diesem Hafen, obgleich sich übrigens keine andern Feindseligkeiten von persischer Seite bemerkbar machen. Die Perser sind nur sehr argwöhnisch und fürchten, die Russen möchten zu oft kommen und ihnen endlich den Hafen ganz nehmen. Russischen Kaufmannsschiffen steht aber das Einlaufen in die Bucht von Enselli zu jeder Zeit offen; denn von ihnen haben sie nichts zu fürchten, da sie ohne Waffen kommen; überdiefs führen sie ihnen auch russische Waaren aus Astrachan zu.

Baku ist als gesunder Ort sehr bekannt; an der See gelegen findet es unaufhörlichen Luftwechsel und erfrischende Kühlung, sobald nur ein Seewind weht. Nur sehr selten hat in der Stadt eine pestartige Krankheit*) geherrscht, und selbst die eigentliche Cholera war wohl nie in Baku, wenn man sie auch hier und in Derbend, so wie in andern Seestädten angenommen hat. Sachkundige Aerzte, die während dieser Epidemie thätig waren, versicherten mich, dafs es eher eine bösartige Bräune gallichter Natur gewesen sey, die hier, vor-

*) Vor etwa 12 Jahren, also 1813, soll in Baku, wie die Einwohner erzählen, die Pest gewesen seyn, so dafs an 800 Menschen starben; die übrigen Einwohner flohen alle auf die nahgelegenen Dörfer; aufser 12 Familien blieb kein Mensch in der Stadt,

züglich aber in Derbend, sehr oft heftige Verwüstungen anrichtet. Im Frühjahr leiden die Einwohner viel an der Ruhr, weil sie nur unreifes Obst, und meist im Uebermaſse, genieſsen.

Nächstdem findet in Baku eine eigenthümliche Hautkrankheit statt, die zwar sehr beschwerlich, aber nie tödtlich ist; alle Neuankommenden sind ihr unterworfen. Die Kranken bekommen über den ganzen Körper einen sehr schmerzhaften, brennenden Ausschlag mit kleinen Beulen, meist an Händen und im Gesicht, an Theilen also, welche vorzüglich der Luft ausgesetzt sind; schon oben gedachte ich eines ähnlichen Hautausschlages, der uns bei der Ueberfahrt nach Tük-karagan überfiel. Nicht unwahrscheinlich ist's, daſs beide aus Einer Quelle, aus zu groſser Hitze, herzuleiten sind. Wir bemerken auch beim Baku'schen Hautausschlage, daſs er sich vornehmlich in den heiſsen Sommermonaten zeigt und Neuankommende, also Solche befällt, die noch nicht an die Hitze oder die Eigenthümlichkeit der Lufttemperatur gewöhnt sind. Nur ist der Ausschlag in Baku weit heftiger. Es erscheinen erst kleine rothe Flecke, mit Bläschen, die dann abtrocknen, während an andern Stellen frische ausbrechen. Beim Kratzen werden sie gröſser und erreichen fast das Aussehen der Pocken. Mitunter entstehen bei zu starker Vernachlässigung bösartige Geschwüre aus ihnen, die oft schwer zu heilen sind. Dann mögen wohl andere Ursachen im Körper seyn, welche die Bösartigkeit der Geschwüre erzeugen, oder sie wenigstens unterhalten. Da man durchaus keinen Grund für diese eigenthümliche Krankheit auffinden konnte, so schrieb man sie den Mückenstichen *) zu. In Baku, so wie in Derbend, findet man nämlich eine sonderbare Art von kleinen sehr heftig stechenden Mücken oder Mosquitos, die an ihrem kleinen ganz schwarzen Körper

*) Lerche, l. c. p. 16.

schneeweifse Flügel haben, und dabei Ankommende so sehr überfallen, dafs sie ihnen, vorzüglich des Nachts, keine Ruhe geben. Des Abends schweben sie zu Hunderten um das Licht im Zimmer herum, und fallen, wenn sie sich ihm zu sehr nähern, haufenweise todt nieder. Ich will nicht läugnen, dafs sie heftig stechen, dafs auch die Haut durch ihren Stich anschwillt; aber dafs sie Ursache jener Hautkrankheit sind, scheint mir sehr zweifelhaft. Diese besteht vielmehr für sich, und gründet sich auf zu starke Hitze der Luft, wodurch natürlich Ankommende weit eher und weit mehr leiden werden als Eingeborne, die allmählich an sie gewöhnt, alle Grade der Lufttemperatur bei gehöriger Vorsicht zu ertragen im Stande sind. Es wäre aber sonderbar, wenn die Mücken über einen Fremden eher als über einen Eingebornen herfallen sollten; denn das müfste man annehmen, weil jene vorzugsweise oder fast nur allein von der Hautkrankheit befallen werden.

Die natürlichen Menschenblattern findet man selten in Baku, so wie in ganz Dagestan; die hiesigen Perser sind zwar daran gewiesen, ihre Kinder zu den Regimentsärzten zu bringen, um sie einimpfen zu lassen; allein nur gezwungen thun diefs einige, und die andern entgehen ohne Impfung dieser fürchterlichen Pest, die ihnen bis jetzt noch unbekannt zu seyn scheint. Ueberhaupt wollen sich die Perser noch sehr schwer an russische Aerzte gewöhnen. Sie bedienen sich lieber ihrer mahomedanischen, höchst unwissenden Aerzte, die durchaus nichts von der Krankheit und der Wirkung der Arzneien wissen, sondern ganz empirisch die Mittel anwenden, wie sie sie früher anwenden sahen oder vielleicht mit einigem gutem Erfolge selbst anwandten. Sie besitzen zwar mitunter die Werke einiger arabischen Aerzte, ins Persische übersetzt; aber da sie sonst keine weitern gründlichen Kenntnisse haben, so kann ihre ganze Praxis nur auf einer sehr groben Empirie beruhen. Dessenungeachtet werden sie stark

gebraucht, und selten stirbt ein Kranker ohne ihre Hülfe.

Sie kommen nicht eher zum Kranken, oder verordnen ihm nicht eher Arzneien, die sie meist in seiner Gegenwart selbst bereiten, bevor sie sich nicht gegenseitig über den Preis der Cur verständigt haben. Der Arzt mufs immer seiner sechs bis zehn oder mehr Ducaten im Voraus sicher seyn, ehe er seine geistige und körperliche Mühe dem Kranken spendet. Ihr Hauptmittel, womit sie die Cur anfangen und enden, bleibt Opium; dabei geben sie es in ziemlich bedeutenden Gaben, da die Perser an sich ans Opiumessen stark gewöhnt sind. Die Arzneimittel werden roh aus den Läden der Basars gekauft und meist aus Persien gebracht; sie sind gewöhnlich von sehr guter Eigenschaft und dabei sehr wohlfeil: so die verschiednen Gummiarten, Opium, Kampher u. a.

Seit der letzten Epidemie, die meist als Cholera gilt, ist in Baku ein russischer Stadtarzt auf Kosten der Krone angestellt worden; er hat aber sehr wenig Kranke in Baku, vorzüglich unter den Persern (einige russische und armenische Familien etwa ausgenommen), vielleicht weil ihm noch das gehörige Vertrauen seiner etwanigen Kranken mangelt, da sein Leben nicht ganz tadellos ist. Diejenigen Perser, die einmal in ihrem Leben die im Koran vorgeschriebene Wallfahrt nach Mekka gemacht haben und alsdann den Namen Hadshi (d. h. der Heiligen) führen, nehmen überdiefs unter keiner Bedingung irgend etwas von einem russischen Arzte, selbst nicht, wenn sie den Tod vor ihren Augen sehen; daher fällt es einem europäischen Arzte so schwer, unter den Persern Vertrauen zu gewinnen.

Im Ganzen gibt es weit seltener Kranke unter den Persern und Armeniern als unter dem russischen Militär, das hier etwa aus 400 Mann Garnison besteht; die neu ankommenden Soldaten leiden namentlich viel von

Klima, und selten sind im Laufe des Jahres weniger als 50 Tode von jener Anzahl Soldaten. Gallen- und Nervenfieber raffen die meisten hin, und der feuchte, nasse Winter ist für die Gesundheit viel nachtheiliger als ein heifser Sommer. Im Winter sieht man auch unter den Eingebornen weit mehr Kranke und Todte; es sollen mithin 3—4 Kranke an Einem Tage sterben, meist aber mehrere in der Woche, so dafs man fast täglich alsdann Beerdigungen auf dem persischen Gottesacker sehen kann.

Im Winter, wo übrigens die Kälte selten über 7 bis 8° R. steigt, herrscht in Baku eine so feuchte, ungesunde Luftconstitution, dafs selbst der Stärkste davon angegriffen wird; die Zimmer, von nassen Kalkwänden und einem feuchten, kalten, steinernen Fufsboden eingeschlossen, haben eine Decke, durch die der geschmolzene Schnee oft durchtröpfelt und eine empfindliche Feuchtigkeit erzeugt; der Mangel an Holz, das nur die russischen Bewohner zu kaufen pflegen, weil es an sich ein sehr theurer Artikel ist, macht, dafs die Zimmer nicht geheizt werden, die überdiefs auch nie Oefen haben, sondern nur in der Mitte einen Mangal enthalten, der ihnen eine augenblickliche Wärme gibt. Es ist diefs ein langer, niedriger Tisch, auf vier Füfsen, unter den man ein Kohlbecken setzt, um den Raum unter ihm zu erwärmen. Nun lagern sich die Hausbewohner um ihn, stecken ihre Füfse und Hände unter den Tisch und decken diesen mit Teppichen oder anderen Decken zu; dadurch verschaffen sie sich eine Wärme im Zimmer, die aber auch eben so viele Nachtheile als Vortheile mit sich bringt. Die Füfse der Perser, die selbst in der nässesten und kältesten Jahreszeit nie andere Fufsbekleidungen als Schuhe tragen, werden dadurch plötzlich erwärmt; oft waren sie vom Froste ergriffen und kommen nun mit einem Male in eine zu heifse Temperatur. Zu wie vielen Krankheiten mufs dadurch nicht Gelegenheit gegeben werden?

Aber auch der beständige Kohlendampf im Zimmer mag gewiſs nicht wenige Uebel nach sich ziehen.

Man will die Erfahrung im Kaukasus gemacht haben, daſs Ankömmlinge wegen des schädlichen Klima's meist das erste Jahr krank werden, und überstehen sie diese Krankheit, so bleiben sie das zweite Jahr gesund. Dann ist ihnen aber wieder das dritte Jahr schädlich; überstehen sie auch dieſs, so sind sie für eine Reihe von Jahren vor Krankheit gesichert. Wie viel daran wahr ist, wage ich nicht zu entscheiden; ich möchte aber nur so viel als ausgemacht ansehen, daſs das erste Jahr allerdings für den Ankömmling das schwerste seyn müsse, weil er sich da weder an die Luftconstitution, noch an die Lebensart und Lebensmittel gewöhnt hat: mithin weit eher dem Erkranken unterworfen ist als im zweiten Jahre, wo er schon diese Hindernisse überstanden hat. Wird er dann krank, so mag die Ursache wohl in einem zu ausschweifenden Leben beruhen, dem sich leider oft die Besseren, selbst unter den Aerzten, ergeben, weſshalb ihrer alljährlich so viele ein Opfer werden.

Eine andere Erfahrung, die mir erfahrene Aerzte jener Gegenden mittheilten, ist die, daſs die Krankheiten der dortigen Bewohner durchaus nicht stärkende Mittel vertragen, und daſs metallische Mittel, vorzüglich Quecksilber, zu den unentbehrlichsten Arzneimitteln gehören. Es läſst sich dieſs auch sehr einfach erklären, weil die meisten Krankheiten entzündlicher, meist gallichter Natur sind, in denen also bittere Mittel viele Nachtheile bewirken, schwächende, antiphlogistische dagegen vielen Nutzen stiften müssen. Daher hüten sich mit Recht die rationellen Aerzte so sehr vor den bittern Mitteln im Anfange jeder Krankheit und überlassen sie lieber sich selbst, als daſs sie durch jenen gewaltsamen Eingriff die Natur stören sollten. Bittere Mittel dürfen nur dann gereicht werden, wenn die Krankheit gänzlich gehoben und nur reine Schwäche zurückgeblieben ist. Daher

war bei ihnen in der sogenannten Cholera auch Queck-silber ein Hauptmittel.

Kalte Fieber, vorzüglich tägliche, sind hier sehr häufig; doch gleichen sie mehr einem entzündlichen, anhaltenden Fieber (Febris continua inflammatoria) und können aus diesem Grunde ohne antiphlogistische Mittel nicht gehoben werden; daher leistet China mit Salzen, besonders mit Salmiak vermischt, die beste Wirkung in ihnen.

Die Apotheke der hiesigen Garnison, bei der ein Militär-Oberarzt angestellt ist, ist mit allen Mitteln versehen, welche die Pharmacopoea castrensis rossica vorschreibt; daher kommen die beiden Aerzte der Stadt an Mitteln nicht zu kurz. Sie werden aus Tiflis hierher gesandt, und dorthin kommen sie aus Petersburg an. Es ist diess immer in so ferne auffallend, als die wichtigsten Mittel an Ort und Stelle, vorzüglich in Tiflis und Baku, gekauft werden könnten, mithin der ganze grosse Transport von St. Petersburg bis in den Kaukasus erspart und auch die Kosten für die einzelnen hier einheimischen Mittel um Vieles verringert werden könnten. Es wäre sehr zu wünschen, dass die Medicinalbehörde in Tiflis den Einkauf der dort käuflichen Arzneimittel zu übernehmen suchte, wodurch sie dieselben weit wohlfeiler und frischer zu liefern im Stande wäre.

In den ersten beiden Wochen des Monats August feierten die hiesigen Perser ihre Hüsseinsfeier, die man bei unserer Abreise aus Derbend dort so eben begehen wollte; sie bildet ihr grösstes Religionsfest, wodurch die Spaltung zwischen ihnen (den Schias Alitischer Secte) und den Türken (den Sünnis Omerischer Secte) hauptsächlich unterhalten und jährlich neu angefacht wird. Zur gehörigen Verständigung dieser Feier will ich für die Leser, die der ersten Entstehung dieser Religionsspaltung weniger kundig sind, folgende geschichtliche Momente vorausschicken:

Mahomed, der Prophet der Morgenländer, hatte von seinen angeblich vierundzwanzig Frauen (wiewohl der Koran selbst nur vier gesetzliche zuläſst) keinen männlichen Erben für seinen Thron hinterlassen; es schien aber, als ob Ali, sein Schwiegersohn und leiblicher Vetter, den er auch im Testament als seinen würdigsten Nachfolger bezeichnet hatte, folgen würde. Aber Abubeker, Schwiegervater Mahomeds, einer der Ersten, die ihm in seiner angeblich göttlichen Sendung und Prophezeyung Glauben geschenkt hatten, wuſste das Volk auf seine Seite zu bringen. Er war einer der angesehensten Araber, und seinem Eifer verdankte der Prophet den vorzüglichsten Erfolg seiner Vorhersagungen. Ueberdieſs unterstützten Omer und Osman, die Mächtigsten des Volkes, ihn mit ihrem ganzen Vertrauen, und wollten lieber auf dieser Stelle, nach der sie selbst strebten, einen Greis von sechzig Jahren als einen jungen Mann, wie Ali, sehen, der sie auf immer von der Herrschaft ausschlieſsen würde. Und gerade wegen dieses Vorzuges Abubekers vor Ali entstand der unversöhnlichste Haſs und die so häufigen Kriege der Perser mit den Türken.

Erstere behaupten nämlich, daſs Ali der gesetzmäſsige Nachfolger Mahomeds sey, und daſs die drei ersten Khalîfen, Abubeker, Omer und Osman, nur Usurpatoren wären, so wie auch die Ommiaden, die nach ihnen regierten. Ihnen stellen die Perser die Fatimiten entgegen, die Kinder Ali's, von seiner ersten Frau Fatime, Mahomeds Tochter, entsprossen.

Nach dem Tode der drei Khalifen wandten sich aufs Neue Aller Augen auf Ali. Sein groſser Muth, eine vollkommene Kenntniſs des Korans, ein Alter ohne Schwächen und Fehler, die nahe Verwandtschaft mit Mahomed machten ihn allen Persern verehrungswürdig. Seine Freunde machten nunmehr bekannt, daſs er unmittelbar auf den Stifter ihrer Religion folgen müsse. Doch hatte jetzt das Alter den Ehrgeiz gemäſsiget; er fürchtete sich

vor der Oberherrschaft und nahm sie ungern an. Aber Aïscha, Mahomeds Wittwe, durch deren List der letzte Khalif Osman ermordet war, liebte gar nicht Ali, der einst Mahomed eine heimliche Intrigue von ihr verrathen hatte, und erschrack über seine Erhebung. Sie wiegelte Mekka gegen ihn auf und sprach die Bürger von dem Gehorsam zu ihm frei, ja sie gab sogar Ali Schuld an der Ermordung Osmans.

Sie liefs diese Nachricht selbst in Damaskus bekannt machen, wo Moavie, der Gouverneur Syriens und Haupt des Hauses der Ommiaden, offen die Partei der Rebellen ergriff, in der Hoffnung, selbst den Thron zu besteigen, wenn er den gesetzlichen Besitzer davon entfernen könne.

Aïscha liefert darauf dem Ali eine fürchterliche Schlacht; ihre zahlreiche Armee wird aber in Stücke gehauen, sie selbst gefangen genommen; dadurch wird der Khalif Herr von Irak, Aegypten, Arabien, Persien, Choorasan. Doch hat er noch seinen furchtbaren Gegner Moavie zu bekriegen. Dieser sah in Ali noch immer den Mörder Osmans, seines Vetters; beide stammten sie vom Onkel Mahomeds, Ommiah.

Um ihn also zu rächen, liefs sich Moavie zum Khalifen ernennen und liefert dem Ali in 120 Tagen 90 Treffen, worin Moavie 46,000 Mann, Ali 2500 verlor. Ali behält seine Anhänger; Moavie wird nur durch List zum Khalifen ausgerufen. Sie stehen einander immer feindlich gegenüber, und das Volk leidet viel durch ihren Zwiespalt. Endlich werden durch's Unglück des Reichs zwei Mörder aufgeregt, die durch die Ermordung Beider Religion und Vaterland zu rächen wähnen.

So kam Ali durch Meuchelmord um, im 73sten Jahre seines Lebens, am 17 Ramasan 660 n. Chr. Geb., während Moavie seinem Mörder entging. Er besafs mehr Geist und Kenntnisse als irgend einer seiner Vorgänger, und die Araber sehen ihn als einen der gröfsten Menschen auf

der Erde an. Mahomed hatte ihn mit väterlicher Zärtlichkeit erzogen und sagte von ihm: Ali ist für mich, und ich bin für Ali; Ali ist neben mir in demselben Range, als Aaron neben Moses. Ich bin die Stadt, in der jede Wissenschaft eingeschlossen ist, und Ali ist das Thor. Einige verehren Ali göttlich, und glauben, er werde am Ende der Welt kommen, um sie zu richten.

Sein ältester Sohn, Hassan, ward zu seinem Nachfolger gewählt; doch hatte er nur die Gerechtigkeit und Menschlichkeit seines Vaters, nicht aber seinen Muth geerbt. Er besafs einen sehr grofsen Widerwillen vor dem Regieren, und Moavie brauchte nicht viel List anzuwenden, um ihn zur freiwilligen Abdankung zu bewegen. Und so ging denn der Thron über auf Moavie, den ersten Khalifen aus der Familie der Ommiaden; doch blieb, obgleich Moavie in Damaskus herrschte, der Stab und der Thron Mahomeds in Medina.

Nach acht Jahren starb Hassan. Moavie liefs noch bei seinem Leben, um die Krone für seine Familie erblich zu machen, seinen Sohn Jessid zum Khalifen ausrufen. Kaum aber war Jessid Khalif, so wollte er alle diejenigen, die sich geweigert hatten, ihn als Erbe und Nachfolger seines Vaters zu erkennen, zum Gehorsam zurückführen. Er fürchtete vorzüglich Hüssein, Ali's zweiten Sohn, der keineswegs für den Thron dieselbe Abneigung, wie sein Bruder, hatte. Hüssein sah die beiden mächtigen Städte Mekka und Medina in seinem Bündnisse. Eine Menge Mahomedaner und die meisten Coraisciten (m. s. S. 274 Note) brannten, für den rechten Erben und Nachfolger Mahomeds zu kämpfen; selbst die Bewohner Kufa's (Bagdad's) boten ihm ihren Beistand an, da sie Moavie immer als Tyrann und Usurpator behandelt hatten.

Jessid sandte jedoch den grausamen Obeïdallah*)

*) Er war der Sohn Ziad's, eines unehlich Erzeugten des Abu-Sofian, des Vaters des Moavie.

nach Kufa, um die Gemüther zu beruhigen und sie zum alten Gehorsam zurückzubringen. Die Kufier erwarteten mit jedem Augenblick die Ankunft Hüsseins; und als Obeïdallah mit einem schwarzen Turban gleich Hüssein auf dem Haupte sich des Abends der Stadt näherte, so meinten sie, es sey Hüssein; sie eilten ihm voll Freude entgegen; aber bald ihres Wahnes benommen, fafsten sie daraus die traurigste Vorbedeutung für Hüsseins Loos. Durch List brachte Obeïdallah bald den ganzen Anhang Hüsseins auf Seite Moavie's. Jetzt nahte sich Hüssein an der Spitze von 120 Mann und seiner ganzen Familie, den einzigen und letzten Resten aus Mahomeds Stamme, der Stadt Kufa. Obeïdallah sandte ihm anfangs 1000 Reiter unter Harro's Anführung, und nachher noch 4000 Mann unter Omers Commando entgegen. Sie schlossen Hüssein von allen Seiten in der Ebene von Kerbela ein.

Harro selbst ging aber bald mit dreifsig Reitern zu ihm über, um mit ihm für seine Rechte zu sterben. Omer gab das Zeichen zum Gefechte. Hüsseins Krieger thaten, gleich wie er, Wunder der Tapferkeit. Das Metzeln war auf beiden Seiten fürchterlich. Alle Hüssein'schen Krieger wurden in Stücke gehauen; nur er selbst blieb übrig; keiner der feindlichen Reiter wagte ihn anzurühren. Doch versetzte ihm ein kühner Syrier einen Säbelhieb auf den Kopf. Endlich stürzte er sich wie ein wüthender Löwe auf die Feinde, die rechts und links flohen, bis er plötzlich von einer Schaar Reiter übermannt und getödtet ward.

So endete Hüssein, fünf und fünfzig Jahre alt, 680 n. Chr. Geb., ein Fürst, der seiner Geburt und seiner grofsen Plane würdig war, und den man unter die Zahl der Helden und grofsen Könige gerechnet hätte, wenn er nicht so unglücklich gewesen wäre. Ihm zu Ehren und zu seinem Andenken feiern die Perser und die schiaschen Tataren des westlichen Ufers des caspischen Meeres in den ersten zehn Tagen des Monats Muharrem, in

dem er umkam, eine grofse Feier, die wir so eben in Baku anzusehen Gelegenheit hatten.

Den ganzen Tag bejammern sie nämlich durch unaufhörliches Wehklagen im Beten ihren Verlust, kommen aber, vorzüglich Abends, in ihren Mescheds zusammen, heulen und schreien fürchterlich; dabei schlagen sie ihre entblöfste Brust mit beiden Händen oft bis aufs Blut. Ein solches wehklagendes Geschrei hört man oft die ganze Nacht hindurch. Während der Feier gehen Knaben mit halbentblöfstem Körper des Abends durch die Strafsen, Fackeln und Fahnen in den Händen haltend, schreien dabei unaufhörlich Jakschei, Wakschei (das ist Wah Hüssein, Schah Hüssein, Ach Hüssein, o Herrscher Hüssein) und schlagen sich die entblöfste Brust mit fürchterlichen Hieben bis zu Blut. Die Ersten unter ihnen, gleichsam ihre tapferen Anführer, tanzen und springen ihnen voran, während sie ihre blutige Brust mit stärkern Hieben noch mehr zerschlagen. Späterhin, gegen Ende der Feier, gehen selbst Erwachsene in einem ähnlichen Fackelzuge mit einer Fahne durch die Gassen, und unter frohlockendem Geschrei schlagen sie, eben so tanzend wie jene Knaben, ihre entblöfste Brust mit fürchterlichen Hieben beider geballten Hände, so dafs man oft nicht im Stande ist, diesen gräfslichen Anblick anzusehen.

Am letzten Tage der Hüsseinsfeier ist die Medsched sehr geschmückt und erhellt; die ganze Nacht wird unaufhörlich gebetet, und gegen vierzig dazu besonders bezahlte Perser schlagen sich nach dem Tacte die blutende Brust. Mütter ritzen ihren Kindern die Stirne auf, so dafs ihnen das Blut über das Gesicht hinabläuft. Die Weiber versammeln sich oben auf einer Galerie in der Medsched und vermehren das Geschrei der gläubigen Männer. Gegen neun Uhr Morgens ziehen sie Alle vors Thor auf einen freien Platz, wo eine Bühne erbaut ist. Ihr Oberpriester hält von ihr herab eine feierliche Rede, um die andächtigen Zuhörer an den schmachvollen Tod

Hüsseins zu erinnern. Darauf wird sein Tod von dazu gedungenen Persern bildlich dargestellt; einer stellt den Hüssein, einige andere die Kinder desselben, ein dritter endlich den Jessid vor. Doch dieser weifs es selbst nicht, wen er vorstellt, weil er es um keinen Preis zu thun im Stande wäre. Alle sind zu Pferde. Jetzt fängt das Gefolge des Hüssein ein fürchterliches Wehklagen an, und bald darauf sucht man dem Jessid einen Hieb mit dem Säbel zu versetzen, so dafs er vom Pferde sinkt. Meist sind aber diese Hiebe nicht zu stark, so dafs der unschuldige Jessid im Grunde nicht viel dabei leidet. Mit dem Sturze, also mit dem scheinbaren Tode Jessids, hat die Feierlichkeit ihr Ende erreicht.*)

Sieben Werst südwärts von Baku liegt dicht am Ufer des Meeres das Scheikhsdorf,**) wohin aus den nahgelegenen Provinzen des Landes die Schias zahlreiche Wallfahrten***) anstellen. Diefs ist den Mahomedanern im

---

*) S. darüber Gmelin, l. c. III. 315.

**) Scheikh heifst wörtlich ein Greis im Arabischen, wie Senator von senex ursprünglich einen Greis bezeichnete, späterhin die hohe Würde der Senatoren; es ist aber ein Titel, den man Personen, welche die Direction in geistlichen Angelegenheiten haben, den obersten Behörden u. a. gibt. *Langlès*, in *Chardin*, voyage en Perse etc.

***) Das Wallfahrten wurde selbst von einem Khalifen unternommen; 795 n. Ch. Geb. unternahm Harun Al Raschid, ein sehr andächtiger und gerechter Khalif, eine Wallfahrt nach Mekka zu Fufs, obgleich ihn seine Unterthanen davon abzubringen suchten, weil nie ein Fürst einer ähnlichen Wallfahrt sich unterzogen hatte. Es blieb auch immer das einzige Beispiel. Er fand aber auf seiner ganzen Reise alle Wege mit Teppichen und verschiedenen Seidenstoffen bedeckt. Lange vor ihm hatte aber der syrische Khalif Abdalmelek, aus dem Hause der Ommiaden, 685 n. Chr. Geb., die Wallfahrt nach Mekka untersagt, weil er nicht wollte, dafs die Staaten seines Nebenbuhlers, des Abdallah, aus dem Hause der Fatimiten, Khalifen in Arabien, durch die grofsen Summen Geldes, die seine Unterthanen jährlich aus Syrien

Koran anbefohlen, vorzüglich denen, die begütert sind. Sie wallfahrten hauptsächlich nach Kerbela, der Ebene bei Bagdad, auf der ihr unglücklicher Hüssein fiel, nach Mekka, wo Ismail, *) Abrahams Sohn, den sie sehr ver-

---

dorthin brachten, bereichert würden. In diesen Zeiten des Enthusiasmus und der Hitze wich schon die Religion den Gründen des Interesses. Doch dauerten die von Abdalmelek nach Jerusalem anbefohlenen Wallfahrten nicht lange, da wiederum Mekka das Hauptziel derselben wurde.

*) Die Araber sind ein altes Volk, gleich den Juden, und waren schon sehr zahlreich, als Ismail, unehlicher Sohn Abrahams von seiner Sclavin Agar, mit ihr aus dem väterlichen Hause vertrieben, in ihr Land floh, um bei ihnen Schutz zu suchen. Er erbaute hier aus Dankbarkeit einen Tempel dem wahren Gotte und nannte ihn die Kaaba (wegen seiner Form, d. i. viereckiges Haus), die bald in ganz Arabien berühmt wurde. Ismail nahm mehrere Töchter des Landes zu Weibern und bekam zwölf Söhne, die Stämme einer sehr grofsen Nachkommenschaft; sie theilten sich in mehrere Familien, die sich mit den alten Bewohnern des Landes vermischten. Der Stamm der Coraisciten, der von dem ältesten Sohne Ismails Cedar abstammte, war in Besitz der Kaaba und baute um diesen Tempel eine Stadt, Mekka genannt, die in Kurzem sehr grofs wurde durch den Zuflufs der Fremden, welche die Andacht hieher rief. Aber die Araber vergafsen bald aufs Neue ihren wahren Gott der Kaaba, und bevölkerten diese mit ihren alten Götzenbildern. Mahomed, in Mekka geboren, durch einen nestorischen Mönch Sergius, der, aus Konstantinopel vertrieben, sich in Bostra aufhielt, wohin Mahomed oft auf seinen kaufmännischen Reisen kam, im christlichen Glauben unterrichtet, fafste den Entschlufs die Coraisciten für sich zu gewinnen und sie mit seinem neuen Glauben bekannt zu machen. So ward Mekka der Hauptort seiner grofsen Neuerungen in der Religion. Die Götzen der Coraisciten wurden zerstört und ihnen eine neue Religion gegeben, die, obgleich auf der Basis der christlichen ruhend, doch nach dem Charakter der Araber modificirt wurde. Mahomed nahm dabei auf das Klima des Landes, die Sitten und Gebräuche der Araber, die von ihrem Temperamente abhingen, besondere Rücksicht.

ehren, den gröſsten Tempel Gottes erbaute, und nach Messched in Chorasan, wo einer ihrer sehr verehrten Imame, Rhisa,*) begraben liegt. Die hiesigen Perser rechnen aber auch das Scheikhsdorf unter die Wallfahrtsörter, da nach ihrer Erzählung Rhisa's Tochter, Bibi, aus Ghilan und Masenderan, wo man sie erschlagen wollte, hieher floh.

Ehemals war hier ein groſses Dorf, dessen Spuren in den vielen zerstörten Häusern noch sichtbar sind, allein vor etwa 100 Jahren soll hier die Pest gewüthet und alle Einwohner weggerafft haben. Das ganze Dorf starb aus, bis auf den Scheikh oder Oberpriester, der in seiner Medsched wohnen blieb und die hieher wallfahrtenden Pilgrime aufnahm; auch lebt jetzt noch ein Mullah mit seiner Familie hier, den einzigen Bewohnern des Dorfes, die nur von den milden Beiträgen der Pilgrime unterhalten werden. Freitags vorzüglich kommen fromme Perser aus Baku selbst, andere aus weiter Entfernung auf ihren Eseln hieher.

Die Medsched ist nicht besonders groſs, aber schön gebaut, neben ihr steht ein schöner Minaret und ringsher die Grabsteine der Todten, mit arabischen Inschriften, seit (2 bis 300) mitunter 400 Jahre alten, geziert. Auch der letzte Chan Feth Ali liegt hier unter einem sehr

*) Der Imam Ali Rhisa, ein Sohn des Khalifen Harun Al Raschid, ward auch von dessen Nachfolger, dem Khalifen Almamum, für den angeblichen Erben des Reiches erklärt. Aber er starb einige Zeit nach dieser ehrenvollen Wahl. Der Monarch lieſs ihm ein prachtvolles Leichenbegängniſs machen, und sein Grab wurde für den heiligsten Ort Persiens angesehen. Man wallfahrtete dorthin, und diese fromme Reise wird für gleichbedeutend gehalten mit einer weit gröſsern nach Mokka. Die Schia erkennen daher Ali's Nachfolger und die Fatimitischen Khalifen in Aegypten für die einzigen und wahren Imams der Religion Mahomeds; die Ommiaden und Abassiden, die zur sunnitischen Secte gehören, behandeln sie dagegen als Ketzer.

bunt verzierten marmornen Leichensteine, neben ihm eine Menge andrer seiner hohen Verwandten. Der Gottesacker der Medsched ist mit einer starken Mauer umgeben, auf der ringsher eine Menge arabischer Denksprüche das Lob der Herzensgüte preisen. Etwas weiter von der Medsched führt am Ende des Dorfes ein schöner grofser Brunnen in die Tiefe hinab; die steinernen Stufen der breiten Treppe sind sehr zahlreich und führen zu einem grofsen Bassin, das zwar schönes Wasser hat, dessen Menge aber täglich abnimmt, da sich der Brunnen immer mehr verstopft und mit Unreinigkeiten füllt. Er ist nach Oben mit einem grofsen Dache aus Stein gedeckt und hat auch eine arabische Inschrift.

Nordwärts von der Stadt, etwa 12 Werst von ihr, befindet sich auf der Abscheronschen Halbinsel das berühmte ewige Feuer, 1¼ Werst von den weifsen Naphthagruben zwischen den Dörfern Ssarachani und Emir Hadshan. Wir fuhren Abends hin. Schon eine weite Strecke vorher, ehe man zu dem ewigen Feuer gelangt, bemerkt man es aus der Ferne, — ein seltenes Schauspiel der Nacht! Man unterscheidet vier Hauptflammen in der Dunkelheit, und je näher man kommt, desto mehr kleinere Flämmchen sieht man aus der Erde flimmern. Die vier Flammen steigen hoch in die Luft und erhellen die ganze nächtliche Gegend, die öde und verlassen da liegt. Endlich unterscheidet man die hohe weifse Steinmauer und vier über sie emporragende Röhren, aus denen jene grofsen Flammen hervorbrechen; von der Mauer selbst erheben sich aus Röhren ähnliche Flammen, und neben ihr nach Aufsen steigen kleinere Flämmchen aus der Erde hervor. Man glaubt in der Nähe eines Feenschlosses zu seyn!

Wir näherten uns dem Portal und traten nun — ein blendender Anblick! — in einen stark erhellten, geräumigen Hof, in dessen Mitte sich eine viereckige Halle mit

vier

vier Röhrenpfeilern erhebt, aus denen die grofsen Flammen hervorbrechen; zur kleinen Halle führen einige Stufen empor, und oben an ihrer Decke hängt eine Glocke; am Boden desselben brennt eine Flamme, so wie rings um sie eine Menge ähnlicher Flammen im Kalksteinboden. Dadurch entsteht ein Feuer, das den Ankommenden eben so sehr überrascht als blendet. Ringsher bemerkt man an den innern Wänden der Mauer die Zellen der Indier, deren einer uns gleich beim Eintritt empfing. Fast nackt, nur mit einem Schurz zur Bedeckung seiner Blöfse und mit einem weifsen Turban auf dem Kopfe versehen, trat er aus seiner Zelle, langsamen Ganges, blieb dann wieder stehen, faltete seine Hände, ehrfurchtsvoll vor seinem Feuergotte sich verneigend, und wiederholte unaufhörlich in indischer Sprache diese Worte: R a h m a e r h a l t e d e n H e r r s c h e r R u f s l a n d s! — R a h m a heifst in ihrer Sprache Gott und diefs Wort wiederholte der fromme Indier mehrmal.

Jetzt kamen noch andere fast nackte Indier aus ihren Zellen hervor; ihre braune Farbe, ihr verworrenes Haar, das bei mehrern ohne Turban unordentlich und lang hinunterging, und die Magerkeit ihres Körpers, der, lang und hager, nur dürre Knochen zeigte, erregte in uns sonderbare Gefühle. Jener erste Indier nöthigte uns in seine Zelle; wir fanden in ihr aufser einem elenden Teppiche und ein Paar Wasserkrügen keine weitern Geräthe; vor seiner Zelle blühte aber ein schöner Rosenstrauch in üppiger Fülle. Von ihm gingen wir zu den übrigen Indiern, deren etwa 12 hier seyn mochten (eben so viele leben in Baku); die Zellen der meisten waren klein und wie jene ohne alles Hausgeräth; in den meisten brannten mehrere Flammen, theils im Boden selbst, theils an der Spitze einer Kalkröhre, die im Boden stand und gleichsam als Kerze diente.

Bei einem ihrer Oberpriester, der ganz so gekleidet war, wie der Astrachanische, mit einem engen, braun-

rothen, streifigseidenen Kaftan und einer rothen spitzen Mütze, sahen wir mehrere ihrer Götzenbilder versammelt, kleine thierische metallene Figürchen, die im Winkel auf einem kleinen Tische vor einem seidenen Vorhange standen; andere halb menschliche, fast kleinen Teufelchen gleichende Figuren waren mit greller rother Farbe an die Wand gemalt. Sie hatten zwar Kronen auf dem Kopfe aber auch lange Schwänze und bliesen in grofse Hörner. Auch hier brannten mehrere Flämmchen.

So eben bliesen die Indier, als wir in ihre Zellen traten, in eine Tritonsmuschel und zogen zugleich die Glocke in der Halle, als Zeichen, dafs sie ihre Andacht halten wollten. Einige, wie der Oberpriester, nahmen einen halben Bogen Papier hervor, auf den ein indisches Gebet geschrieben war, das sie ablasen und dabei unaufhörlich den Kopf bewegten. Nur beim Oberpriester versammeln sich mitunter einige andere Indier, um mit ihm ihre Götzen anzubeten; sonst verrichtet ein jeder das Gebet in seiner Zelle und kommt nie in die eines andern; man sagt sogar, dafs sie unter einander in beständigem Zwiespalte lebten, da einige Karten zu spielen anfingen, was die andern als unheilig verabscheuten, aber nicht hintertreiben konnten, wefshalb der stellvertretende Commandant von Baku mehrere nach der Stadt genommen hatte, um so den Streit zu endigen. Was daran wahr ist, und welchen Ausgang es genommen hat, weifs ich nicht. Mir kamen die Indier als sehr stille, andächtige Menschen vor, die eher mit Nachsicht als grofser Strenge behandelt werden müfsten.

Die meisten safsen an ihrem Feuer, schürten es an und beobachteten dabei ein tiefes Stillschweigen, andere schlugen beide Hände *) über den Kopf zusammen und

*) Gmelin l. c. III. 46 erzählt, dafs ein Indier in dieser Stellung 20 Jahre lang unveränderlich geblieben und Essen und Trinken zur Nothdurft von Andern bekommen hatte; ein andrer hatte 7 Jahre lang den einen Arm in die Höhe

sagten ihre Gebete her, indem sie ihn beständig bewegten. In ihrer Andacht lassen sie sich von Keinem stören; daher konnten wir ungehindert die Zellen eines jeden ansehen, ohne dafs er seine Andacht unterbrach.

Die Indier sehen das Feuer als etwas Heiliges oder als die Gottheit selbst an, denn auf meine Frage, ob Feuer und Gott verschieden wäre, sagten sie, es sey beides gleich; Feuer nannten sie bald mit dem arabischen Worte Nur, *) bald auch Aghan, **) wie es persisch heifst;

gehalten, der ihm nach einer solchen Marter endlich zur Belohnung steif geworden war. Noch 1803 lebte dort ein 70jähriger Greis, der 30 Jahre unaufhörlich die Hände in die Höhe gehalten hatte, wodurch sie so sehr austrockneten, dafs selbst wenn er sie hätte herunterlassen wollen, sie sich nicht mehr gebogen hätten. Ein andrer zerschnitt seine Haut und zog sie dann mit einem Schlofs zusammen, worauf sie auch so zuheilte. Ein dritter durchschnitt sich den Körper auf beiden Seiten vom Halse nach der Brust und legte in diese Wunden eisernen Drath, welcher an einzelnen Stellen mit der darüber zugeheilten Haut bedeckt ward, aber an andern Stellen drang er aus dem Körper hervor. Ein vierter legte sich in beide, der Mitte nach durchschnittene Ohren runde, gleich Rädern gestaltete Steine und ging mit ihnen schon einige Jahre. Einem fünften hingen die Haare, dicht an einander geklebt, verworren über die Schultern bis in die Lendengegend herab; beim sechsten bildeten diese verworrenen Haare 5 bis 6 Flechten, jede einen Daumen dick, aber über einen Faden lang, so dafs, wenn dieser Märtyrer sie herabliefs, sie noch über 1/2 Arschine am Boden lagen. Beide letztere hatten sich selbst einen freiwilligen Weichselzopf gemacht, um sich zu martern. Ein jeder legte sich im Ganzen verschiedene Qualen auf, nicht nur für seine eignen, sondern auch nach ihrem Gelübde für die Sünden anderer (S. Bronewski, II. p. 411.)

*) Nur heifst im Arabischen, Syrischen, Chaldäischen und Hebräischen Feuer.

**) Aghan hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem russischen Worte agon'; vielleicht stammt es auch aus dem Sanscrit, der alterältesten Sprache, die für alle übrigen

beides sey Rahma (die Gottheit) oder Krischni, von welchem leztern Worte ich jedoch keine nähere Bedeutung weifs; es sollte auch indisch seyn. Da mir jedoch ein guter Dolmetscher fehlte, so konnte ich nicht bestimmt erfahren, ob sie das Feuer selbst für göttlich halten oder nicht; einer schien mir nur den Ort, wo das Feuer brennt, und den sie Atesch-gah, d. h. Feuer-ort nennen, für heilig zu bezeichnen; in ihren heiligen Büchern sey ihnen grade diefs Atesch-gah bei Baku angezeigt, als einen Ort, wohin sie wallfahrten müfsten, um Gott anzubeten. Doch glauben sie nicht bestimmt, dafs grade Gott hier vorzüglich wohne, denn er wohne überall; auch wüfsten sie nicht, welche Gestalt Gott habe, doch zeichneten sie ihn unter mancherlei Formen und verehrten in diesen ihre Gottheit.

Diefs ist offenbar die sinnreiche Erklärung der Gottheit selbst: sie habe keine Form, könne aber jede mögliche Form annehmen. Daher sieht man denn eine Menge Gestalten, unter denen sie die Gottheit denken. Ich will hier nur einiger erwähnen, die ich bei den hiesigen Indiern sah. So fand ich bei jenem Oberpriester, den sie am meisten zu verehren schienen, und dessen Zelle am besten eingerichtet war, eine terrassenförmige bretterne Erhöhung, die mit rothem baumwollenem Zeuge bedeckt war; auf ihr stand oben in der Mitte ein kleiner messingener menschlicher Kopf mit einer sehr spitzigen Mütze geschmückt; die feine Spitze ging in eine fa sonnenartige Ausbreitung über, deren Mitte ein grofse Türkis einnahm; um den Hals dieses Kopfes hing ei kleine Hand von rothen Korallen und ächten Perle An der Wand, die mit einer fächerförmigen Ausbreitu von weifsem Tafft bedeckt war, befanden sich vier ande

einzelne Worte hergegeben hat. Auch Pihr nannten d Indier das Feuer, in welcher Sprache, weifs ich nicht, vi leicht in der indischen. Es käme fast dem Griechisch πῦρ nahe.

viereckige Platten von Messing, mit menschenähnlichen Figuren, deren Gestalt aber meist cynocephalenähnlich war, und deren Arme sich mehrfach getheilt in verschiedene andere ausbreiteten. Von Thieren verehren sie vorzüglich die Kuh und den Hund; dagegen verhafst und verabscheut von ihnen sind Katzen, Mäuse, Frösche, Eidechsen, Schlangen, als Kinder des bösen Geistes.

Vor jenem Kopfe von Messing lagen vorn am Rande vier rund geschliffene Kieselsteine von verschiedener Farbe. Alle diese Körper, selbst die Steine, nennen sie Rahma, Krischni, also Gott. Diese kleine Terrasse hat unten eine tischartige Stufe, auf der allerlei kleine und grofse Glocken standen, deren sie sich bei ihrem Gottesdienste bedienen, so auch auf jeder andern Stufe der Terrasse, deren vielleicht vier waren, zwei Schneckenschalen, Tritensmuschel, in die sie blasen, wenn sie ihren Götzendienst halten.

Vor seinem Ruhebette hatte der alte Oberpriester ein Brett mit allerlei grofsen und kleinen Gefäfsen von Messing, worin sie ihr heiliges Wasser bereiten und es dann am Schlufs ihres Götzendienstes austrinken. Des Morgens und Abends vor dem Anfange ihres Götzendienstes begiefsen sich die Indier von Kopf bis zu Fufse mit Wasser, berühren dann mit einem brennenden Baumwolllappen das Gas, das aus mehreren Löchern im Winkel ihrer Zelle hervordringt, und nun fängt ein jeder mit einem Male sein Gebet laut herzusagen an.

Die rothen halb menschenähnlichen Figuren mit Kronen auf dem Kopfe nennen sie Hanuma oder Diener Gottes; sie zeichnen sie nach den Beschreibungen in ihren heiligen Büchern. Sie sollen da leben, wo Gott ist. Eine von ihnen war in menschlicher Gröfse, die andern dagegen sehr klein gezeichnet; keine der andern ganz gleich; doch weichen sie nur im Unwesentlichsten von einander ab. Bei allen sieht man ein Horn und ein gröfseres Instrument, wahrscheinlich zum Blasen bestimmt,

wie das Horn selbst. Allen hängt das Membrum virile herab.

Der Oberpriester trug anfangs einen grofsen Shawl um den Kopf gebunden, wie ein tatarischer Mullah; nachher nahm er ihn ab, und man sah sein schwarzes Haar kurz abgeschoren, nach Oben auf dem Scheitel in einen Knaul zusammengewunden. Ueber seinen Leibrock hatte er noch einen breiten Kaftan oder tatarischen Chalat an. Andere gingen dagegen in ihren Zellen ganz nackt, nur die Schamtheile mit baumwollenen oder leinenen Lappen umwickelt, und einen gelben oder rothen Shawl, als Mullahturban auf dem Kopf; andere hatten ihn ganz blofs; ihr schmutziges, blondes Haar, das bei einigen nur hell gefärbt schien, war in mehrere weichselzopfähnliche Flechten verworren zusammengewickelt und hing ihnen lang an der Seite herab. Ihre Stirn war mit Safran bald gelb, bald roth angestrichen, und in den Ohren trugen sie ihre *Amulete*, die sie eben so Rahma nennen.

So hatte ein Indier unförmlich grofse und breite Hornreife oder Ringe in den Ohren; andern hing am Halse eine kleine $^3/_4$ Zoll lange Pfeife von Holz an einer Schnur. Einer pfiff drauf und freute sich, laut auflachend, herzlich über den feinen Ton seines Götzen. Andere tragen als Abgott wallnufsgrofse ovalrunde Holzstücke an einer Schnur um den Hals; sie sind in der Mitte durchbohrt und glänzen stark, da sie aus hartem, schwarzem Holze verfertigt sind. Wahrscheinlich kamen diese Indier aus ihrem Vaterlande schon mit diesen Götzenbildern.

Die Zellen der Indier sind von verschiedener Gröfse; jeder hat die seinige errichtet, und das Gebäude entstand auf diese Art allmählich und ist also meist sehr unregelmäfsig gebaut, so dafs man es nicht Viereck, nicht Oblong oder Sechseck nennen könnte. Die Mauer, die an der einen breiten Längsseite die Zellen in sich schliefst, ist sehr hoch und gut erhalten, da das Gebäude im Ganzen neu

ist. Gmelin *) sah es noch nicht; doch ist es wahrscheinlich, dafs aus den damals stehenden einzelnen Gebäuden späterhin dieses gröfsere, von einer Mauer umschlossene entstand. Mitten in ihrem Klostergebäude ist eine Grube von der Gröfse eines Quadratfadens und der Tiefe eines halben Fadens, über welche grofse Steine als Gewölbe gelegt sind. Die Grube wird in der gröfsten Reinlichkeit unterhalten. Wenn Jemand von ihnen stirbt, so legen sie den Körper des Abgeschiedenen aufs Gewölbe, begiefsen ihn mit Kuhbutter und halten eine Flamme in die Grube, um das Gas derselben anzuzünden. Wenn der Körper ganz verbrannt ist, so sammeln sie aus der Grube alle Asche, die durch die Steine in sie hinein fiel und verschütten sie in die Luft, womit sich ihre Ceremonie bei der Beerdigung endigt.

Manche Indier kommen als Pilger nur auf fünf, andere auf acht Jahre hieher und gehen, wenn sie für sich oder Andere ihr andächtiges Gebet am Feuerorte dargebracht haben, wiederum in ihr Vaterland zurück. Einige sind schon 15 bis 30 Jahre hier und werden auch wahrscheinlich ihren Tod daselbst abwarten. Sie leben nur armselig, geniefsen nie Fleischnahrung, nur Gemüse, das sie meist selbst bauen; zwei können nie zusammen essen; daher hat jeder in seiner Zelle ein kleines kupfernes Gefäfs, das er immer sehr rein hält. Ihr Essen bereiten sie in demselben Winkel ihrer Zelle, wo sie ihr Gebet verrichten, sogar auf demselben Feuer; dabei unterstützt sie auch ein reicher Indier, Otumdshen genannt, der gegenwärtig den Ssallianschen Fischfang gepachtet hat, sonst

*) L. c. III. p. 45. Rings um den Ort des Feuers haben sie steinerne Tempel errichtet, welche zu 2 bis 20 Fufs hoch sind, eine ungleiche Breite haben und inwendig Gewölben gleichen. In den Tempeln sind Altäre; gegenwärtig aber wird nur einer gebraucht, in welchem nahe bei dem Altar eine zwei Fufs hohe Röhre ist, woraus die Flamme hervorbricht.

aber meist in Astrachan lebt. Er schickt ihnen meist Mehl, Grütze, Reiſs oder auch Geld, womit ein groſser Theil des Gebäudes erneuert und ausgebaut ist. Theils beten sie für ihn, theils kommt er alle Jahr ein paarmal selbst an diesen Feuerort, um seine Andacht zu halten. Auch in Astrachan sollen sie einiges Geld liegen haben; dort verwahren diese Summe ihre Landsleute, an die aus Indien oft Sterbende Geld für diese armen Feueranbeter schicken, um für sie zu beten; auch Kaufleute zur See verheiſsen ihnen im Gelübde oft Geld, und kehren sie nach Astrachan zurück, so lösen sie es sogleich durchs Auszahlen der Summe; mitunter soll einer viele tausend Rubel ihnen verheiſsen.

Daher unterhalten auch die Indier in ihrem Ateschgah des Nachts eine groſse Flamme, die aus den Hauptröhren emporsteigt und den auf dem Meere segelnden als Pharos dient.

Es sind lauter Mönche, wie sie sich selbst nennen, oder Derwische, die mithin zeitlebens unverheirathet bleiben, doch hat einer vor Kurzem eine Indierin geheirathet und lebt mit ihr in einer Zelle, worüber der alte Oberpriester sehr klagte. Der Mann war gegenwärtig auf einer Reise; er scheint auch eher Kaufmann zu seyn, als Mönch; daher meinte er vielleicht seine Ehe als gesetzlich zu vertheidigen. Nur dürfte er nicht hier im Mönchskloster mit der Frau wohnen. Ich wollte sie sehen, allein sie verhüllte sich in ihren Shawls so sehr, daſs man kaum ihre kleine Gestalt unterscheiden konnte. Sie soll einen groſsen Ring — also auch einen Abgott — im Nasenloch tragen.

Das ewige Feuer (s. die Titelvignette), das in den Zellen, im Hofe des Klostergebäudes und endlich auſser demselben brennt, wird, wie man leicht vermuthen kann, durch ein brennbares Gas hervorgebracht und unterhalten. Es ist mithin keine Naphtha, wie fälschlich frühere Reisende annahmen, die hier brennt, sondern ein (vielleicht

gekohltes) Wasserstoffgas, *) das in der Tiefe ausgeschieden, durch allerlei Spalten und Oeffnungen des kalkigen Bodens emporsteigt und bei Annäherung einer Flamme sich gleich entzündet und unaufhörlich fortbrennt. Nie entzündet es sich von selbst oder etwa bei Annäherung einer glühenden Kohle, selbst nicht, wenn diese vorher stark angeblasen wird; es muſs nothwendig eine Flamme seyn, wodurch es zum Brennen gebracht wird; gewöhnlich nehmen die Indier einen Lappen alter Leinwand, denn auſser ihrem Feuer kennen sie kein andres Licht, zünden ihn beim Feuer an, halten ihn über eine Spalte im Kalkboden, und augenblicklich brennt das Gas.

Dieſs Gas ist geruchlos, wenn es aus dem Felsen hervordringt, zeigt keine fühlbare Wärme, erregt keine besonders merklichen Beschwerden beim Einathmen, **) ist leichter als die atmosphärische Luft, denn es sammelt sich an der Decke des Zimmers an und mischt sich nicht mit Wasser, wie etwa Schwefelwasserstoffgas, sondern kann unter Wasser aufgefangen werden; ich fing es daher in Flaschen mit Wasser gefüllt auf, indem ich aus einer mit dem Gase gefüllten Blase unter Wasser dasselbe in sie hineinsteigen lieſs. Wenn es dem Wasser beigemengt wird, so dringen überall Blasen aus diesem hervor, weil es sich nicht mit demselben mischt; es theilt ihm auch keinen eigenthümlichen Geschmack mit. In einer Schweinsblase angesammelt, hält es sich aber nicht über ein paar Tage, weil

*) Kohlenwasserstoffgas eher als reines Wasserstoffgas; denn dieſs, auch brennend, leuchtet kaum merklich.

**) *George Forster*, voyage du Bengale à St. Petersbourg, par *Langlès*, Paris 1802. II. p. 350. La flamme répand une vapeur fortement impregnée de soufre, ce qui géna beaucoup ma réspiration, jusqu' à ce que m' étant assis par terre, je plaçai ma tête plus bas que le niveau de la fournaise. Ich habe durchaus keinen Schwefelgeruch gespürt; vielleicht war es nur Täuschung bei Forster.

es durch ihre Poren herausdringt; eben so kann es auch in gläsernen Flaschen nicht lange aufbewahrt werden, da sich ihm leicht atmosphärische *) Luft zumischt. Die Hitze, welche das Gas beim Anzünden liefert, ist sehr bedeutend, daher wird es von den Einwohnern häufig zum Kalkbrennen benutzt, da es hingegen beim Hervordringen aus den Erdritzen durchaus keine höhere Temperatur als die das Gas umgebende atmosphärische Luft zeigt. Seine Flamme ist gelblichweifs, beim Auslöschen derselben bemerkt man keine Rauchwolke. Ferner bildet es, mit atmosphärischer Luft entzündet, Knallluft; die Indier zeigen selbst den Fremden folgendes Schauspiel.

In der Nähe des Gebäudes ist ein etwa 20 Faden tiefer Brunnen, aus dem sie Wasser holen, das zwar rein, aber wie alles Wasser in dieser Gegend einen Naphthageschmack verräth und dort im Kalksteinboden quillt. Deckt man den Brunnen zu, so sammelt sich in einer halben Stunde etwa eine ganze Menge Gas an, das immerfort in die Höhe steigt. Darauf wird der Brunnen schnell aufgedeckt, und ein Indier wirft einen angezündeten Strohbündel hinein; dadurch entzündet sich das mit der atmosphärischen Luft vermischte Gas und knallt fürchterlich. Bei einem andern Brunnen gelingt dieser Versuch nicht; vielleicht sammelt sich dort das Gas weniger an oder verflüchtigt zu stark, oder die Indier selbst wollen den Brunnen, aus dem sie ihr bestes Wasser holen, vielleicht nicht verunreinigen; da-

---

*) Aus Mangel eines gehörigen Gasapparats sandte ich einige Flaschen, auf diese Art mit dem Gase gefüllt, zur nähern Analyse nach Kasan. Beim Eröffnen fand sich in ihnen jedoch — atmosphärische Luft; auf der weiten Reise war ohne Zweifel durch das fortwährende Rütteln aus den überdiefs sehr gut verkorkten und verlackten Flaschen das leichtere Wasserstoffgas entwichen.

her haben sie den Versuch nicht so oft und gehörig wiederholt.

Ehe sie die brennbarknallende Eigenschaft des Gases kannten, hatten sie das Unglück, einen Theil ihres Klostergebäudes dadurch einstürzen zu sehen. Es kam nämlich einer von ihnen zufällig mit einer Flamme zu nahe an die Decke des Zimmers, und die dort angesammelte Knallluft entzündete sich plötzlich und stürzte diefs Zimmer zusammen, so dafs einige Indier mit beschädigt wurden. Von der Zeit an gehen sie mit der Flamme in ihren Zellen sehr vorsichtig um; und als ich zufällig ein brennendes Licht nur etwas zu hoch hielt, so liefen sie mit dem gröfsten Geschrei zusammen, suchten ihre wenigen Habseligkeiten zu fassen und rannten zur Thüre hinaus, in der Meinung, ich wolle ihre Zellen anstecken. Kurz, aus Allem, glaube ich, geht ziemlich deutlich hervor, dafs es Wasserstoffgas ist. Woher ihm aber der so charakteristische Geruch fehle, der beim Einathmen nicht die geringste Beschwerde bewirkt, lasse ich unentschieden, glaube aber, dafs diefs Gas nicht ganz rein seyn könne, da es beim Hervordringen aus der Erde sich mit Sauerstoffgas vermischen und so den eigenthümlichen Geruch verlieren müsse.

Es könnte vielleicht Einige geben, welche das Gas für den feinsten, leicht verflüchtigenden Bestandtheil der Naphtha *) selbst halten möchten, denn da das Wasser in der ganzen Gegend einen Naphthageschmack zeigt, so läfst sich wohl annehmen, dafs ihre feinsten Bestandtheile sich demselben beimischen, und dafs sie eben so gut als ein fein verflüchtigendes Gas in die Höhe steigen und sich dann leicht bei Annäherung einer Flamme entzünden könnten. Da hier die Naphtha so allgemein verbreitet ist, so liefse

*) Erdpech enthält so nach der Analyse von Klaproth viel Wasserstoffgas in sich. (S. Hoffmann, Mineralogie III. p. 273. 275.)

sich wohl denken, daſs sie bei Entwicklung dieses Gases eine groſse Rolle spiele; daſs sie aber selbst dieſs Gas bilde, ist dagegen ganz unwahrscheinlich.

Daſs ferner das Wasser eine unerläſsliche Bedingung zur Erzeugung dieses brennbaren Gases seyn müsse, geht theils schon aus der Natur des Wasserstoffgases, theils aber auch daraus hervor, daſs dieſs Gas unfern des Meeres sich findet, wo leicht eine Zersetzung des Wassers, durch unterirdische Ursachen bedingt, möglich wäre. Wir finden zwar oft Naphthaquellen im Kaukasus selbst, mithin im Lande von Bergen ringsher begränzt, deſsgleichen auch in andern Ländern; aber ein solches brennbares Gas ist fast nirgends *) beobachtet worden. Die feueranbetenden Indier selbst halten Baku für den ausgezeichnetsten Ort

*) Auch soll es — nach einer mündlichen Erzählung des Hrn. Kolotkin, der selbst diese Gegenden bereiste — westwärts von Baku auf den Bergen, etwa 7 — 9 Werst von der Stadt, ebenfalls einen Ort geben, wo sogleich ein Feuer auflodert und fortbrennt, wenn man nur in die Erde ein Loch macht und ein brennendes Licht davor hält. Diese Berge ziehen sich nordwestwärts von den Baku'schen Ohren weg und sind oft 150 Faden hoch. Aber eines andern, viel weiter vom Meere entlegenern Ortes gedenkt Steven. Er machte eine Reise nach dem Babadagh, einem hohen Schneegipfel an der Gränze Schirvans, und fand dort warme Quellen. Von da ging er nach Westen längs dem Alpenkamme, durch ein sehr gebirgiges, von mehrern Gebirgsströmen durchschnittenes Land, bis nach Chinalug, einem groſsen Flecken am Fuſse der Alpe Tyfendagh, nahe an der Quelle des Chodjal-tschai. In der Nähe dieses Ortes ist ein hoher Berg, wo ewiges Feuer, gleich dem von Baku, brennt, und dabei ein senkrechter mit Schnee bedeckter Felsenkamm. (S. J. Klaproth, Beschreib. d. russ. Provinzen zwischen d. s. u. c. M. p. 161.) Es brennt also in der Richtung von SO nach NW von Baku, also in derselben Linie, wo auch hier das ewige Feuer und am Ausflusse des Kur die vulkanischen Inseln im Meere liegen.

ihrer Verehrung und kennen nur einen einzigen ähnlichen Ort der Art in Indien, Kangra, *) wo aber nur eine kleine Röhre das brennbare Feuer enthalten soll. Bei Modena in Italien soll dagegen auf dem Berge Zibio ein ähnliches Gas neben den Quellen der weifsen und schwarzen Naphtha hervordringen. Neben der Stadt Pietra Mala in Etrurien auf dem Berge Fuoco di legno brennt ein Gas, das aus der Erde dringt, eben so wie diefs auf der Halbinsel Abscheron der Fall ist.

Merkwürdig ist die Beobachtung der Indier, dafs die Flammen beim Nordwinde verlöschen, beim Südwinde dagegen am besten brennen. Der Nordwind, der vom Lande bläst, treibt das Wasser des Baku'schen Golfes fort; diefs kann daher nicht in etwanige unterirdische Canäle fliefsen, worin das Wasserstoffgas ausgeschieden wird, und die Flammen müssen mithin kleiner werden oder ganz verlöschen, wenn der Wind anhaltend aus Norden weht. Ein Südwind treibt hingegen das Seewasser in den Golf hinein; es drängt mithin in jene Höhen und kann dort zur Ausscheidung des Wasserstoffgases beitragen. Grade dasselbe gilt auch von der Naphtha, die in diesen Gegenden so aufserordentlich reiche Brunnen besitzt. Beim Nordwinde fliefst sie weniger, beim Südwinde dagegen, und vorzüglich im heifsen Sommer, füllen sich die Brunnen mit vieler Naphtha; Wärme mufs mithin die Ausscheidung der Naphtha und des Wasserstoffgases begünstigen; diese Naphtha verflüchtigt durch Wärme, das Wasser wird durch Wärme zersetzt; in beiden Fällen entsteht eine Entwicklung von gasförmigen Substanzen, als deren Educt das Wasserstoffgas anzusehen ist. Vielleicht deutet aber diese Erscheinung des Nord- und Südwindes nur auf eine

*) Im Königreiche Ave in Indien soll es an 500 Naphthabrunnen geben; die Provinz Kangra liegt im nördlichen Indien, dort ist ein Atesch-gah auf dem vulkanischen Berge Tallach-Moki, wohin die Einwohner aus Pensiaba wallfahrten.

mechanische Hervortreibung des schon fertigen Gases und der schon fertigen Naphtha, nicht also auf ihre Bildungsart.

Eben so schwierig, als die Erklärung der unversieglichen Quelle des ewigen Feuers, *) ist auch die Bestimmung ihres Alters oder der Zeit, in der man es zuerst beobachtet hat. Die ältern griechischen Schriftsteller, so Herodot, der die Naphtha um Babylon und in Aegypten kennt, wissen nichts von den Wundern der Feuergegend um Baku, die doch heut zu Tage so allgemein im Munde des Orients sind und wohl auch früherhin gewesen seyn würden, wenn sie in dem Umfange, wie heute, bestanden hätten, da ehedem hier im Lande der Magi der Feuercultus weit allgemeiner war, als er es heute ist, und darüber selbst von der fernern Ostküste des caspischen Meeres Mehreres zu unserer Kunde kommen konnte. **) Auch was Plinius von der Naphtha sagt, läſst sich nicht auf diese Gegend anwenden; er erwähnt mit keiner Sylbe des ewigen Feuers, und führt als Fundort der Naphtha Babylon und Astacene an, indem er ***) sagt: „Von ähnlicher Beschaffenheit (d. h. wie die Maltha) ist auch die Naphtha;

*) Auſser diesem Feuer sieht man um Baku noch ein andres, das nicht entzündet. „Wenn nach einem warmen Herbstregen die Abendluft ebenfalls warm ist," sagt Reineggs l. c. I. 156, „stehen die Felder um Baku in vollen Flammen. Oft scheint es, als rollte das Feuer in groſsen Massen mit unglaublicher Geschwindigkeit vom Berge herab, und vielmals verläſst es den Ort nicht, auf welchem es zum Vorscheine kam. Im October und November sieht man oft bei heitern mondhellen Nächten ein sehr hohes, blaues Lichtfeuer, von welchem das eine ganze westliche Gebirge von Baku überzogen und erleuchtet ist." (Es sind wahrscheinlich nur Irrlichter, von denen auch Reineggs weiter oben bei Kisiche Erwähnung thut, oder eine Phosphorescenz der Luft, in der hier so viele brennbare Dünste angesammelt zu seyn scheinen, daſs sie des Nachts häufig leuchten. Siehe Hoffmann, Handbuch d. Mineral. III. p. 268.)

**) Siehe Ritter l. c. II. p. 878.

***) Plinii, histor. nat. lib. II. cap. 105 — 7 sq.

so heifst nämlich eine in der Umgegend von Babylon und in dem Astacenischen Gebiete in Parthien aus der Erde wie flüssiges Harz hervorquellende Materie. Sie steht in grofser Verwandtschaft zu dem Feuer, denn diefs springt ihr, so wie es irgendwie in seine Nähe kommt, sogleich zu.“ Weiterhin sagt er: „So entzünden sich in demselben Lycien die vulcanischen Berge, wenn man ihnen mit einer Fackel zu nahe kommt, so sehr, dafs sogar die Flufssteine und der Sand selbst im Wasser glühen, und diefs Feuer erhält durch Regenwasser seine Nahrung. Wenn Jemand, erzählt man, einen Stock an diesem Feuer anzündet und Furchen damit in den Sand zieht, so sollen ihm Feuerströme folgen. (Beinahe könnte man meinen, es sey hier ein Ort gemeint, an dem sich ein ewiges Feuer wie bei Baku fand, da es sich durch eine Fackel entzünden liefs; nur ist's eine Fabel, dafs es durch Wasser genährt werde, wiewohl es auf der andern Seite durch Regen nicht ausgelöscht wird; nur durchs Bedecken der brennenden Stelle, also durchs Abhalten der atmosphärischen Luft, hört sie zu brennen auf.) In Bactrien brennt alle Nächte der Gipfel des Cophantus, in Medien der Sittacene, an der Gränze von Persis. Zu Susa, beim weifsen Thurm, brennen des Nachts 15 Krater, deren gröfster auch am Tage Feuer speit. In der Umgegend von Babylon brennt eine Stelle von der Gröfse eines Fischteichs. Beim hesperischen Berge in Aethiopien glänzen die Felder des Nachts wie Sterne, eben so auch das Megalopolitanische Gefilde. (Vielleicht sind an vielen Stellen Irrlichter gemeint, da sie hauptsächlich nur des Nachts brennen sollen.) Neben einer kühlen Quelle brennt unaufhörlich der Krater des Nymphäus, der, wie Theopomp erzählt, den Apolloniaten furchtbare Ereignisse vorher verkündete. Auch seine Gluth wird durch Regengüsse nur noch vermehrt; er wirft dabei ein Erdharz aus, das nur durch das Wasser jener untrinkbaren Quelle sich flüssiger machen läfst.“ Weiter unten

heifst es: „Auf dem Nymphäus bricht aus dem Felsen eine Flamme hervor; die durch Regen sich entzündet. Dasselbe geschieht auch bei den Scantischen Gewässern (in Campanien); allein die hier entstehende Flamme verliert ihre Kraft, wenn sie auf andere Dinge übergeht, und dauert bei fremden Stoffen nicht aus, denn ein diesen Feuerquell beschattender Eschenbaum grünt beständig fort.“ Hier könnte wohl das Brennende ein Kohlenwasserstoffgas, wie bei Baku bilden, da es aus Felsen hervorbricht.

So erwähnt auch Ptolemäus,*) der sonst das Land der Magier, am Ausflusse des Kur, sehr genau kennt, mit keiner Sylbe des ewigen Feuers, obgleich wohl die arae Sabaeae (*Σαβαιοι βωμοι*) auf dasselbe hindeuten könnten; nur müfste es alsdann damals weit südlicher gedacht werden. Der Altar war vielleicht in der Ssallianschen Gegend errichtet, und dort brannte auch die Flamme der Magier. Ptolemäus läfst zwar den Cyrus und Araxes viel nördlicher von diesen Altären ins Meer fallen; doch führt er sie zwischen den Flüssen Cambyses und einem andern Cyrus auf, so dafs man wohl diesen letztern für den jetzigen Kur-Strom, den Cambyses dagegen für den Pirssagat halten könnte; alsdann wäre jene Gegend geradezu die Ssallianische, die ohne Zweifel in der Vorzeit die Hauptgegend für den Feuercultus bildete. Jener Cyrus bliebe alsdann der Ssamur-Flufs, wefshalb er auch (Tab. Asiae III.) so grofs vorgestellt ist. Zoroaster gründete seine Feuertempel in Grofsmedien und Bactrien; wahrscheinlich gehörte diese Gegend noch zu Grofsmedien.

Ammianus Marcellinus endlich, der im Lande selbst den Namen Naphtha als einen medischen kennen lernte, weifs ebenfalls nichts von den unversiegbaren Quellen des ewigen Feuers bei Baku; aber er gedenkt jener ziemlich ausführlich. „Unter die Erzeugnisse des Landes (Medien),

---

*) *Ptolemaeus*, de Mediae situ VI, c. 2. Ist Getara etwa das heutige Baku?

dien)," sagt er,*) „gehört die Naphtha, welche das Ansehen klebrichten Peches hat, und auch unter die Harze gehört. Setzt sich auf diese Quelle ein Vogel, so fühlt er, wenn er auch noch so klein ist, seine Flügel gefesselt, sinkt und verschwindet; und wenn diese flüssige Masse sich entzündet, so ist alle menschliche Kunst vergeblich, das Feuer zu löschen. In dieser Gegend ist auch eine Erdkluft, aus der ein tödtlicher Dunst (etwa kohlensaures oder Wasserstoffgas) aufsteigt, der jedes belebte Wesen, das sich ihm zu sehr nähert, durch seinen penetranten Geruch erstickt. Dieser giftige Dunst hat zum Glück seinen Sitz in einem tiefen Brunnen; denn wenn er über die breite Fläche hinausträte, so würde er, ehe er sich in höherer Luft verdünnte, die umliegende Gegend durch seine tödtenden Dämpfe längst unbewohnbar gemacht haben. Eine ähnliche Kluft war ehemals bei Hieropolis in Phrygien."

Unter den arabischen Schriftstellern finden wir die deutlichsten Spuren von der Kenntnifs dieser Feuerphänomene bei Massudi, etwa 943 oder 967 n. Chr. Geb.; bei Ibn Haukal wird ihrer nicht gedacht, vielleicht weil wir von ihm nur einen Auszug besitzen. Massudi dagegen sagt: „In Baki (doch ist's nicht gewifs, ob er die Stadt oder Gegend um Baku, oder gar die Halbinsel Abscheron meine) ist eine Mine von weifser Naphtha, die einzige, die man kenne; doch wisse diefs Allah allein nur. Aus dieser Mine breche eine Feuersäule hervor, die sich sehr hoch erhebe und von allen Seiten auf hundert Farsangen weit bemerkt werden könne." (Diefs kann nach verschiedener Annahme ein gröfseres oder kleineres Mafs, 30—60 geogr. Meilen, bedeuten.) „Man höre sehr weit das Getöse, welches dem Donner vergleichbar sey; dann werfe dieser Vulcan Feuerstücke aus, weiter, als man sie mit Augen verfolgen kann."**) In einer andern Uebersetzung

*) Amm. Marcellin, deutsch von Wagner, II. p. 188.
**) Ritter l. c. p. 889.

Klaproths lauten diese Worte etwas anders: À Bakou sont les sources de naphthe. On y trouve (aussi) la naphthe blanche, qui n'existe nulle autre part au monde. Cet endroit se trouve sur la côte de Chirvân. On y voit également un feu qui brûle sans cesse et échauffe toute l'atmosphère. (Nach Hrn. Akademikers von Frähn Uebersetzung heiſst diese Stelle so: In dieser Naphthagegend ist ein Krater (Feuerpfuhl), eine von den Quellen des Feuers, das ohne Aufhören hoch hinauf brennt.) Vis à vis de la côte, sont des îles, sur une d'elles, éloignée d'environ trois journées du rivage, on voit un vaste volcan (eigentlich nach Frähn ein Krater), qui dans certains tems de l'année fait entendre un bruit (effrayant) et d'où s'élève une colonne de feu, dont la hauteur égale celle des plus hautes montagnes. Cette flamme éclaire une grande partie de la mer, et on l'apperçoit du continent, à une distance de 100 parasanges. Ce volcan est semblable au mont *Berkân* (nach Frähn ist es dasselbe Wort mit Volcan) en Sicile. *)

Aus dieser Stelle Massudi's können wir also mit Gewiſsheit schlieſsen, daſs schon vor etwa 900 Jahren das ewige Feuer brannte und sich vielleicht an demselben Orte befand, wo jetzt das Atesch-gah der Indier ist, wenn es nicht eine der Inseln am Ausflusse des Kur, unfern Baku, einnahm, die offenbar alle vulcanischen Ursprungs sind. Was den Volcan jener Insel betrifft, der unter vielem Geräusche Feuer speie, so müſste man seine gegenwärtige Existenz wohl bezweifeln, da es hier noch jetzt ähnliche Ausbrüche gibt, obgleich man wohl häufiger von kleineren Erscheinungen ähnlicher Art berichtet. So gibt's eine Insel an der Westküste vor dem Golfe, in den sich der Pirssagat ergieſst, von der alljährlich Rauch emporsteigt, aus Spal-

*) *Klaproth*, Magazin asiatique, p. 280. (Hft. I. f. 1827), und desselben Beschreibung der russischen Provinzen etc., p. 219—20.)

ten, die in ihrem Boden sehr zahlreich bemerkt werden; die Baku'schen Perser nennen sie Ssanki Mugan. Ich erhielt von ihr auch würflichte Schwefelkieskrystalle, die in solchen Spalten angetroffen werden, und vielleicht auf einen vulcanischen Ursprung der Insel deuten. Vielleicht ist diefs dieselbe Insel, welche die Russen Schweinsinsel (Sswinoi) nennen, und auf der sich ausgezeichnete Schlammvulcane*) finden, oder auch die ähnliche Insel Bulla.

Hr. Staatsrath von Wazenko, russischer Consul in Persien, der sich während meines Aufenthaltes in Baku befand und das einzige Haus ausmachte, wohin man gern ging, wurde auf diese Insel verschlagen, als er im Jahre 1826 zu Wasser nach Astrachan reiste. Von ihm erfuhr ich folgende Bemerkungen über diese Insel, die ich selbst zu besuchen meiner eigenen Verhältnisse wegen nicht im Stande seyn sollte.

Sie ist ganz und gar mit Schlammvulcanen bedeckt; diefs sind kleine Lehmkügelchen, die allmählich von Unten nach Oben emporsteigen und sich bis auf 2 bis 3 Fufs

*) Ganz ähnlich sind die Schlammvulcane der Insel Trinitas, am Ausflufs des Orinoco, an ihrem Südende, nicht weit von dem berühmten Pechsee (aus Naphtha oder Erdpech bestehend). Ihre Auswürfe sind zu jeder Zeit kalt; die gewöhnlich ausgeworfene Materie besteht aus thonartiger Erde, mit Salzwasser gemengt, das ziemlich so gesalzen ist, wie das Wasser im nahen Busen von Paria; obschon immer kalt, so werden doch bisweilen Schwefelkiesstücke mit der Thonerde ausgeworfen; verschiedene Berge in der Nachbarchaft besitzen in jeder Hinsicht dieselben Charaktere, wie diese nur allein noch thätigen Halbvulcane, und zeigen völlig, dafs sie durch einen ähnlichen Procefs zu ihrer Höhe von ungefähr 100 Fufs gebracht worden; auch sind die Bäume von derselben Art, welche man gewöhnlich am Salzwasser findet. (Ferguson, Spitalinspector, über die Schlammvulcane der Insel Trinitas, in Isis von Oken, 1818. p. 579.)

erhöhen; dann aber zusammenfallen oder platzen und nach den Seiten herabfallen; nach Innen sehen sie wie gebrannte, trockene Ziegelsteine aus, nach Aufsen sind sie feucht und durchnäfst. Indem sich ein Hügelchen bildet, entsteht ein eigenthümliches Geräusch, vielleicht durch das Verdampfen des Wassers durch einen dem Sieden ähnlichen Procefs erzeugt. Da, wo schon einmal ein Hügel sich bildete, zeigt sich nie ein zweiter; aber nahe dabei entsteht der nächste Hügel, und so fort, so dafs die Insel auf die Art wie von Schweinen aufgegraben erscheint: daher auch ihr Name. Ehe ein Hügelchen platzt, sieht man nirgends eine Oeffnung; sie entsteht erst nach ihrem Platzen. Naphtha hat sich überall Canäle oder Rinnen ausgewaschen, durch die sie hervorquillt; sobald ein solches Hügelchen platzt und umfällt, fliefst gleich die Naphtha hervor, so dafs sie wahrscheinlich eine Hauptrolle dabei zu spielen scheint, und man diese sogenannten Schlammvulcane eher Naphthavulcane nennen könnte; doch bald verstopft sich wieder der Ausflufs der Naphtha.

Der Boden der Insel ist wie ein Schwamm erweicht und zieht das Wasser stark in sich; mithin ist sie, wenn überdiefs noch ein Regen hinzukommt, so durchweicht, dafs man darauf nicht gehen kann, ohne einzusinken. Schwefel findet sich, wie es scheint, nicht auf der Insel, wenigstens hat ihn Hr. von Wazenko, der übrigens nur wenige Stunden darauf war, nicht beobachtet; aber wohl zeigen sich überall die breiten Risse des Bodens. Kalk soll nirgends auf der Insel seyn, nur Lehm; sie ist etwa 2 Werst vom Ufer entfernt.

Auch auf der Insel Bulla, etwas mehr nordwärts von dieser Insel, hat Hr. von Kolotkin ähnliche Naphthavulcane beobachtet; nach seiner mir mitgetheilten Beschreibung bestehen auch sie hier aus 1 bis 5 Fufs hohen Lehm- oder Schlammhügeln, die aus ihrer konischen Spitze, die mit einer rundlichen Oeffnung versehen ist, nach und nach Blasen hervorwerfen; sie platzen ohne weiteren Geruch,

etwa einen Naphthageruch ausgenommen. Auch Spalten im Boden finden sich; doch soll nie ein Rauch aus ihnen emporgestiegen seyn. Aus Allem sieht man, dafs es dieselben Naphthavulcane wie auf Sswinoi sind, und dafs man mit Recht diese beiden und noch andere kleinere, ihnen ähnliche Inseln zusammen die Gruppe der Schweinsinseln nennt.

Schon ältere Reisende erwähnen dieser Schlammvulcane, doch mehr auf dem festen Lande als auf den Inseln, zu denen sie wahrscheinlich nicht kamen. So beschreibt sie A. Kämpfer sehr genau auf der Halbinsel Abscheron, nach ihm Okesra oder Okoressa Mediens genannt; er beobachtete dort in der Nähe der grofsen Salzseen den Schlammvulcan (argillam eructans) Juchtopa, der 8 Faden hoch war. Der Lehm oder Schlamm wird von ihm bald mit Geräusch und hoch emporgeworfen, bald ohne dasselbe oft sogar auch Steine dem Lehm beigemischt; und obgleich das Dorf von da ¼ Stunde Weges entfernt war, so soll doch dieser Steinauswurf ihm den Untergang gedroht haben, so dafs die Einwohner darin nicht mehr sicher zu wohnen gemeint hatten, bis sie den Zorn des Aeolus durch das Blut eines Hammels, wie Kämpfer erzählt, besänftigt hatten. *)

Aehnliche Naphtha-Vulcane mit gewaltsamen Ausbrüchen beschreibt der spät nach Kämpfer diese Gegenden bereisende Lerche. **) „Eine halbe Werst von

---

*) *Kämpfer*, amoenitat. exotic. p. 282—285.

**) Lerche, Lebens- und Reisebeschreibung p. 67, von Büchsing herausgegeben. Auch in Büschings allgem. Historie der Reisen, p. 28. Jetzt scheinen diese Naphthavulcane ihre Schlammausbrüche ausgesetzt zu haben; wenigstens erfuhr ich über sie nichts Bestimmtes; doch sah ich selbst jene Gegenden, wiewohl in einer ungünstigen Jahreszeit, im März, und fand sie zwar unthätig, aber überall den aufgeworfenen Lehmboden, so dafs ihre Entstehung gleich ins Auge fällt.

Baku," sagt er, „ist ein ziemlich erhabener Berg, auf dessen Spitze eine grofse Quelle, 5 Klafter im Durchmesser, ganz voll von dicker aschfarbiger Naphtha ist; in der Mitte sprudelt er beständig alle 1—2 Minuten in die Höhe mit einem Geräusche, läuft aber selten über; er ist 8 Faden tief, ja einige sagen sogar 90 Faden. Von da 6 Werst liegt auf einer Ebene bei Uchani, NNW von Baku, ein anderer grofser wachsender Berg (so nennt er die Schlammvulcane); sein Umfang beträgt an 300 Schritte; er geht sehr steil in die Höhe; alle Minuten sprudelt er über und schüttet einen dicken, salzigen Schlamm mit grauer Erde oder Lehm weit um sich." Lerche konnte mit einem Stocke nicht über 2 Ellen tief kommen. Bei nassen Jahreszeiten dringt der Schlamm häufig über die Bergspitze, und setzt sich rund um ihn; dadurch wird er immer höher. Aehnliche Schlammvulcane traf er auf dem ganzen Wege von Baku nach Navagi, unfern der Meeresküste, an. Einige waren schon verloschen und ausgetrocknet; so der Berg bei der zweiten Karavanserai vor Ssallian, dessen Spitze schwarzgrau war. „Der schwarze Platz," sagt Lerche, „war beinahe ein Werst grofs, mannshoch erhaben und bestand aus lauter kleinen Hügeln mit vielen Löchern dazwischen, so dafs es fürchterlich war, sich weit heranzuwagen, weil man leicht hineinstürzen konnte. Es lagen hin und wieder rothe mürbe Steine, als ob sie verbrannt wären, etliche gelb wie mit Schwefel angeflogen." Es ist kein Zweifel, dafs dieser Platz von dem aus vielen Löchern aufgequollenen Schlamm entstand; jetzt aber fand Lerche Alles trocken.*) Also ein offenbarer Beweis von Vulcanen, die ihre Schlammauswürfe beendigt, mithin selbst aufgehört hatten, unter die thätigen Schlammvulcane zu gehören.

Zwischen der dritten und vierten Karavanserai von Navagi am Pirssagat nach Baku hin, rechts nach der See

*) Lerche, l. c. p. 34.

zu, zeigte sich ein ziemlich hoher Berg, welcher oben zwei Spitzen hatte. Von demselben hatte Lerche schon in Baku gehört, daſs er vor drei Jahren gespalten und Feuer ausgeworfen habe, wobei ein Erdbeben gewesen sey.*) Hernach habe er aber einen schwarzen salzigen Schlamm von sich gegeben, der auf der Südseite sehr breit herabgeflossen, wie es von fern noch zu erkennen war.

Am Flusse Navagi (dem jetzigen Pirssagat) fand Lerche einen ähnlichen Berg,**) wie den oben beschriebenen feuerspeienden, der ebenfalls einen schwarzen Schlamm ausgeworfen haben soll. Vier Werst von da sah er noch einen andern sonderbaren grauen Berg, der auch einen solchen Schlamm hervorbringen und zuweilen Feuer speien soll, wie ihm der Dolmetscher Jussuff aus Baku gewiſs versicherte. Dieser erzählte ihm auch, daſs auf einer Insel im Meere, wo sich die Räuber aufzuhalten pflegten (man sah sie von der Karavanserai Sangatschar 30 Werst vom Ufer liegen), ein Berg sey, der alle 2—3—4 oder 5 Jahre Feuer auswerfe. Diese Insel konnte nur Bulla oder Sswinoi seyn; denn sie liegen gerade vor dieser Karavanserai, nur nicht 30, sondern höchstens 3 Werst von der Küste; vielleicht war es Druck- oder Schreibfehler.

So haben wir also in diesen Reisenachrichten die Bestätigung der Feuerausbrüche der Inseln des Meeres und selbst einiger Berge der Küste; nur müssen sie damals, als Massudi seine Beschreibung entwarf, weit stärker gewesen seyn, als sie zu Kämpfers und Lerche's Zeiten waren; denn sie hörten nur als von einem vergangenen Factum von den Feuerausbrüchen erzählen, die seitdem sich vielleicht noch seltener erneuert haben mögen. Daſs gegenwärtig feuerspeiende Naphthavulcane in jenen Gegenden ihre Thätigkeit erneuern können, ist für die Küsten-

*) Lerche l. c. p. 55.
**) Lerche l. c. p. 315. 316.

gegend von Baku und Ssallian sehr wahrscheinlich, weil überall noch immer dieselben Bedingungen zu ihrem Entstehen thätig zu seyn scheinen; daher sieht man noch jetzt auf den Inseln vor dem Ausfluſs des Pirssagat, auf Bulla oder Sswinoi ihre seltenen, aber sehr verminderten Feuerausbrüche, wie mir viele der Eingebornen von einem Rauche erzählten, der auf ihnen von Zeit zu Zeit hervordringen solle. *)

---

*) Später zeigte sich jedoch aufs Neue ein groſser auffallender Feuerausbruch eines solchen Naphthavulcans. (S. die Beschreibung davon in einer Nachricht aus Tiflis, in der Biene des Nordens, vom 28 Januar 1828 (Nro. 12).

In der Baku'schen Provinz, heiſst es dort, beim Dorf Gokmali, das 15 Werst nach Nordwest von der Festung liegt, erhob sich nordwärts in der Entfernung von 4 Werst den 27 Nov. 1827, Nachmittags um 3 Uhr, bei sehr starkem Knall eine sehr breite Feuersäule von ungewöhnlicher Höhe, die in dieser Richtung 3 Stunden brannte, aber nach dieser Zeit allmählich bis auf eine Arschine Höhe herabsank und so 27 Stunden lang fortbrannte. Das Feuer nahm auf den Bergen eine Fläche von mehr als 200 Faden Länge und gegen 150 Faden Breite ein. Beim ersten Ausbruch, der mit starken, dem Donner vergleichbaren Erderschütterungen begleitet war, wurden von da Steintrümmer verschiedener Art herausgeworfen; auch erhoben sich Wassersäulen, und dieſs Letztere setzt sich auch noch, wiewohl im sehr kleinem Maſsstabe fort.

Es ist bemerkenswerth, daſs Tags vorher, d. h. den 26 Nov., ein äuſserst starker Sturm aus Nordwest wüthete. Die örtliche Lage dieses vulcanischen Ausbruchs hat etwa $1\frac{1}{2}$ bis 2 Werst im Umfange, und flacht sich gegen die südlichen, westlichen, nördlichen und andere ziemlich hohe Berge ab; aber von Norden nach Osten befindet sich der Abfall zum caspischen Meere, der etwa 20 Werst betragen mag.

Bei näherer Untersuchung dieser auſserordentlichen Erscheinung fand sich auf jener brennenden Fläche durchaus keine Oeffnung, die sich doch gewöhnlich bei vulcanischen Ausbrüche bildet; jene Ebene dagegen, die von der Feuersäule eingenommen war, hatte sich über ihren früheren

Auch Erdbeben beobachtet man noch jetzt in der Baku'schen Gegend. Während Lerche's Anwesenheit entstand i. J. 1747 im September ein Erdbeben, das eine Minute lang währte, und wobei man einen Knall hörte, als ob Thüren zugeschlagen würden. Diefs deutet offen-

---

Horizont erhöht. In der Tiefe von einer Arschine glich sie einer künstlich ausgegrabenen Erdfläche und bestand aus gebrannten Steinen, lehmichtem, ziemlich dickem Schlamm und vielen andern gebrannten Körpern, die man nicht genauer bestimmen konnte; denn selbst der gegenwärtige Zustand dieser Ebene gestattet noch keine Untersuchungen aus der Ursache, dafs man nur mit der gröfsten Behutsamkeit auf ihr gehen kann, da man auf Stellen stöfst, die noch jetzt brennen.

Das Feuer auf dieser Fläche ist ganz und gar von dem Feuer verschieden, das am Feuerorte der Indier in dieser Provinz brennt, dessen Flamme eine weifsliche Farbe hat und eine fürs Athmen beschwerliche Luft aussondert. Aber dieser neue Ausbruch, der vom ersten gegen 30 Werst entfernt ist, hat ein röthliches Feuer ohne allen Geruch, und die reine Luft brennt auf der ganzen Ebene beim geringsten Aufgraben der Erde. Südwärts vom Umkreise dieses Phänomens sieht man eine schlammichte Quelle, aus der sich unaufhörlich Blasen von $1^1/_2$ Fufs im Umfange und $^1/_2$ Fufs hoch erheben, aber bisweilen werden Säulen von dieser lehmartigen, dicken Flüssigkeit eine Arschine hoch und drüber hervorgeworfen. Die hieher gesandten Steine, die von diesem Vulcane ausgeworfen sind, bestehen aus einem Flötzkalkstein mit vielen Trümmern und Blättchen Talk und sind von Naphthadämpfen durchzogen, die wahrscheinlich auch diesem Feuerausbruche als Nahrung dienten.

(Diefs ist also ein ähnlicher Ausbruch von einer Feuersäule begleitet, wie ihn schon Massudi beschrieb; die brennende Luft kann nur Wasserstoffgas seyn; mit Unrecht also wird sie von der brennbaren Luft des ewigen Feuers am Atesch-gah für verschieden gehalten.) Aber wie entzündete es sich hier? Etwa durch einen Blitz? Doch wird davon nichts berichtet; auch läfst er sich im feuchten November nicht erwarten.

bar auf unterirdische vulcanische Ursachen hin, die noch gegenwärtig ihre Einwirkung auf die Veränderung der Oberfläche der Erde in diesen Gegenden nicht nachgelassen haben. *)

---

*) So ereignete sich auch den 9 und 28 Julius 1828 ein Erdbeben in Alt-Schamachie; am 9 d. M. dauerte es, des Morgens um 9 Uhr, nur 18 Secunden; der stärkste Schlag dauerte 4 Secunden; das Wasser spritzte dabei aus eine Elle hohen Gefäfsen hervor, obgleich es $^1/_4$ Elle vom Rande entfernt war. Den 20 Julius fühlte man früh Morgens aufs Neue ein schwaches Erdbeben, das nach Nachmittags zusehends zunahm, und um Mitternacht erfolgte ein so heftiger Schlag, dafs viele Häuser einzustürzen anfingen. Bis zum Morgen des andern Tages hörte die Erde nicht auf zu erzittern, und um 8 Uhr erfolgte ein zwar schwächerer Schlag als der erste, aber mehrere beschädigte Häuser stürzten ein. Am 28 glaubte man des Morgens, dafs Alles vorüber sey, aber um 7 Uhr erfolgte ein neuer starker Schlag; die Einwohner verliefsen die Stadt, und die Häuser stürzten mit fürchterlichem Krachen zusammen; es erhoben sich dicke Staubwolken, welche die ganze Stadt bedeckten. Endlich erfolgten noch um 11 Uhr des Nachts zwei starke Schläge, und mehrere Tage lang setzte sich noch das Erzittern des Erdbodens fort. Im Ganzen waren 247 Häuser und 30 Läden völlig eingestürzt, beschädigt dagegen 179 Häuser und 20 Läden. In verschiedenen Dörfern derselben Provinz waren über 300 Häuser, ja sogar ein Kloster eingestürzt. Das Dorf Muganlu, das in einer Felsenschlucht, etwa $1^1/_2$ Werst von dem Fufse eines Berges lag, wurde von einer gegen 200 Faden grofsen, vom Berge losgerissenen Erdscholle bedeckt; alle Spuren der Häuser verschwanden; die meisten Einwohner retteten sich durch die Flucht. Da, wo am Berge die Erdscholle sich losgerissen hatte, zeigten sich drei grofse Quellen sehr nahe bei einander. Nach der Aussage der Einwohner nahm nach dem Erdbeben das Wasser fast in allen Quellen zu, was auch in der Stadt Alt-Schamachie bemerkbar ist. Das Dorf Tschagan sank halb in die Erde ein; an vielen andern Orten zeigten sich Spalten und grofse Quellen. Im Dorfe Ssagiani aber erstreckt sich ein solcher Erdspalt $2^1/_2$ Werst in die Länge, und $1^1/_2$

Aufserdem zeigt diese an Naphthavulcanen so reiche Gegend noch das Merkwürdige, dafs diese an dem äufsersten Endpunkte des kaukasischen Alpenkammes an der flachen Meeresküste selbst vorkommen, da also, wo das ältere Gebirge aufhört und nur neuere Formationen die Niedrigungen einnehmen. Um so auffallender und für die Theorie der Bildungsart dieser kaukasischen Gebirgskette von vieler Bedeutung ist es, dafs gerade am entgegengesetzten Endpunkte dieses Alpenkammes sich ähnliche Erscheinungen auf der Halbinsel Kertsch und der Insel Taman finden. So wie nämlich am südöstlichen Endpunkte des Alpenkammes auf der Halbinsel Abscheron, und an der ganzen Meeresküste von Baku nach Ssallian und auf den Inseln des Meeres sich Schlammvulcane und Naphthaquellen in unendlicher Menge finden, so wiederholen sich dieselben Erscheinungen dort am nordwestlichen Endpunkte desselben.

Um die Aehnlichkeit beider Gegenden in ein gröfseres Licht zu stellen, will ich einige Stellen aus der Beschreibung der Schlammvulcane des nordwestlichen Endpunktes herausheben, die zugleich die südöstlichen erläutern. Die Insel Taman *) ist flach, und enthält nicht viele über der Meeresfläche erhabene Hügel und Anhöhen, worin sie dem Boden der Halbinsel Kertsch vollkommen gleicht, man sieht auf der Oberfläche derselben nichts als Lagen von Lehm mit Sand gemischt, Mergelschichten und Seemuschelschalen in ein Sumpfeisenerz eingeknetet, und zuweilen inwendig mit rothen Seleniten angefüllt. Nächst dem finden sich starke Quellen von Naphtha und mehr

---

Arschinen in die Breite; über ihm zeigt sich des Nachts ein Feuer, gleich dem Blitz.

*) S. Physikalisch-topographisches Gemälde von Taurien, in Pallas neuen nordischen Beiträgen, VII. p. 598.: über die schlammigen Auswürfe auf der Halbinsel Kertsch und der Insel Taman.

oder weniger beträchtliche Schlünde oder Strudel, welche einen salzigen und mit vielem elastischem Gase gemischten Schlamm ausstofsen. „Von diesen Schlünden," sagt Pallas, „die sich sowohl in der Ebene als auf den Gipfeln der Hügel eröffnet haben, habe ich drei auf der Halbinsel Kertsch gefunden, und auf der Insel sind ihrer an 7 bis 8 Stellen, sowohl kleine als grofse, einige beinahe verstopft oder gänzlich vertrocknet, andere in voller Thätigkeit, und besonders einer auf dem der abgesteckten neuen Festung Taman zunächst gelegenen Hügel, der mehrere Faden im Durchschnitt hat und beständig braust, wegen der Menge Gases, das sich mitten in dem flüssigen Schlamme entwickelt, welcher sich ergiefst und langsam abfliefst. Aufser diesem Schlunde, der sich auf einem Abhange dieses Hügels auf der Seite des Temrukschen Liman befindet, zeigt der Gipfel eben desselben Hügels drei beträchtliche Anhöhen, die augenscheinlich aus dem durch die drei ähnlichen, ehemals offen gewesenen Schlünde ausgeworfenen Schlamme entstanden sind. Zwei von diesen Anhöhen haben an ihrem Fufse kleine halbrunde Seen von salzigem und nach Naphtha riechendem Wasser. Leute, die seit 15 bis 20 Jahren zu Jenikal wohnen, erinnern sich eines auf diesem Hügel erfolgten Ausbruches, von Feuer und eben den Erscheinungen begleitet, die man bei demjenigen bemerkte, der sich im Jahre 1794 auf der Insel Taman hervorthat; und nach der Aussage der Tataren hatten alle auf der Insel Kertsch und der Insel Taman vorhandenen Schlammhöhlen oder Quellen bei ihrer Entstehung sich durch Feuerflammen und Rauch, und durch eine stärkere oder geringere Explosion angekündigt. In dem genannten Jahre im Februar geschah der Ausbruch mit donnerähnlichem Getöse, wobei sich eine Feuergarbe sehen liefs, die nur ungefähr eine halbe Stunde währte und von einem dicken Rauche begleitet war. Dieser Rauch und das stärkere Sprudeln, welches einen Theil des Schlammes weit wegtrieb, dauerte bis zum andern Tage,

worauf der flüssige Schlamm sich langsam zu ergiefsen anfing und sechs Ströme bildete, die von dem Gipfel des Hügels unregelmäfsig in die Ebene hervorschossen. Die Masse des Schlammes in diesen 3 bis 5 Arschinen dicken Strömen kann man auf mehr als 100,000 Kubik-Faden rechnen. Im Julius waren alle diese Ströme auf der Oberfläche getrocknet, aufserordentlich höckericht und voller Risse, wie ein thonichtes Erdreich; der im Mittelpunkt dieser Ströme befindliche Schlund war durch den gleichfalls trockenen Schlamm verstopft, so dafs man ohne Gefahr darüber gehen konnte. Das abscheuliche Brausen aber, welches man noch deutlich im Innern des Berges hörte, bewies hinlänglich, dafs seine Eingeweide noch nicht so ruhig wären als sein Aeufseres. Der aus dem Schlunde ausgeworfene Schlamm ist so, wie fast bei allen ähnlichen Schlünden, ein mürber, bläulich aschfarbener, ganz gleichartiger, mit glänzenden Glimmerstäubchen oder Pünktchen vermischter Thon. Die demselben in geringer Anzahl beigemischten Brocken von Mergel-, Kalk- und Sandschiefer scheinen von den über dem Brennpunkt der Explosion gelegenen Lagen abgerissen zu seyn, und die Krystalle und glänzenden Feuersteinsplitter, die man an diesen Steinarten findet, bewiesen, dafs die Hitze dieses Brennpunktes nicht stark genug war, die Lagen, worin diese Feuersteine enthalten waren, anzugreifen. Auch flofs der Schlamm nur laulich aus diesem Schlunde, und die Feuergarbe kam wahrscheinlich nur von der brennbaren Luft her, welche allem Vermuthen nach die Ursache des Ausbruchs war.“ So weit Pallas.

Wir sehen demnach, dafs bei den Naphthavulcanen überhaupt als sie veranlassende Momente die Naphtha, das Seewasser *) und endlich die brennbare Luft oder das Wasserstoffgas gedacht werden müssen; und durch sie

*) Man vergleiche hiemit auch die Beschreibung der Salzseen und Naphthagruben auf der Insel Tschelekän, im IX Cap.

geleitet, könnten wir uns der Theorie über ihre Entstehungsart allmählich nähern. Es leidet keinen Zweifel, dafs ein Erhitzungsprocefs in diesen Gegenden stattfinden müsse; darauf deutet schon das häufige Vorkommen von heifsen Quellwassern hin, die gewöhnlich herausfliefsen, wenn ein solcher Schlammvulcan zusammenstürzt, sich auch sonst überall als kleine Salzseen finden, wo jene vorkommen. Ferner deutet der Rauch, der aus Spalten dieser Gegenden hervortritt, auf irgend eine innere Wärme der Erdrinde hin. Selbst der Ausflufs der Naphtha müfste als Beweis für die Annahme eines Sublimationsprocesses oder eines dort bestehenden Feuers angesehen werden. Endlich sehen wir auch in der Nähe des ewigen Feuers bei Baku, kaum eine Viertelwerst davon entfernt, aus Spalten des dortigen Muschelkalksteins eine Wärme hervordringen, die kaum von der Hand ertragen werden kann; diefs reicht hin, um eine Wärme-Erzeugung auch in der Erde anzunehmen.

Die Naphtha an sich ist aber ein vegetabilisches*) Product, wahrscheinlich aus brennenden Steinkohlenlagern**) entwickelt; der Geruch der Naphtha ist rein vegetabilisch, also keineswegs ein brenzlich thierischer, gerade so wie der

*) Wenigstens findet sie sich meist in oder in der Nähe von Steinkohlenflötzen. (Siehe Hoffmann und Breithaupt, Handbuch der Mineralogie, III. 1ste Abth. p. 267.) Eben so gewinnt man durch Destillation des Steinkohlentheers die Naphthaline (von Poggendorf Ann. d. Phys. u. Chem. Bd. 83. S. 101, u. Bd. 88. S. 336); sie findet sich natürlich in Spalten von bituminösem Holz, und scheint durch Sublimation entstanden zu seyn.

**) Einen Beweis dafür sehen wir in Indien, wo an 500 Naphthabrunnen quillen; der Boden besteht anfangs unter der Oberfläche aus Sand, dann aus Schichten Lehm, von Naphtha durchzogen, und endlich folgen Steinkohlen, aus denen die Naphtha hervorquillt.

Geruch brennender Steinkohlen, die auch von Naphtha durchzogen oder mit ihnen gleichzeitig vorzukommen pflegen. Das Harz der verkohlten Stämme scheint durch lang andauernde Erhitzung diese Verwandlung in Naphtha zu erleiden und wird durch sie theils verflüchtigt, wodurch es in die Höhe gehoben und aufs Neue unter tropfbar flüssiger Form niedergeschlagen wird, oder theils dem Wasser beigemischt, in welchem es als leichterer Körper an die Oberfläche emporsteigt.

Auch aus den neuesten Untersuchungen über die Erdharze geht derselbe vegetabilishe Ursprung der Naphtha hervor.

„Die Naphtha oder das Petroleum," sagt John, *) „ist vegetabilischen Ursprungs, und bei der Steinkohlenflötzerzeugung entstanden. Nur zufällig ist es wohl mit animalisch fettiger Materie, mit der es in Berührung kam, verbunden.

„Nichts ist gewisser," fährt er fort, „als dafs die Erdharze sich aus öligen oder harzigen Vegetabilien und meistens bei der Steinkohlenbildung erzeugt haben. Ich betrachte sie daher, mit Ausnahme einiger, z. B. des Bergöls, welches offenbar ein Product der Verbrennung ist, als nähere Pflanzenbestandtheile, welche in ihrer Grundmischung mehr oder weniger verändert sind. Das Judenpech, Asphalt, die Maltha u. s. w. entstanden aus harzigen Bäumen, und sie zeigen durch ihre schwarze Farbe und Natur eine erlittene Verkohlung und Schmelzung an, das elastische Erdpech stammt von Pflanzen ab, deren Mischung denen ähnlich ist, welche jetzt das Caoutschouc liefern; das Bergtheer und andere Erdharze konnten sich erzeugen, indem die ätherischen Oele, die Bergnaphtha u. s. w. Harze auflösten und diese nach Verdunstung ihrer ältern Theile wieder zurückliefsen. Die mine-

*) I. F. John, Naturgeschichte des Succinums, Köln, 1816, p. 148.

ralische Mumie entsteht aus Bäumen, die denen ähnlich waren, welche Benzoë liefern. Die Kohlen (Steinkohlen, Brennkohlen und bituminöses Holz) — Körper, welche zuweilen mit diesen Erdharzen durchdrungen sind — geben uns den sprechendsten Beweis von der nur oberflächlich berührten Theorie.

„Erdharze oder Bitumina sind daher Pflanzensäfte, welche entweder auf der Oberfläche der Erde freiwillig ausflossen und darauf verschüttet wurden, oder die erst in der Erde durch Entzündungen ausflossen, einen gröſsern oder geringern Grad der Zersetzung erlitten und durch Austrocknung mehr oder weniger verhärteten und sich darnach auch durch verschiedene Gerüche unterscheiden."

Ihrer Natur und Zeugung nach unterscheidet John drei Classen derselben:

1. Erdharze, welche unveränderte Educte sind, wie das Succinum und vielleicht der Honigstein.

2. Erdharze, welche wenig zersetzte Educte sind, wie das Asphalt, schlackiges Erdpech, elastisches Erdpech, Bergtheer, der kostbare und wohlriechende Balsam, welcher concret ist, aus den Bergklüften in Chorasan am Fuſse des Kaukasus und der Munjak von dem See in der Campechebai ausgeworfen, unter dem Namen mineralischer Mumie (pers. Mumi nahi) bekannt.

3. Erdharze, welche Producte sind, wie die meisten Naphtha-, Bergöl-, Bergtheer-Arten. Diese entstanden durch Mitwirkung der Wärme und erlitten und bilden, als zersetzte Inflammabilien, ganz neue Producte. Zu ihnen gehören auch das geschwefelte und das gekohlte Wasserstoffgas, die sogenannten bösen Wetter der Bergleute, welche letztere jedoch auch ohne Mitwirkung des Feuers in Kohlenflötzen bilden können.

Die Naphtha und das Bergöl sind als wahre empyreumatische Oele zu betrachten, in welchen sie vorkommen, und die ungeheure Menge, in der sie sich ehemals gebildet haben, spricht zu deutlich dafür, daſs sie Producte

ducte des Feuers sind und sich eben so bildeten, wie man sie vermittelst der Destillation organischer Körper künstlich darstellt. Die Bildung der meisten Steinkohlenarten läfst sich nicht befriedigend erklären, wenn man nicht die Wirkung der Hitze dabei zum Grunde legt, und in diesem Falle müssen sich dabei die Producte erzeugt haben, ohne deren Absonderung keine Verkohlung organischer Körper möglich ist. Diese treffen wir aber auch wirklich in grofser Menge an.

Die Naphtha scheint sich vom Bergöl hauptsächlich nur durch einen gröfsern Grad der Reinheit zu unterscheiden, denn das letztere kann durch eine sorgfältige Destillation, wobei Harz zurückbleibt, ebenfalls von dem geringen specifischen Gewicht und der Farblosigkeit der ersten dargestellt werden.

Ist einmal ein solcher Erhitzungsprocefs vorhanden, so kann er auf der andern Seite leicht durch die brennbare Eigenschaft der Naphtha selbst unterhalten werden, und daher sind dergleichen unterirdische Erdbrände da, wo Naphthagruben vorkommen, so aufserordentlich gewöhnlich, da auch überdiefs in ihrer Nähe Steinkohlenflötze zu seyn pflegen; daher kann durch die dadurch erzeugte hohe Wärme das Seewasser selbst, das zu ihren Höhlen, die unter dem Niveau des Meeres liegen, leichten Zugang hat, in seine Primitivtheile zersetzt werden, und so das Wasserstoffgas desselben theils, sobald es an die Oberfläche der Luft kommt und sich mit ihr mischt, Knallluft bilden, oder das donnerähnliche Getöse der Naphthavulcane, theils auch die Feuerauswürfe oder Feuergarben verursachen, die nur durch brennendes Wasserstoffgas bewirkt werden können. Daher finden sich auch in der Entfernung von ¼ Werst nordwärts vom ewigen Feuer jene Spalten im Kalkboden, aus denen eine sehr grofse Wärme emporsteigt. Ihr zunächst liegen, eine Werst weiter nordwärts, die Quellen der weifsen Naphtha, und erst nach zwei Wersten sieht man die schwarze Naphtha

fließen. Hier könnte man nun folgende Erklärung des unterirdischen Processes annehmen: Die schwarze Naphtha wird durch die Wärme sublimirt, aber zugleich aufs Neue tropfbar flüssig als neue Naphtha in farbloser Gestalt niederschlagen. Aus ihr könnte sich leicht der feinere flüchtigere Theil durch abermalige Zersetzung bei der Sublimation als ein brennbares Gas entwickeln und durch andere Spalten hervordringen.

Wenn nun das häufig auf die Art entstandene Wasserstoffgas sich in andere Gruben sammelt, und so endlich durch Spalten aus dem Boden hervordringt, die mit jenen zusammenhängen, so würden wir bei Annäherung einer Flamme an diese Erdspalten das Gas sich entzünden und so das ewige Feuer bei Baku entstehen sehen. Dieſs wäre mithin nur Folge eines unterirdischen Zersetzungsprocesses des Seewassers durch eine Wärme-Entwicklung, die wiederum durch Erhitzung der Naphtha und Steinkohlenlager im Schoſse der Erde bedingt wäre. *)

Je nachdem nun mehr Wasser in diese Höhlen zuströmt, desto mehr Wasserstoffgas würde sich aus ihm entwickeln können; daher brennt das Gas am Atesch-gah bei Baku lebhafter beim Südwinde, der jenes Wasser in den Golf von Baku zutreibt, als beim Nordwinde, der das Wasser von da wegtreibt. Dadurch könnten ferner selbst viele Veränderungen im Laufe der Jahrhunderte entstehen; bald bei gröſserer Ansammlung des Seewassers und plötzlicher Zersetzung desselben eine augenblickliche plötzliche Explosion entstehen, bald durch allmähliche Entwicklung des Wasserstoffgases das-

*) Non loin de là (vom ewigen Feuer, sagt *M. Brün*, Précis de la Géogr. univers. III. p. 60) se trouvent deux sources d'eau chaude qui bouillent comme le naphthe; l'eau est impregnée d'une argile bleue qui la rend épaisse, mais elle s'éclaircit en la laissant déposer; quand on s'y baigne, elle fortifie et donne de l'appétit. (Vom Letztern habe ich jedoch nichts gesehen und nichts gehört.)

selbe sich entzünden und als eine hohe Feuersäule lange fortbrennen und weit vom Meere aus beobachtet werden.

Daraus könnte man schliefsen, dafs die Quelle des ewigen Feuers selbst nur als relativ immerwährend gedacht werden könne, so lange sie nämlich da, wo sie emporlodert, fortdauernde Entwicklung des Wasserstoffgases, durch die brennbaren Körper bewirkt, vorräthig fände. Nach dieser Annahme würde man vielleicht auch an den von Plinius angeführten Orten ein ähnliches ewiges Feuer statuiren können, das aber nur so lange brannte, als dort die Zersetzung des Wasserstoffgases oder eine ähnliche Entwicklung desselben stattfand. Da sie aufhörte, verlosch diefs Wunder der Natur, so dafs die spätern Geschlechter selbst sein vormaliges Bestehen vergafsen.

Am Atesch-gah bei Baku ist also die unversiegbare Quelle des ewigen Feuers in der allmählichen, fortdauernden Zersetzung des Wassers begründet, wodurch das Wasserstoffgas Zeit gewinnt, durch die feinern Spalten der Erdrinde allmählich in die Höhe zu steigen und so mit der atmosphärischen Luft vermischt überall da sich zu entzünden, wo man ihm eine Flamme annähert. Grade das allmähliche Vordringen des Gases durch enge, tiefe, weithin reichende Spalten verhindert hier die Explosion, die nur dann möglich wäre, wenn das Gas, das äufserlich brennt, mit einer gröfsern Ansammlung desselben in einer bedeutendern Höhle Zusammenhang hätte; *) eine wichtige Rolle bei der Explosion spielen ohne Zweifel auch die Wasserdämpfe selbst.

Eine andere Untersuchung, zu der uns das ewige Feuer Veranlassung gibt, sind die Indier, die in dem

*) Einer solchen Explosion, durch Naphtha-Entzündung bewirkt, mag wohl der Untergang von Sodom und Gomorrha zuzuschreiben seyn; noch jetzt schwimmt auf dem todten Meere Naphtha. (Hoffmann Mineralogie III. p. 269.)

Atesch-gah einen heiligen Feuerort verehren, wohin sie aus so weiter Ferne wallfahrten. Der Feuerdienst gehört bekanntlich zu den ältesten, aus ihm könnten wir vielleicht auf das Alter des brennenden Feuers bei Baku geleitet werden, wenn wir in seiner Geschichte Begebenheiten fänden, aus denen hervorginge, dafs er hier schon sehr frühe ausgeübt wurde. Es wäre hier sehr zu wünschen, dafs sich sprachkundige Geschichtsforscher mit diesem Gegenstande mit mehr Erfolg zu beschäftigen suchten, als es mir, einem Fremdling in der Geschichte des Feuerdienstes und seiner Literatur, zu thun möglich ist.

In der Vorzeit war der Feuerdienst *) in ganz Persien verbreitet, **) unter Cyrus war er als herrschender

---

*) Siehe Ritter l. c. II. p. 108 ff.

**) *Ammianus Marcellinus*, II. p. 195 (deutsch von Wagner, Frankfurt a. M. 1793) sagt:

In Medien liegen die fruchtbaren Ländereien der Magier. Magie, sagt der berühmte Erfinder wichtiger Wahrheiten — Plato, sey mit dem mysteriösen Worte Machagistie gleichbedeutend, die reinste Art von Götterverehrung, — eine Wissenschaft, die schon in den ältesten Zeiten Zoroaster, der Bactrianer, aus geheimen Lehren der Chaldäer erweitert, und dann Hystaspes, jener weise König, Darius Vater, noch mehr bereichert hat. Die Magier behaupten, dafs Feuer, vom Himmel gefallen, von undenklichen Zeiten her auf ihren Altären brenne, von dem sie nur immer einen kleinen Theil den Königen Asiens überlassen hätten, um es als beglückenden Segen vor sich hertragen zu lassen. Diese Magierfamilie war in alten Zeiten nur auf wenige Personen eingeschränkt, und die persischen Könige bedienten sich derselben ausschliefslich zur Besorgung ihres Gottesdienstes. Nach und nach ist ihre Zahl so grofs geworden, dafs sie unter ihrem Namen eine eigne Volksclasse (Kaste) bilden. Sie stehen als Diener der Gottheit in grofser Achtung und binden sich an keine Gesetze. Sie bewohnen ländliche Gegenden, die doch durch keine Mauern befestigt sind. Eine Quelle (in Medien)

Cultus von Adserbishan und Bactrien über Segestan in ganz Farsistan verbreitet, und hatte sich durch die Dynastie der Sassaniden in derselben Wiege (in Hochpersien) der Achämeniden-Macht verjüngt (von 223 — 632 nach Chr. G.), als der letzte Sprößling dieses königlichen Hauses der neuen Kajanier, Yezdejird, durch den Weltsturm der mahomedanischen Araber in demselben Jahre seiner Thronbesteigung auch in die Flucht geschlagen ward, und mit ihm alle Diener des Ormuzd in die weite Welt zerstreut wurden, die nicht unter das Schwert des Islam fielen oder, dem alten Glauben abtrünnig, die Beschneidung annahmen. Durch Omer, den Khalifen, vor welchem der verlassene König nach Kerman in den Yezd und Segestan floh (er ward ermordet 652, und sein Sohn Firuz (Pi-lu-fse) findet noch ein Asyl bei den Chinesen in Si-gan-su), nahm das alte Reich der Parsen oder Magier ein Ende und die Geschichte der neuen Guebern begann. Als Ungläubige schonte sie nirgends das Schwert der Sieger, und nur durch Tapferkeit und Flucht retteten sie sich; der Nord- und Südrand von Iran ward ihr Asyl, und die größere Masse immer weiter ostwärts verdrängt, bis sie in Indien Schutz, Religionsfreiheit und eine neue Verfassung fanden.

Diese Colonie in Indien, bekannt durch ihren Heldengeist, blieb in Beziehung auf zweifelhafte Fälle in ihrem seit 2000 Jahren freilich vom ursprünglichen sehr abgewichenen und mechanisch religiösen Cultus, durch ihre Desturen *) immer in Verbindung — bis auf Anquetil

liefert dort ein von der Natur selbst bereitetes dickes Oel, welches bei den Persern einheimisch ist und in ihrer Sprache Naphtha heifst. (Eben so nennen es die jetzigen Perser und Tataren der Küsten des caspischen Meeres noch Neft.)

*) Ein Destur (Parsenpriester) Ardeshir überbrachte ihnen aus Sejestan eine Abschrift der Vendidad in Zend, nebst

du Perrons Zeit — mit den Parsenpriestern in Kerman. Denn hier zu Firuzabad (17 Parasangen in SO von Schiraz, wo jetzt noch wichtige Ruinen stehen) war einer der berühmtesten ihrer Feuertempel, dessen Flamme nach den Mahomedanern aber schon mit Mahomeds Geburt erlosch, und in ganz Herman und Mekran sind Spuren der frühern Herrschaft der Guebern; Feuertempel, Gräber, Reste zerstörter Städte, in der Wüste Beludshistan der Berg Kohe Gubr mit einem Feuertempel (Atesch-kudu), die heifsen Quellen und der Canal der Gueberustadt zu den Bädern bei Basnan u. s. w. In dem benachbarten Yezd, im Herzen des schwer zugänglichen Persiens, und in Segestan vertheidigten sich die Guebern Jahrhunderte lang mit der gröfsten Tapferkeit. Selbst in Farsistan hatte noch 300 Jahre nach dem Einfalle der Araber jeder District seinen Feuertempel vertheidigt. Gegenwärtig wohnen noch 4000 Ateschperer (Atesch=Feuer, und Pir=ein Frommer) oder Guebern in Yezd, welche für die Erlaubnifs einen Feuertempel zu erhalten, eine Kopfsteuer zahlen müssen. Hier sind sie nur noch in Besitz einiger in Kupfer gegrabenen Tafeln, auf welchen Zoroasters Gesetz in verfälschtem Zustande stehen soll. Sie leben unter dem ertödtendsten Drucke, haben sich aber immer hartnäckig geweigert, ihre heiligen Bücher den Tyrannen auszuliefern, und unter Schach Abbas dem Grofsen, der diefs von ihnen verlangte, gingen mehrere ihrer Oberpriester lieber als Märtyrer in den Tod. Damals (1660) berechnete Chardin ihre Zahl im persischen Reiche noch auf 80.000. Seitdem haben sie immer mehr abgenommen. Doch erscheinen sie noch zu Saribei Astraband, wo sie einen Feuertempel haben,

---

einer Uebersetzung in Pehlvi, von ihr ist eine Copie die Zendavesta, welche Anquetil du Perron (1762) aus Surate, wo er 5 Jahre dem Studium der Zend- und Pehlvi-Sprache obgelegen, nach Europa brachte.

bei Baku, einst unter den Dilemiten und Kurden in Adserbishan, wo sie Yezidi heifsen, auch bei einigen Völkern im Kaukasus und in Farsistan, als Uebelname eines verachteten, der Zauberei verdächtigen Volkes bei den Mahomedanern.

Durch ihre heiligen Bücher und ihre Desturs ist das Zend und Pehlvi für die Nachwelt erhalten worden; sie selbst sprechen das Guebri, eine aus Zend, Pehlvi, Arabisch, Tatarisch, Neupersisch verderbte Mundart eines ursprünglichen altpersischen Sprachstammes. Es enthält die Lehren Zoroasters oder Zerduscht, der unter der Herrschaft Kischtâsp auftrat (etwa 480 vor Chr. G.), der die Residenz des Reichs von Balkh (Bactrien) in Chorasan nach Issthakhr (Persepolis) verlegte. Er verehrte so sehr Zoroaster's Lehre, dafs er ihm eine grofse Zahl Atesch-gahs errichten liefs, und seinen Cultus weit verbreitete. Kischtasp selbst gehörte zum Stamme der Kajaniden und lebte um die Zeit von Cyrus und Cambyses. Die nächsten Könige der Parther, die auf ihn folgten, waren aus dem Stamme der Arsaciden, und auf ihn folgten die Sassaniden. *) Chowaresm **) war am längsten der Sitz des Feuerdienstes; doch bleibt uns Vieles, was aus jener ältesten Cultuszeit zu uns gekommen, in der Urkunde der Zendavesta unverständlich.

Wir sehen aus dem oben angeführten Bruchstücke der Geschichte des Feuerdienstes, dafs der Name

---

*) In Saris, das von den alten Persern erbaut ist, waren noch zu Hanway's Zeiten vier Tempel der Guebern; sie bewohnten früher diese ganze Küste. Auffallend ist es, dafs die neuen Perser hier diese Tempel stehen liefsen, da sie doch die Gueber so sehr verfolgen. Jene Feuertempel waren rund, hatten ungefähr 30 Fufs im Durchmesser, und gingen oben in eine Spitze aus, die beinahe 120 Fufs ausmachte. (v. Hanway, Reise S. 214.)

**) Der Name Chowaresm bedeutet glanzvolle Lichtmanation, Ritter, l. c. II. p. 566.

Atesch-gah keinesweges dem ewigen Feuer bei Baku eigenthümlich ist, sondern diefs ist vielmehr der Name des Heiligthums, wo die Guebern das Feuer, den Gegenstand ihres Cultus, aufbewahren. Es ist ihnen vorgeschrieben, in jeder Stadt, die sie bewohnen, ein Atesch-gah zu besitzen und zur Ehre des Feuers die durchs Gesetz ihnen vorgeschriebenen Feste zu feiern. Der Glanz des Feuers kommt von dem Glanze Gottes. Das Atesch-gah liegt im Innern des Derimher, des Tempels der Guebern. *)

Der gelehrte Anquetil du Perron hat uns die Beschreibung und den Plan des Derimhers in der Nähe von Surate gegeben. Man sieht, dafs diefs eine bedeckte Halle ist, welche zwei kleine Zellen einschliefst, das Atesch-gah, wo sich das Atesch-dân findet, ein Gefäfs, welches das Feuer enthält, und die andere Zelle, izechekaneh genannt, der Ort, wo das Izechne, das Gebet, an ihr oberstes Wesen Ormuzd, verrichtet wird, und wo man der sieben ersten Geister Erwähnung thut, die himmlischen Amschaspand genannt.

Es ist leicht zu bemerken, dafs der Derimher viele Aehnlichkeit mit dem Tempel zu Mekka besitzt, der auch wahrscheinlich von Persern errichtet worden ist. **)

Jetzt entsteht die Frage, sind die Feueranbeter bei Baku Guebern zu nennen oder sind es wahre Indier, die dem Sabäismus ***) oder Feuerdienste huldigen, ohne Guebern zu seyn? Ihrer Nation nach sind die Feueranbeter in Baku Indier, sie sprechen und schreiben Indisch, wie diefs ihre Gebete und eine Inschrift über dem Portal

*) v. Langlès, in einer Anmerkung zu *Forster*, voyage du Bengale à St. Petersbourg, Paris 1802. Tom. II. p. 347.

**) v. Langlès, in seinen Anmerkungen zu Thunbergs Reise.

***) In Hassel's Geographie findet man den Unterschied zwischen Sabäismus und dem Cultus der Guebern, durch Zoroaster entstanden, durchgeführt.

ihres Atesch-gah zeigen. (Diese Inschrift konnte ich jedoch noch nicht ganz übersetzt erhalten; ihr Verfasser erklärte sie mir zwar selbst, doch sehr unverständlich; diefs ist ein alter Mönch des Atesch-gah, mit Namen Atteit Kanzenger, aus der Stadt Kotessur; er sagte mir, es stehe darin, dafs diefs Atesch-gah vor 16 Jahren errichtet sey; die Inschrift fange an mit Ssri Gnäss, d. h. im Namen Gottes; auch die Herrschaft ihres indischen Kaisers Bikker Mandit und sein eigener Name sey darin erwähnt. Kurz es wurde mir nichts recht klar. Der Indier Otumdshem, in Ssallian, der gut Russisch sprach, konnte sie nicht lesen; er sagte, es sey die Schriftsprache der Indier, in der jene Inschrift abgefafst wäre; er schriebe aber eine kaufmännische Sprache, deren Schriftzüge von jenen verschieden wären, in dieser wären 32 Buchstaben, in jener 36.)

So viel geht jedoch hervor, dafs die Feueranbeter Baku's ihrer Sprache und ihrer Nation nach Indier sind; daher können es keine wahren Guebern seyn, welche, wie oben erwähnt, eine Sprache sprechen, die aus Zend, Pehlvi, Arabisch, Tatarisch und Neupersisch gemischt seyn soll. In wie fern diefs gegründet ist, lasse ich unberührt, nur erwähne ich so viel, dafs die Sprache der Guebern nicht Indisch genannt wird, also Indier nicht Guebern seyn können. Bisher hat man wohl die Feueranbeter in Baku Guebern genannt, allein mit Unrecht, wenigstens was die jetzt dort lebenden betrifft. *)

Aber auch früher waren es dieselben Indier, die dort das Feuer anbeteten; schon Forster **) nennt sie so, wird jedoch darin von Langlès (in einer Anmerkung zu

*) Die Indier verbrennen ihre Todten, die Guebern stellen sie im Felde aus, damit die Vögel ihnen die Augen aushacken, so bei Ispahan (v. Olearius); auch Tavernier behauptet, dafs die Guebern ihre Todten nicht verbrennen.

**) *Forster*, voyage du Bengale l. c.

dieser Stelle) sehr getadelt mit folgenden Worten: „Mr. *Forster* emploie peut-être une expression impropre, pour ne pas dire fausse, en désignant les gardiens ou pélerins de *l'Atech-gah* de Bakou sous le nom d'Hindous, et d'enfans de Brimha. Ce titre ne peut convenir aux guèbres ou adorateurs du feu, qui sont sectateurs de Zoroaster et enfans d'Ormouzd. Au reste Mr. *Forster* n'est pas le seul écrivain, qui ait confondu les Hindous ou Gymnosophistes, originaires de l'Hindostan, avec les guèbres ou adorateurs du feu, originaires du Kermân et refugiés dans l'Hindostan, depuis la défaite d'Yezdedjerd, et depuis les persécutions suscitées contre eux par les arabes muselmans.“

Aus dem, was ich oben angeführt habe, wird man leicht gesehen haben, in wie fern Forster Recht hatte, diese Feueranbeter Indier zu nennen; sie sind es in dem engsten Sinne des Wortes, und nennen sich auch selbst Hindus; ihre Götzen, die sie verehren, und die ihnen als heiliges Wesen unter diesen Gestalten in ihren heiligen Büchern beschrieben sind, bringen sie schon als solche metallene Figuren aus Indien mit; ihnen an Ehre gleich steht die Kuh, ohne deren Harn sie ihren Götzendienst nicht halten; doch scheint das Wasser, dem sie nächst dem Feuer göttliche Ehre erweisen, dessen Stelle ersetzen zu können. Da nun in Indien die Guebern Schutz vor ihren Verfolgern fanden, so mochte es leicht dahin gekommen seyn, daſs der Feuerdienst der Guebern auch von den Indiern, doch nach ihrem Götzendienst modificirt, angenommen wurde, ohne daſs jedoch die Indier ihren Götzendienst gegen ihn vertauschten. Wir finden daher in Indien feueranbetende Indier und feueranbetende Guebern; oder man könnte beide Guebern nennen, wenn man damit nur den Feuerdienst bezeichnen wollte, und so Guebern unter den Indiern wie unter den Persern finden, eben so wie es Mahomedaner unter Persern, Arabern, Tataren und Indiern gibt. Jetzt ist aber das Wort Gueber, ver-

stümmelt in Gaur, in Persien als ein sehr empfindliches Schimpfwort bei den Persern gebräuchlich, und die wenigen noch übrigen Guebern leben dort in sehr grofser Verachtung *) und Dürftigkeit. Man bedient sich ihrer mitunter als Läufer; so standen mehrere in Diensten des englischen Gesandten, der Briefe mit ihnen nach Schiras, in Ermanglung der Post, sandte. Sie werden in ihren Diensten von Europäern gelobt, sie sollen treu und thätig seyn; **) sie haben noch jetzt einige Atesch-gahs in Yezd und Kerman, wo auch ihre Priester wohnen. In Yezd sind sie sehr zahlreich, so dafs dort die Verachtung gegen sie wegfällt, sie haben da ein bürgerliches Gericht, das in dem Stadttheile, wo sie wohnen, seinen Sitz hat. Sie beobachten an den Orten, die ihrem Cultus gewidmet sind, die Vorschriften, welche unter der Regierung des Ardischir Babigan, Stifters der Sassanidendynastie, eingeführt wurden. ***)

Leicht kann es auch seyn, dafs die feueranbetenden Indier sich nicht Guebern nennen wollen, grade weil dieser Ausdruck einen so zweideutigen Sinn zuläfst; aber immer bleibt es ausgemacht, dafs die Feueranbeter Baku's gegenwärtig nur aus Indiern bestehen, die meist grade von dort hieher kommen, um ihre heilige Wallfahrt zu verrichten. Doch ist es keinesweges unwahrscheinlich, dafs in frühern Epochen des Feuerdienstes wirkliche Guebern aus dem Parsenstamme hier ihren Götzen opferten. Denn früher soll hier eine grofse Stadt der Guebern gestanden haben, die durch ihren berühmten Tempel tausende

*) In allen Volksmährchen der Araber werden alle Thaten der Bosheit oder Zauberei im Allgemeinen von Guebern begangen, und diefs Wort bedeutet jetzt überall dasselbe, was ein Ketzer.

**) S. Bertuch allgem. geogr. Ephemeriden p. 243 des 27sten Bandes, aus einem Briefe aus Teheran. (1808.)

***) *Malcolm*, Histoire de la Perse, aus dem Engl. übers. Paris 1821. IV. p. 157.

Andächtige aus den entferntesten Gegenden herbeizog. Diese Wallfahrten folgten hinter einander bis zur Epoche der zweiten Expedition des Heraclius gegen die Perser. Dieser Krieger verwüstete den Tempel der Magier. *)

Diefs gibt uns einen Beweis, dafs die Flamme schon im grauen Alterthume in dieser Gegend brannte, aber ungewifs bleibt es, zu welcher Zeit und wie sie zuerst bemerkt wurde. Die Tempel der Guebern wurden mehrmal zerstört, dann wieder neu aufgebaut, und sie selbst als Abkömmlinge der Parsen verliefsen den Feuerort, während Indier, als ähnliche feueranbetende Götzendiener, nur nicht Zoroasters Lehren folgend, hieher wallfahrteten und sich ein andres Atesch-gah erbauten.

Der Boden um den Ort herum, dem das ewige Feuer entströmt, besteht aus einem Muschelkalkstein der Tertianzeit, dessen Muscheltrümmer so fein sind, dafs es unmöglich ist, die Gattung derselben zu bestimmen; man sieht nur, dafs es zweischalige Muscheln sind, deren Formen ungemein fein und klein gewesen seyn mufsten; unter ihnen erkennt man jedoch deutliche Abdrücke von kleinen Cardien. Alle Schalentrümmer liegen dicht im Kalkstein, durch ein kalkiges Bindemittel verbunden, er ist meist schwärzlich von Farbe, was vielleicht von der ihn durchdringenden Naphtha herrühren mag; denn er riecht nach Naphtha und mufs sie mithin, wenn auch in geringem Mafse, enthalten.

An andern Stellen ist der Kalkstein etwas verschieden, immer aber, wie hier, horizontal gelagert. Man sieht ihn da mitunter porös oder mit kleinern Löchern zwischen den feinen Schalentrümmern durchwebt, so dafs

*) S. *Keppel*, journey from India etc. (in Nouv. Annal. des voyages par *Eyriès*, *Larenaudière* et *Klaproth*, Avril, 1827.) Auch Keppel sagt an dieser Stelle: le feu brûle dans un de ces temples, habité par les pélerins, qui *sans être Ghèbres*, n'en ont pas moins de respect pour les flammes sacrées.

er dadurch das Ansehen erhält, als ob einmal Feuer auf ihn gewirkt hätte. Diese feinen Löcher sind braun von Farbe und durchsetzen die ganze Kalksteinmasse, die oft nur wenige Muschelschalen enthält. Weiterhin wird der Kalkstein fester, die Schalentrümmer erscheinen verkalkt, aber unbestimmbar. Andere bläuliche Kalkmassen enthalten ähnliche Löcher; nur scheinen sie da von verwitterten und ausgefallenen Muschelschalen entstanden, oder zugleich verkalkte Muschelschalen zu seyn.

Weiter hin wiegt die Kalkmasse vor, und nur wenige Muschelschalentrümmer zeigen sich in ihr, so dafs hier schon eine Formation vorkommt, wie sie weit und breit am Meeresufer herrscht; sie ist ganz kalkig, von fein muschlichtem Bruch und gelblich grauer Farbe. Auf allen Hügeln, die hier in der Nähe bemerkt werden, findet sich durchweg dieser Muschelkalkstein einer neuern Tertianzeit. *)

Je weiter man dagegen nordwärts zu den Naphthaquellen hinauf kommt, desto mehr verschwindet der Kalkstein, und man sieht eine schwärzliche Thonerde herrschen, die ganz von der Naphtha durchzogen ist, und die vorzüglich aus der Nähe der Naphthaquellen oder aus ihnen selbst genommen und zum Häuserdecken verführt wird. Man nennt sie dort Kir. Die Naphthagruben **) sind hier sehr zahlreich und von verschiedener Tiefe. Sie bilden den gröfsten Reichthum dieses an sich ganz unfruchtbaren Landes.

Die schwarze Naphtha findet sich in weit gröfserer Menge als die weifse auf der Halbinsel Abscheron und

---

*) S. weiter unten am Schlufs die geognostische Beschreibung der Küste.

**) Auch in der Provinz Kuba finden sich Naphtha- und Salzgruben, doch ist der Salzsee nur klein, und an Naphthabrunnen sind nur fünf vorhanden; beide Producte werden auch hier auf Pacht gegeben; das Salz bringt der Krone jährlich 190 R. S., die Naphtha dagegen 350 R. S. ein.

den nahgelegenen Inseln. Meist wird sie tief aus dem Innern der Erde geschöpft; hin und wieder fliefst sie aber selbst über und ergiefst sich so in kleinen Strömen. Ist sie dünn, so erscheint sie grüner von Farbe als die dickere, die schwärzer ist. Die beste dünne Naphtha zeigte am Aräometer 18²/₃°, die schlechte und dabei dickste 11°; jene ist rein tropfbar flüssig, diese zieht sich gleichsam in Fäden, wenn sie aus einem Gefäfse ins andere gegossen wird. Die grüne dünnere findet sich zwischen den Dörfern Balachani und Armanibuلochi, oder Ssapuntschi, auf der mittlern Schachschen Landzunge und in seiner Nähe, und endlich in der Umgebung des Dorfes Binagadi. Um sie zu gewinnen, sind in jenen Gegenden 109 Brunnen erbaut, und namentlich 82 beim Dorfe Balachani, 22 auf der Schachschen Landzunge und fünf beim Dorfe Binagadi.

Die schwarze dickere Naphtha findet sich vorzugsweise bei den Dörfern Bachtsche und Schubani, aber nur in unbedeutenden Tiefen von ¼ — 1 Arschine. Auch bei den Dörfern Balachani und Binagadi wird sie nahe bei den andern Brunnen angetroffen. Diese Naphtha kann ohne Beimischung der grünen nicht zur Beleuchtung gebraucht werden, wozu diese hauptsächlich verführt wird. Die schwarze dient daher meist nur zum Verschmieren der Schiffe. Bei den Dörfern Bachtsche und Schubani ist die Erde und der Sand um die Naphthabrunnen mit verdichter schwarzer Naphtha durchdrungen und bildet eine schwarze, dicke, zusammenbindende Masse, die statt Holz zur Feuerung oder zum Dachdecken angewandt wird.

Die weifse Naphtha findet sich im Verhältnifs zur schwarzen in weit geringerer Masse, und zwar nur an einem Orte, etwa 1½ Werst vom Dorfe Ssarachan entfernt, wo 16 Brunnen, um sie zu gewinnen, errichtet sind.

Aus allen Brunnen werden in einem Monate an 20,300 Pud derselben gewonnen; diefs macht fürs Jahr 243,600 Pud schwarzer Naphtha aus, während von der wei-

ften jährlich nur 800 Pud gewonnen werden. Sie befinden sich hier auf einer Fläche von etwa 2½ Werst in der Länge; und etwa ½ Werst in der Breite, und enthalten ungefähr 684,000 Quadratfaden in sich. Ueberall zeigt der Boden Lehm, hin und wieder freiwillig hervorquillende Naphtha. Stellenweise findet sich dort ½ — 1 Arschine tief eine Erde, von Naphtha durchdrungen, die Massen von gelber und schwarzer Farbe bildet; diese verbreiten sich horizontal als dünne Schichten von 1 — 3 Zoll Dicke mehrere Faden weit. Die Erde zerfällt leicht in Staub und zeigt die Gegenwart der Naphtha dadurch an, dafs sie mit einer Flamme brennt; die erdigen Theile bleiben alsdann glühend zurück, sie wird hier zum Kochen der Speisen und zur Heizung der Zimmer statt der Kohlen gebraucht. Die gelbe Erde schwimmt auf dem Wasser und bringt beim Brennen eine sehr heftige Hitze hervor. Die innere Beschaffenheit der Brunnen ist nicht genau bekannt, doch sollen einige aus Kalkstein mit kleinen Muschelversteinerungen, andere aus Thonerde (Lehm), Sand oder Mergel bestehen.

Der gröfste Theil der jetzt naphthagebenden Brunnen war in verschiedenen Zeiten bald zum Theil, bald ganz neu gemacht worden; die dortigen Einwohner versichern, dafs man vor etwa drei Jahren bei einem Brunnen einen Stein mit der Aufschrift gefunden habe, dafs er vor 200 Jahren von Neuem umgebaut sey. Diefs würde einen Beweis geben, dafs solche Brunnen eine so grofse Reihe Jahre ununterbrochen Naphtha zu geben vermögen und eine unversiegbare Quelle derselben im Schofse der Erde voraussetzen.

Die Brunnen werden jetzt eben so wie in den frühern Zeiten gebaut. Man gräbt erst eine Grube bis zur Hauptquelle selbst; diese wird nach der Gestalt eines umgewandten Kegels angelegt, und an ihren Wänden werden Stufen gegraben, damit die auf ihnen stehenden Arbeiter einander desto leichter die ausgegrabene Erde übergeben

und so zur Grube hinauswerfen können. Darauf legt man die Wände des Brunnens bald mit Holz, bald mit Stein aus. Der Durchmesser der Brunnen wird dabei 2—3 Fuſs groſs gemacht, bei der Anlegung eines Brunnens jedoch weit gröſser, damit die Naphtha sich schneller in ihnen ansammle; und gerade aus dieser Ursache legt man an den Wänden der Brunnen, nach ihrem Boden hin, Höhlen von verschiedener Gröſse an, je nachdem die Naphtha zuströmt. Um den Brunnen wirft man alsdann von allen Seiten die früher ausgegrabene Erde und schlägt sie fest an. Die tiefen Brunnen werden aus Holz, die flachen, weniger tiefen aus Stein gebaut; diese sind bald rund, bald viereckig. Die Tiefe der Brunnen ist von 1 Faden bis auf 15 Faden verschieden; die Menge der Naphtha beträgt täglich von 8 Pfund bis auf 140 Pud. Schon oben haben wir bemerkt, daſs je wärmer der Sommer, desto mehr Zufluſs der Naphtha stattfindet, daſs im Winter und Herbst weit weniger Naphtha gewonnen wird. Eine ähnliche, schädliche Einwirkung sieht man auch von heftigen Nordwinden, vorzüglich in der kalten Jahreszeit; Südwinde vermehren den Zufluſs der Naphtha. Aus diesen Brunnen wird die Naphtha mit dem Wasser, das ihr anhängt, theils vermöge Handwinden, theils vermöge einer durch ein Pferd bewegten Maschine herausgeschöpft; zu jenen sind drei Menschen, zu diesen ein Mensch und ein Pferd erforderlich. Um die Handwinde in Bewegung zu setzen, müssen zwei Menschen sie bald mit Händen, bald mit Füſsen, indem sie auf eigenthümliche Stützen treten, herumdrehen, während ein dritter das Gefäſs an einem Strick herabläſst, und darauf achtet, daſs es sich nicht zu stark an die Wände anschlägt. Dieſs Gefäſs bildet einen Sack, der aus Hammelfell verfertigt und dessen äuſsere haarige Seite nach Innen gewandt ist. Diese Vorrichtung wird nur bei nicht sehr tiefen Brunnen gebraucht.

Bei

Bei den Brunnen dagegen, wo die Naphtha in einer bedeutenden Tiefe und stark hervorquillt, reicht sie nicht hin, und da wird vermöge eines Pferdes der mit Naphtha gefüllte Sack in die Höhe gehoben und in das nebenbei befindliche grofse Behältnifs ausgegossen. Der Gang, in dem das Pferd von dem Arbeiter getrieben wird, ist sehr schmal, aber gegen 15 Faden lang, und oben bedeckt, so wie der Brunnen und das Reservoir nebenbei. Der Brunnen Halafi zeigt diese Maschinerie sehr deutlich. Bei allen sieben von Pferden getriebenen Maschinen befinden sich nur vier Arbeiter und vier Pferde täglich in Thätigkeit; beim Brunnen Halafi erhält der Arbeiter täglich 20 Kop. Silber für sich, und 24 K. S. für sein Pferd Arbeitslohn; es mufs hier täglich, bei den andern abwechselnd einen Tag um den andern, die Naphtha ausgeschöpft werden, denn sonst dringt das Wasser zu stark an und verstopft durch seinen Druck die Oeffnungen, wodurch die Naphtha flofs; sie kann nicht mehr durch sie in den Brunnen hinein, und sucht mithin andere Rückwege ins Innere der Erde.

Man hat die Beobachtung gemacht, dafs selbst die Unterlassung des Ausschöpfens von 2 — 3 Tagen dem Zuflufs der Naphtha hinderlich ist; daher mufs man selbst in kalten Tagen, während des Frostes, wo die Naphtha weit weniger als an warmen Tagen fliefst, das Ausschöpfen, wo möglich täglich, oder doch jeden andern Tag erneuern. Ein anderer Grund, wodurch das Zuströmen der Naphtha geschwächt wird, ist zu viele Ansammlung von Schmutz in dem Brunnen, wodurch eben so die Adern, in denen sie herzuströmt, verstopft werden. Man mufs defshalb darauf sehen, so oft wie möglich die Brunnen zu reinigen von den erdigen Theilen, welche die Naphtha oder das Wasser aus dem Innern der Erde mit sich führen. Man hat die Erfahrung oft gemacht, dafs eine nur ein paar Jahre unter-

lassene Reinigung der Brunnen die Menge der Naphtha in ihnen sehr stark vermindert.

Es gibt zwar auch Brunnen, die von 4 bis 120 Tagen nicht ausgeschöpft werden dürfen; allein nach Verlauf von einiger Zeit geben sie doch weit weniger Naphtha, als wenn sie in kürzern Zwischenzeiten ausgeschöpft worden wären. Einige Brunnen können aber gar nicht gereinigt werden, theils weil sie zu schmal im Durchmesser sind, theils auch weil sie eine zu starke Ausdünstung besitzen, so daſs der an Stricken herabzulassende Arbeiter nicht im Stande ist, den Brunnen zu reinigen. Aber auch in andern Brunnen bleiben die hinabsteigenden Arbeiter nicht länger als drei Minuten am Boden, und müssen oft noch früher von frischen Arbeitern abgelöst werden. Sie legen den Schmutz des Brunnens in einen Eimer, der an einem andern Strick mit ihnen zugleich herabgelassen wird.

Meist enthält die geschöpfte Naphtha noch anhängendes Wasser; daher wird sie erst in Gruben gegossen, die sich neben den Brunnen befinden, wo das Wasser vermöge seiner Schwere absteht; die darauf schwimmende Naphtha wird alsdann in gröſsere Hammelfelle, theils mit Eimern, theils mit platten hölzernen Gefäſsen gegossen und so in eigene kellerartige Behältnisse zum Aufbewahren gefüllt. Mitunter enthält aber die allerdickste Naphtha, wenn sie schon auf jene Schläuche gefüllt ist, doch noch anhängendes Wasser; dann werden sie mit der verstopften Oeffnung nach Unten hingestellt, und nach einiger Zeit, wenn sich vermöge der Schwere des Wassers dieſs um die Oeffnung gesammelt hat, dieselbe losgemacht und das Wasser herausgelassen.

Um die geschöpfte Naphtha aufzubewahren, gräbt man eigene Keller in die Erde; sie bestehen aus vier Wänden, die mit Steinen belegt einen viereckigen Keller bilden; die obere Oeffnung ist mit einem steinernen Gewölbe gedeckt; die Wände sind mit Kalk fest ver-

schmiert, damit sie die Naphtha nicht durchlassen. Um die Naphtha zuzufüllen oder sie auszuschöpfen, sind in dem steinernen Gewölbe einige Oeffnungen angebracht; nächstdem führt auch eine steinerne Treppe in die Tiefe, um den Keller zu reinigen. Mitunter bilden vier solcher Keller einen einzigen großsen.

Die Brunnen sind im Ganzen nicht fest genug gebaut, theils weil dicke Bretter theuer sind (denn hier ist nirgends Waldwuchs), theils auch weil die Chane ihren Begs oder andern reichen Unterthanen den Bau auf ihre Kosten anbefohlen, und sie so wenig wie möglich dabei ausgeben wollten. Dann mag wohl die geringere Kenntnifs in dergleichen Arbeiten auch kein geringes Hindernifs gewesen seyn, und die Eile, die man anwenden mufste, um den Brunnen zu bedecken, damit sich kein Regenwasser anhäufe, was der ansammelnden Naphtha sehr nachtheilig wäre. Fallen die untern Bretter aus, die meist sehr dünn sind und leicht beschädigt werden, so werden andere hineingestellt, die man mit eisernen Nägeln befestigt. Dieser schlechten Bauart kommt der Umstand zu Statten, dafs die Naphtha die Eigenschaft besitzt, die Erde um den Brunnen herum stark zu binden, so dafs sie ganz fest wird und ihr Druck auf die bretternen Wände der Brunnen aufhört; daher kommt es wohl vor, dafs selbst wenn einzelne Bretter unten verfaulten und ausfielen, die Wände an sich doch stehen bleiben und nicht zusammenstürzen; denn die Naphtha bildet nun ringsher eine feste Erdwand, die die Gestalt des Brunnens erhält.

Die Naphtha aufzubewahren, sind aufser den Behältern bei diesen Brunnen selbst (so bei den Balachischen 12) noch andere 22 Keller aufserhalb der Stadt Baku, unfern der Festungsmauer, angelegt. Für das Verführen derselben in die nahen Keller der Brunnen werden für 1½ Chalvar (der Chalvar zu 20 Pud gerechnet) 4 K. S., in die Stadtkeller aber 50 K. S. bezahlt. Von der schwarzen Naphtha werden jährlich nach Persien an 215,000 Pud ver-

kauft, die übrigen 27,000 Pud bleiben für den Verbrauch in Grusien zurück; die weifse Naphtha wird nach Astrachan versandt, wo das Pud zu 2 Rubel 62 Kop. verkauft wird.

Alle Arbeiten bei den Naphthabrunnen werden durch die Einwohner des Dorfes Balachani, für die oben erwähnte Bezahlung, statt ihrer Abgaben an die Krone, verrichtet. Diefs Dorf hat 121 Feuerstellen (Häuser), 344 männliche und 448 weibliche Einwohner.

Südwestlich von diesem Dorfe befindet sich auf einem kleinen Hügel von blauem Lehm schwarze dicke Naphtha, die sich dort in nicht sehr tiefen Gruben ansammelt; man könnte, wenn es erfordert würde, von ihr täglich einen Chalvar erhalten.

Das Wasser, das meist mit der Naphtha erhalten wird, ist von brauner Farbe und bittern Geschmacks, mitunter enthält es aber auch eine so grofse Menge Salz, dafs diefs während der Sommerhitze daraus niedergeschlagen wird — ein neuer Beweis, dafs es Seewasser ist, was sich der Naphtha beimischt und dann mit ihr hervorquillt; die drei Brunnen Halafi, Aga und Mahomed Hüssein sind reich an solchem Salz.

In andern Brunnen dringt mit der Naphtha mit grofser Heftigkeit ein Gas hervor, etwa Kohlenwasserstoffgas oder Kohlengas, oder selbst reines Wasserstoffgas, wie am ewigen Feuer, welches sie in so heftige Bewegung setzt, dafs sie ein Geräusch bewirkt, wie das des siedenden Wassers.

Andere Gruben finden sich auf der südwestlichen Seite von Baku, vorzüglich auf der mittlern Scheikhschen Landzunge, etwa 4½ Werst von Baku. Um das Scheikhsdorf herrschen ähnliche Gebirgsmassen, wie um Ssarachani, unfern des ewigen Feuers. Meist findet sich dort ein gelblicher Kalkstein mit Muschelschalen, aber so wie jener mit Löchern versehen, als ob sie durch Einwirkung des Feuers entstanden sind. Die Löcher sind bald

klein, bald aber ziemlich grofs, und dann gewinnt die Masse noch eher ein vulcanisches Ansehen. In der Kalksteinmasse finden sich Quarzkörner, oder unter ihr liegen ganze Sandschichten, von feinen losen Quarzkörnern gebildet, die mit den Muschelkalksteinlagern wechseln Um die Naphtha hier zu gewinnen, hat man 22 Brunnen erbaut, in denen aber nur schwarze Naphtha fliefst. Einer derselben gehört dem Baku'schen Einwohner Kasimbeg. Er befindet sich im Meere, das hier 1½ Fufs Tiefe zeigt, und ist vom Ufer 9 Faden entfernt; aus dünnen Brettern erbaut, erhebt er sich 6 Fufs über die Meeresfläche und ist über einen Faden tief; man erhält aus ihm täglich 1 bis 1¼ Chalvar Naphtha.

Kasimbeg darf nichts davon verkaufen, sondern mufs alle aus dem Brunnen erhaltene Naphtha der Krone übergeben, die ihm jeden Chalvar mit 3 R. 70 K. S. bezahlt.

Nordwärts von diesem Brunnen, etwa 34 Faden von ihm und 15 Faden vom Ufer, befand sich im Meere früher ein anderer, ihm ähnlicher, der täglich 3 bis 4 Eimer Naphtha gab, doch ist er i. J. 1823 von den Wellen des Meeres zerschlagen worden. Es befinden sich überhaupt viele Naphthaquellen im Meere; doch da die Herausschaffung derselben aus dem Meeresboden mit so vielen Schwierigkeiten verbunden ist, so hat die Krone weiter keine Anstalten dafür getroffen, die überdiefs so leicht von den Wellen zerstört werden.

Die Kronbrunnen sind hier nicht besonders tief, einige aus Stein erbaut, andere in Lehm gegraben und sehen dadurch wie gewöhnliche Gruben aus; da sie auch nicht sehr viele Naphtha geben, so verdienen sie keiner besondern Erwähnung. Der Boden um sie herum ist bald sandig, bald lehmig, von blauer Farbe.

Beim Dorfe Banigadi befinden sich fünf nicht grofse Brunnen, die jeden Monat drei oder vier Chalvaren Naphtha geben, die aber von schlechter Beschaffenheit ist; sie zeigt 6½° bis 11° nach dem Aräometer. Sie

wird dort zweimal im Monat ausgeschöpft und in die Keller der Stadt Baku geführt; für das Ausschöpfen und Verführen bis dahin auf einer Arba wird für 1¼ Chalvar 49¼ K. S. bezahlt. Die Brunnen sind aus Stein erbaut und bald 1 Faden, bald 2 bis 3 Faden und darüber tief.

Bei den Dörfern Bachtsche und Schabani sammelt sich die Naphtha in nicht sehr grofsen Gruben, aus denen man im Jahre etwa 600 Chalvaren erhalten könnte; doch wird sie hier nicht gewonnen, theils wegen ihrer schlechten Beschaffenheit, theils weil der Transport auf Pferden übers Gebirge viel kosten würde; nächstdem gibt es auch hinreichende Naphtha besserer Art in den andern Gruben. Früher benutzte man sie wohl, da eine gröfsere Nachfrage nach ihr war; man mischte sie damals mit anderer guten Naphtha.

Eine ähnliche dicke Naphtha findet sich auch an dem nördlichen Theile der Insel Swätoi im Meerbusen von Baku; man könnte von ihr jährlich 35 Chalvaren erhalten.

Die Brunnen der weifsen Naphtha befinden sich nordwestwärts vom Dorfe Ssarachani, etwa 1½ Werst entfernt. Um sie zu gewinnen, sind hier 16 Brunnen mit steinernen Wänden erbaut. Unten sind sie sehr breit, damit sich die Naphtha und das Wasser besser in ihnen ansammeln können, nach Oben dagegen sehr enge, nicht über einen Fufs im Durchmesser. Sie sind mit sehr eng anschliefsenden Deckeln versehen, damit die Naphtha nicht verdunsten könne. Der Boden besteht hier aus gelbem Lehm, mit Muscheltrümmern; weiterhin, südwestlich und östlich, herrscht der Muschelkalkstein. Wenn die weifse Naphtha nicht geschöpft wird, so sind die Deckel der einzelnen Brunnen versiegelt. Der langsame Zuflufs dieser Naphtha würde schon darauf hindeuten, dafs hier eine Sublimation der schwarzen Naphtha stattfinde, die späterhin aufs Neue niedergeschlagen wird.

In vielen Brunnen sammelt sich die weiſse Naphtha mit einer Menge Wasser vermischt an, jeder Brunnen gibt sie in unbestimmter Menge, im Sommer mehr als im Winter, bei trockner und guter Witterung mehr als bei regnichtem Wetter. So gibt der Brunnen Mustapha, 3 Faden 6 Fuſs tief, im Sommer bis 3 Pud 30 Pfund Naphtha in zehn Tagen, in der kalten Jahreszeit 1 Pud 10 Pfund; der Brunnen Kasimbeg, 3 Faden 3½ Fuſs tief, in jenem Zeitraum ein Pud im Sommer, im Winter nur 20 Pfund; der Brunnen Schagi, 4 Faden 1 Fuſs tief, 3 Pud im Sommer, im Winter dagegen kaum 1 Pud 20 Pfund. Diese beiden Brunnen füllen sich im Frühjahr, wenn der Schnee thaut, mit Wasser aus und geben gar keine Naphtha. Die andern 13 Brunnen, die etwas über drei Fuſs tief sind, geben zusammen genommen in 10 Tagen etwa 15 Pud Naphtha, während der Sommerzeit; im Winter dagegen kaum 7½ Pud. Vier dieser Brunnen befinden sich an einem sehr niedern Orte, der sich zur Regenzeit, im Winter und Herbst mit Wasser anfüllt und den Anblick eines Sees darstellt; aber die Brunnen haben eine so hohe Oeffnung, daſs sie mit ihr über der Wasserfläche emporragen und nie davon erfüllt werden. Nur ein fünfter Brunnen Komatschal füllt sich zur Zeit, wo der Schnee thaut und Regenwetter eintritt, so sehr mit Wasser an, daſs keine Naphtha gewonnen wird. Bei einem von jenen Brunnen, der zur Regenzeit mit Wasser angefüllt war, stellte sich der Zufluſs der Naphtha auch späterhin nicht wieder ein, sondern machte sich einen Faden davon entfernt eine neue Oeffnung und kehrte nicht eher als nach völligem Reinigen desselben durchs Ausschöpfen wieder in diesen Brunnen zurück.

Die weiſse Naphtha wird ebenso mit kleinen Hammelschläuchen geschöpft und nach Baku in die dortigen Keller zur Aufbewahrung geführt. Ihre Farbe ist jedoch nie ganz weiſs, sondern zieht immer etwas ins Gelbe; je länger sie aber an der Luft steht, desto gelber und brauner wird sie.

Die weifse Naphtha wird nur in sehr wenigen andern Ländern, und auch da nur in sehr geringer Menge, gewonnen; so in Calabrien, auf den Berge Sibio, bei Modena, in Sicilien, im Herzogthum Parma, unfern Amiano und an den Gränzen Liguriens. Die schwarze findet sich häufiger in vielen andern Ländern; die indische Naphtha hat mehr eine grünliche Farbe.

Mit diesen Naphthabrunnen eng verbunden sind die vielen Salzseen auf der Halbinsel Abscheron; daher ist wohl hier der passendste Ort ihrer zu erwähnen; sie geben eine so grofse Menge Salz, dafs man diefs nicht nur in die benachbarten Provinzen Schirvan, Dagestan, Talisch, sondern auch weit nach Persien verführt. Man schöpft das Salz nur aus wenigen Seen, da schon diese eine hinreichende Menge geben.

Die vorzüglichsten der gröfsern Seen sind folgende: der Massasir, unfern dem Dorfe gleichen Namens, von Baku etwa 15 Werst; zur Zeit des hohen Wasserstandes hat er beinahe 5 Werst Länge von N nach S, und halb so viel Breite, im Umfange aber an 12 Werst. Er liegt in einer ziemlichen Niedrigung und ist rings von ziemlich hohen Hügeln umgeben; seine Ufer bestehen meist aus Lehmboden. Im Sommer trocknet der See aus, und dann schlägt sich das Salz, aber nur am südwestlichen Ende desselben, dem Dorfe Massasir gegenüber, 2 bis 3 Zoll dick nieder, an der Oberfläche von einer Lehmschicht gedeckt. Das Salz ist weifs und von guter Beschaffenheit; man gewinnt in jedem Sommer 150,000 Pud; im Fall der Noth könnte man aber bis 320,000 Pud gewinnen.

Ein anderer sehr ergiebiger See ist der See Sich, beim Dorfe gleichen Namens, 17 Werst von Baku, 1½ Werst lang, etwas über eine Werst breit, im Umkreise mehr als 5 Werst haltend. Das nördliche, südliche und westliche Ufer ist meist steil, 1 bis 4 Faden hoch, besteht aus gelbem und blauem Lehm, mit kleinen Muscheltrümmern. Dieser See trocknet nie aus; das Salz setzt sich

auf den Boden des Sees, etwa drei Zoll dick. Es hat in Stücken eine grauliche Farbe, und das Aussehen des Eises. Man gewinnt alljährlich an 1000 Chalvaren, also 20,000 Pud; aber man könnte an 200,000 Pud gewinnen.

Ein anderer See, Kale, liegt in der Nähe des Dorfes gleichen Namens, 35 Werst von der Stadt Baku, etwa 1½ Werst lang und 70 bis 125 Faden breit, im Umkreise etwa 3½ Werst. Im Sommer trocknet das Salz aus und setzt sich in Schichten von 1½ Zoll Dicke nieder. Diefs Salz wird für das beste zum Gebrauch bei den Speisen gehalten; doch wird es wegen der grofsen Entfernung von Baku nie gewonnen.

Der See Mahomedi befindet sich 1 Werst von dem Dorfe gleichen Namens entfernt, ist 350 Faden lang und 150 Faden breit, im Umfange 2½ Werst. Das Salz schlägt sich in kleinen Würfeln nieder, die unter einander keinen Zusammenhang haben; man kann davon 300 bis 400 Chalvaren gewinnen.

Der See Balachani, neben dem Dorfe gleichen Namens, 12 Werst von Baku, ist zur Zeit des hohen Wasserstandes 5 Werst lang und über 1 bis 1½ Werst breit; man kann aus ihm an 400 Chalvaren gewinnen, doch wird es nur wenig gewonnen, und nur um die Schläuche zz salzen, mit denen man Naphtha schöpft, und in welchen man sie auch verführt.

Der See Hadshihassan, an 200 Faden vom Dorfe gleichen Namens entfernt, hat 1¾ Werst Länge und etwa ¼ Werst Breite, im Umfange an 2⅔ Werst. In gewissen Jahren ist das Salz nur in geringer Menge in ihm vorhanden, mitunter kann man aber an 400 Chalvaren gewinnen.

Ein sehr grofser See liegt ferner im Dorfe Gürdüchani, aus dem man aber nur 100 Chalvaren, und auch diese nur mit der gröfsten Mühe, erhalten kann; denn es ist in seinem ganzen Umfange von der Dicke eines ¼ Zolles verbreitet.

So gewinnt man auch — doch nicht jedes Jahr —

in dem nicht sehr grofsen See Karajatach, zwischen den Dörfern Diga und Binagadi, an 100 Chalvaren Salz.

Der See Binagadi, neben dem Dorfe gleichen Namens, hat etwa 3 Werst Länge und 1½ Werst Breite. Aus ihm kann man an 150 Chalvaren Salz gewinnen; allein es kann wegen seines bitteren Geschmacks nicht zu den Speisen angewandt werden.

Die Seen Aruskum und Agadshun befinden sich zwischen den Dörfern Maschtagi und Gürdüchani; der erste ist 150 Faden lang, 50 bis 110 Faden breit und hat im Umfange 425 Faden. Das Salz schlägt sich in einer dichten Schicht nieder, hat einen bittern Geschmack und eine schwach rosenrothe Farbe, die es jedoch durch langes Liegen an der Luft verliert. Vom Regen wird das Salz leicht ausgewaschen und erscheint dadurch an der Oberfläche porös; es ist ganz bitter von Geschmack. — Der See Agadshun hat 250 Faden im Umfange, bringt aber nicht mehr als 100 Chalvaren Salz jährlich hervor.

Zwischen dem Dorfe Binagadi und dem westlichen Ende des Balachanischen Sees finden sich kleine Bäche mit salzigem Wasser, die manches Jahr an 100 Chalvaren guten Salzes niederschlagen.

Alle Salzseen und andere nicht grofse Salzbehälter in dieser Gegend können in einem guten Jahre an 28,300 Chalvaren, oder 566,000 Pud Salz geben; aber wegen des geringen Verkaufes werden jährlich nicht mehr als 8000 Chalvaren oder 160,000 Pud, und auch diese nur aus den beiden Hauptseen, dem Masaasir und Sich, gewonnen. Diese beiden haben überhaupt folgenden Vorzug vor den übrigen: sie geben die gröfste Menge guten Salzes; sie befinden sich nahe bei Baku, von wo das meiste zur See verschifft wird, und gewähren endlich den Vortheil, dafs man das Salz an dem Orte des Gewinnes verkaufen kann. Nicht weiter als etwa 3 Werst vom Sich-See werden die Schiffe mit Salz beladen. Die Karavanen dagegen, die wegen des Salzes in die Ba-

ku'sche Provinz kommen, kaufen es lieber aus dem Massasir, theils weil er der nächste ist auf ihrem Wege — denn er liegt auf dem Wege von Kubá und Schamachie nach Baku — theils auch deſshalb, weil in seiner Nähe sich eine gute Weide für ihre Kamele oder Büffel findet, die sie zum Transport des Salzes gebrauchen.

Der Niederschlag des Salzes in den genannten Seen endigt in den letzten Tagen des Julius oder im Anfange Augusts; das Wasser mag auf die einige Zoll dicken Salzkrusten theils von Unten heraufquillen, theils aber, und vorzüglich sich durch Regen und Schnee ansammeln, und steht oft mehrere Fuſs über dem krystallisirten Salze. Um dieſs zu brechen, werden die Einwohner aller Dörfer der Provinz, die des Dorfes Balachani ausgenommen, zugleich mit der gehörigen Menge Arben versammelt, um es nachher aus den Seen herauszuführen.

Die Arbeiter gehen in den See, brechen das Salz mit Schaufeln und Aexten und sammeln es in nicht groſse Haufen; andere laden es unterdessen auf Arben und führen es ans Ufer, wo man es auf gröſsere Haufen legt. Der Gewinn von 6000 Chalvaren Salz erfordert nicht mehr als 7 bis 8 Tage Zeit. *)

Alle Salzseen verbreiten einen Veilchengeruch; in einigen zeigt das Wasser vor dem Niederschlag des Salzes eine röthliche Farbe, und enthält eine sehr groſse Menge Eisenoxyd, das sich an niederen Stellen des Sees zusammt dem Salze niederschlägt und ihm eine röthliche Farbe gibt; Regen schadet sehr dem Gewinne des Salzes; es wird im See durch ihn aufgelöst und sehr vermindert. In dem See Sich und Aruskum endlich finden sich am Grunde des Bodens, unter der neuen Schicht Salz 2 oder 3 Schichten Salz, welche die Niederschläge der früheren Jahre bilden, und oben

*) Weiter unten, bei meiner zweiten Anwesenheit in Baku, wird noch einmal dieser Salzseen gedacht. Man vergleiche hiemit auch die Beschreibung der Naphthaquellen und Salzseen der Insel Tschelekän.

von Lehm bedeckt sind. Diese Schichten können als ein immerwährender Vorrath dienen; wenn etwa das neu niedergeschlagene Salz vom Regen aufgelöst werden sollte.

Früher übernahm die Krone selbst den Verkauf der Naphtha und des Salzes in der Baku'schen Provinz. Die Abtheilung des Bergcorps, die in Tiflis ihren Sitz hat, sandte ein Paar ihrer Beamten dorthin, die für die Einsammlung der Naphtha und des Salzes Sorge tragen mufsten, und sie hatten auch den Verkauf derselben auf sich. Die Krone hatte dabei für den Salzverkauf eine Einnahme von 45,000 R. S., für den Naphthaverkauf 69,500 R. S., also im Ganzen eine Summe von 114,000 R. S. Dazu waren 26,000 R. S. für das Verführen des Salzes und der Naphtha, für die Arbeiter und andere Ausgaben bestimmt; es wurden aber nur 11,000 R. S. ausgegeben.

Dazu kam noch, dafs es das erste Jahr war, in welchem die Krone selbst den Verkauf übernahm, also gewifs mehr ausgab, als diefs in den folgenden Jahren zu erwarten war. Dabei lagen noch von dem früheren Pächter viele tausend Pud Salz und Naphtha in Persien vorräthig, so dafs man schon daraus auf einen geringern Absatz schliefsen mufste. Im zweiten Jahre, wo der Verkauf nur von der Krone würde bezogen worden seyn, hätte sie auf einen gröfsern Absatz rechnen können, wenn sie nicht die Abgabe des Verkaufs an einen Pächter, der ihr von dem Chef des Bergcorps zu Tiflis vorgeschlagen wurde, gebilligt hätte. Sie war um so eher dazu bereitwillig, weil man den günstigen Augenblick zur Einsammlung des Salzes versäumt, und so lange darauf gewartet hatte, bis ein heftiger Regen das niedergeschlagene Salz auflöste, wodurch die ganze Ausbeute an Salz verloren ging. Die Krone erhält aber gegenwärtig von diesem Pächter jährlich nur 96,000 R.S., also weit weniger, als sie bei eigener Verwaltung des Verkaufs gehabt hatte. Der erste Pächter hatte den Verkauf 16 Jahre gehabt und gab den Chalvar Salz zu

2½ R. S., den Chalvar Naphtha zu 5 R. S. weg; daher kaufte man von ihm allgemein Salz und Naphtha, während die Krone weit theurer verkaufte, so den Chalvar Naphtha zu 7 R. S.; daher suchte sich Jeder mit der Beleuchtung seiner Zimmer einzuschränken und kaufte weniger. Ja, der Pächter gab das Salz armen Leuten um weit geringern Preis, weil er es verkaufen wollte, um nur Geld zu bekommen, während die Beamten der Krone es nie unter dem festgesetzten Preise verkaufen durften. Der plötzlich erhöhte Preis der Naphtha und des Salzes schreckte die Perser zurück, und nur wenige persiche Fahrzeuge kamen nach Baku; sie segelten nach der Insel Tschelekän, wo sie zwar keine so reine Naphtha, aber eine weit wohlfeilere fanden, weſshalb sie diese und Salz von da holten.

Der jetzige Pächter soll diesen Producten gleichfalls einen höhern Preis bestimmt haben, wodurch offenbar die ärmere Classe der Bewohner der umliegenden Provinzen sehr leidet. Er zahlt der Krone im Verhältniſs eine geringe Summe für die Pacht und bestimmt zugleich einen zu hohen Preis, so daſs dadurch unter dem Volke viele Klagen entstehen, und man offenbar sieht, er wolle sich mit einem Male bereichern.

Für die schwarze Naphtha zahlt er der Krone jährlich 51,100 R. S., für die weiſse aber 1550 R. S., das macht zusammen eine Summe von 52,650 R. S. Die Pacht wird immer auf vier Jahre gegeben. Von dem Verkauf der schwarzen Naphtha nach Persien erhält der Pächter jährlich 59,700, von dem Verkauf in Georgien 10,500 R. S. Die weiſse Naphtha bringt jährlich 2096 R. S. ein. Dadurch erhält er im Allgemeinen jährlich 72,296 R. S., und folglich nach Abzug des Pachtgeldes 19,646 R. S. Seine Ausgaben betragen etwa 7500 R. S.; er erhält daher einen jährlichen Ueherschuſs von 12,000 R. S.

Für die Salzseen Massasir und Sich zahlt der Pächter eine jährliche Summe von 11,055 R. S. Der See

Massasir kann nach dem Umfange, der vom Salze bedeckt wird, jährlich 600,000 Pud liefern, aber für den Absatz werden jährlich nur 150,000 Pud gesammelt. Aus dem See Sich könnten statt der 20,000 Pud des jährlichen Absatzes 30,000 gewonnen werden. Das 20 Pud haltende Mafs Salz wird von jenem See zu 1 R. 88 K. S., von diesem zu 1 R. 25 K. S. verkauft. Der Pächter erhält mithin für den Verkauf alles Salzes gegen 15,350 R.S.; davon bleiben ihm nach Abzug des Pachtgeldes 4,295 R.S. übrig; Ausgaben hat er nächstdem für beide Seen gegen 295 R. S. Er erhält mithin einen reinen jährlichen Gewinn von 4000 R. S., was mit dem Ueberschufs von dem Naphthaverkauf über 16,000 R. S. ausmacht.

Die Krone müfste daher, wenn sie den Verkauf unmittelbar selbst übernehmen sollte, weit mehr Vortheile davon ziehen, als sie so erhält, wenn sie den Verkauf dieser so nöthigen Producte einem Pächter überträgt.

Dieser armenische Pächter verkauft jeden Tag des Sommers, vom frühen Morgen bis spät Abends, die Naphtha aus den Kellern (Ambars) vor der Stadt, wo er zu dem Ende eine Bude aufschlägt. Die armen Bewohner der Stadt kommen dorthin jeden Tag mit ihren Gefäfsen, und kaufen sie pfundweise in kleinen Quantitäten; sind persische Schiffe da, so verkauft er oft 500 Chalvaren mit einem Male, meist aber im Durchschnitt monatlich an 1000 bis 2000 Chalvaren. Im Winter verkauft man sie Nachmittags, weil alsdann blofs die Bewohner Baku's sie kaufen, so dafs er dann etwa 10 Chalvaren täglich absetzt. Diese Keller sollen an 6 bis 7000 Chalvaren Naphtha fassen; nur ist für die Spaziergänger hier kein angenehmer Geruch, der sich an heifsen Tagen sogar bis in die Stadt hinein verbreitet.

Als Baku von den Türken durch den persischen Schach Ismeil genommen wurde, herrschte dort der Chan Emir Challulah; vor der Festung sieht man noch jetzt Tausende von Gräbern der Türken, als länglich vier-

schige Gruben in den ziemlich harten Muschelkalkstein gehauen. Die Gräber liegen dicht neben einander, enthalten aber durchaus keine Spuren von den Leichen; dagegen findet man in ihnen mitunter kupferne Gefäfse, oder allerlei Ketten, Ringe und ähnliche Kleinigkeiten; von Münzen will man bisher noch nichts bemerkt haben; aber wahrscheinlich werden sie nicht fehlen. Jetzt steht dort die Vorstadt, in der eine Menge Armenier und Perser, mit hiesigen Tataren gemischt, wohnen; sie ist sehr unregelmäfsig gebaut; denn Jeder baut sich seine Hütte aus Stein auf, wo es ihm beliebt, ohne sich an eine Ordnung zu halten.

Die persischen Schache setzten früher, um Baku zu beherrschen, eigene Statthalter (Naipe, auch Sultane genannt) ein. Der letzte dieser Sultane befand sich im Bündnisse mit dem Aufwiegler und Empörer Daudbeg, dem Feinde des gesetzlichen Herrschers Persiens, Schach Hüssein. Da Peter der Grofse, zufolge des mit Hüssein geschlossenen Bündnisses, die persischen Provinzen vor jeder fernern Zerstörung beschützen mufste, so liefs er Baku mit gewaffneter Hand nehmen, i. J. 1723, und als Oberhaupt der Stadt wurde der älteste Juschi Basch, Derja Kuli Beg, eingesetzt. Aber bald entdeckte man auch in ihm Absichten der Verrätherei, und er wurde abgesetzt. Seit der Zeit wurde bis zum Tractat von Gondsha (1735) die Baku'sche Provinz von russischen Commendanten beherrscht. Darauf aber setzte Schach Nadir einen Ghilaner von niedriger Abkunft als Oberhaupt der Stadt ein. Nach Nadirs Tode herrschte in Baku einer der vornehmsten Bewohner, Myrsa Machmet Chan, und nach ihm sein Sohn, der Chan Melik Mahomed, der mit dem Chan von Kuba, Feth Ali, verwandt in Ruhe regierte, wiewohl er jährlich einen Theil seiner Einkünfte unter dem Namen von Hülfsgeldern an ihn abgeben mufste. Nach ihm regierte sein Sohn Mechmet Chan; doch dessen Onkel Mahmed Küly vertrieb ihn aus Baku mit Hülfe

des Chans Achmet von Kuba, und beherrschte selbst die Stadt. Schich Ali Chan bemühte sich zwar, den vertriebenen Myrsa Mechmet Chan wieder einzusetzen, hatte aber keinen Erfolg. Nach Mahmed Küly's Tode folgte sein Sohn, der letzte Baku'sche Chan Hüssein Küly, der Mörder des tapfern Generals Fürsten Zizianoff. Im Jahre 1796 unterwarf er sich ohne Widersetzung an Rufsland und leistete den Eid der Treue. Als aber die russischen Truppen aus Persien zurückgezogen wurden, gab er seiner gränzenlosen Verrätherei freien Spielraum. Er sandte zwar Gesandte nach St. Petersburg, hatte aber heimliche Verbindungen mit Persien, störte den Astrachanischen Handel und beraubte sogar russische Kauffahrteischiffe. Er verstand sich nicht eher zur Wiederersetzung des von ihm zugefügten Schadens, als im Jahre 1800, wo man ihn durch die Ankunft eines russischen Bombardierbootes dazu zwang. Aber bald darauf nahm er wieder seine hinterlistige Verrätherei zu Hülfe, und fing auf's Neue zu rauben und zu plündern an, wo er nur konnte. Der Fürst Zizianoff, Generalgouverneur von Grusien, sah durchaus von ihm keinen Schritt zur Wiedererstattung der ihm vorgelegten Geldforderungen, wefshalb er im Jahre 1806 nach Baku ein Corps Truppen sandte, um die Stadt zu belagern. Er selbst nahte bald der Festung und forderte ihre Uebergabe. Hüssein Küly sandte ihm die Schlüssel und bat um eine persönliche Unterredung mit dem Fürsten. Dieser, zu grofsmüthig, kam ans Festungsthor heran und wurde da (den 8 Februar) durch die Hinterlist des Chans von zwei Flintenschüssen erschossen, während er sich mit ihm über die Capitulation besprach. In demselben Jahre nahm jedoch General Bulgakoff Baku; aber der verrätherische Chan rettete sich mit seinen eigen Genossen durch die Flucht nach Persien, wo er noch lebt. Baku wurde unterdessen von den Russen besetzt und durch Commandanten, wie früher, beherrscht. Seit der Zeit herrschte die

die gröfste Ruhe in Baku; die Festungsmauern wurden erweitert; die frühere, obgleich schon doppelte Mauer mit einer neuen vieleckigen erneuert, und so Baku zu einem sehr festen Platze umgeschaffen. *)

Die Einkünfte der Krone aus der Provinz Baku bestehen in jährlichen Abgaben von jeder männlichen Seele; doch sind sie nur unbedeutend; die Haupteinkünfte bilden die Salzseen und Naphthagruben. In der Stadt Baku wird ferner die Erlaubnifs des Viehschlachtens, wie unter den Chanen, jährlich verpachtet. Jetzt hat diese Pacht ein Perser, ein Beg, mit vier Gefährten übernommen, und zahlt dafür jährlich 1360 R. S. Für die Perser werden vorzüglich Hammel, für die wenigen russischen Beamten Rinder geschlachtet. Kauft sich ein Perser selbst einen Hammel, so mufs er sich erst an den Beg wenden und für die Erlaubnifs, den Hammel selbst schlachten zu dürfen, eine dafür bestimmte Abgabe erlegen. Das Hammelfleisch wird zu 8 Kop., das Rindfleisch zu 6 Kop. Kupf. M. verkauft; doch ist dieses meist sehr schlecht und sehnicht. Die Abgaben von dem Zoll, der Ein- und Ausfuhr der Waaren sind nicht sehr bedeutend. Die Abgabe der Einwohner selbst besteht etwa jährlich in 2500 R. S.; ärmere Perser geben für sich weniger als reichere, jene etwa einen Rubel Silber, diese

*) Während des unverhofften Friedensbruches der Perser im Spätsommer 1826 rückten sie gleich auf Baku, Schamachie und Cuba vor; unter ihnen befanden sich die beiden vertriebenen und nach Persien entflohenen Chane, Hüssein Küly Chan von Baku und Mustapha Chan von Schamachie. Lenkeran und Ssallian, wo nur wenige russische Truppen im Lager waren, einige Kosacken ausgenommen, wurden gleich von ihnen genommen. Hüssein Küly rückte vor Baku. Die Vorstadt, so wie viele Häuser der Stadt wurden niedergerissen, und Baku verlor viel durch den Abzug der reichen Kaufleute und die Zerstörung der Häuser; doch wurde es nicht beschossen, da Hüssein Küly bald wieder abziehen mufste.

2 R. S.; ganz arme selbst nur ¼ R. S., oder sind ganz frei von der Seelensteuer, wie auch alle Mullahs, Seids und Begs.

Zu den vorzüglichsten Handelsgegenständen der Bewohner Baku's gehört der Safran, den sie in großer Menge auf den nahgelegenen, die Stadt umgebenden Bergen in einem meist sehr losen Sandboden *) bauen. Nicht minder bedeutend ist der Safranbau in den andern 35 Dörfern der Baku'schen Provinz, deren es selten eines gibt, das ihn nicht bauete. Er geräth hier außerordentlich gut; selbst der Safran von Hamadan, dem alten Susa, steht ihm um Vieles nach. **) Um Derbend wird nur wenig Safran gebaut, etwa so viel, als die Einwohner zu ihrem eignen Verbrauche bedürfen. Dagegen ist in der Baku'schen Provinz die Hauptcultur desselben. In der Stadt Baku gibt es selten ein Haus, wenn man nicht die eigentlichen Kaufleute etwa ausnimmt, die aus Mangel an Zeit seine Cultur nicht übernehmen können, das nicht ein großes oder kleines Stück Ackerland mit Safran bebaut. Es ist der Herbstsafran (*crocus autumnalis*), seine Blätter schießen im März bedeutend in die Höhe, nach Ostern verwelken sie aber schon wieder durch die eintretende Hitze und werden dann abgerissen; im September und October fängt die Blüthezeit an, und die Ernte geschieht alsdann mit Ende Octobers

---

*) C. v. Linné, vollst. Pflanzensystem, XI Theil, Nürnberg 1784, p. 13 sagt dagegen: Der Safran erfordert zwar ein sehr fruchtbares, aber stark mit Sand untermengtes Erdreich, und es ist gleichgültig, ob ein solch mit Sand vermischtes Erdreich an sich selbst schwarz, grau oder röthlich ist. Doch ist der Boden um Baku und Derbend überall ein loser Flugsand, mitunter festzusammenhaltend, aber nie der schwarzen Gartenerde nahekommend. Mit Mist wird der Acker gar nicht gedüngt, wie Linné jedoch meint.

**) *Chardin*, voyage en Perse, III, p. 308.

oder Anfang Novembers. Nach dem Abpflücken und Einsammeln der Blüthen wird die Erde in den Zwischenräumen oder Fufswegen der Beete, *) worauf d r Safran steht, mit einer Schaufel aufgeackert, so dafs man fast die Wurzeln berührt; doch bleibt der Safran in der Erde. Wiederholt man diefs Aufackern alle Jahre, so kann der Safran 5 bis 6 Jahre auf einer Stelle bleiben, ohne umgepflanzt zu werden. Bliebe er länger an derselben Stelle, so würde die Zwiebel im 9 bis 10ten Jahre weich werden und verfaulen. Pflanzt man ihn aber in jener Zeit um, so kann eine Zwiebel 20 bis 30, selbst 40 Jahre dienen.

Das Umpflanzen des Safrans geht nach Ostern vor sich, wo die Blätter durch die starke Sonnenhitze verwelken. Der Safran hat sich alsdann vermehrt; man findet statt einer Zwiebel 2 bis 3, auch 4 und 5, diese werden nun einzeln verpflanzt. Ist das Jahr sehr trocken und heifs, so ist die Ernte schlecht; man kann nur bei starkem Regen auf eine reiche Ernte rechnen, wie im verflossenen Jahre. Dieser persische Safran wird anders aufbewahrt als der türkische oder andere Arten desselben; man macht nämlich aus den sorgfältig gesammelten Stigmaten, mit wenigem Wasser befeuchtet, etwa 3/4 Fufs im Durchmesser haltende runde Kuchen, die kaum einige Linien dick sind; sie werden alsdann zur Hälfte zusammengeklappt und so getrocknet versandt. Gewöhnlich bilden zwei solcher Kuchen ein Pfund Safran.

Aus einem Batman (15 Pfund) Blüthen erhält man etwa 30 Solotnik (10 Loth) des besten Safrans, wozu man nur von den weiblichen Geschlechtstheilen die Staubwege (stigmata trifida) nimmt, aber ein ganzes Pfund gewöhn-

*) Diese Fufswege sind um Baku wirklich nicht breiter als 12 Zoll, wie in England. (S. Linné l. c. p. 15, was jedoch der grofse Naturforscher nicht zu billigen scheint und sie 1 bis 1 1/2 Ellen breit zu machen vorschlägt.) Selbst die Beete um Baku sind nicht viel breiter und enthalten meist eine Reihe Safranzwiebeln.

lichen Safrans, zu dem man alsdann auch die noch nicht ganz entwickelten Staubwege mischt. Von jenem bezahlt man meist das Pfund mit 10 Rubel K. M., von diesem mit 4 R. K. M. Der allerreinste und mithin der theuerste wird sehr selten in den Handel gebracht, weil er wenig Käufer findet; er gibt aber eine sehr reine gelbe Farbe beim Färben, wozu er auch meist, vorzüglich beim Färben der Seide, angewandt wird. Zu gewissen Zeiten, besonders während des Einsammelns, kann man diesen schönen Safran selbst zu 8 R. K. M. kaufen. In Astrachan bezahlt man das Pfund dagegen mit 30 R. K. M.

In Baku baut man jährlich an 3000 Pud (das Pud zu 100 Rubel Silber gerechnet) und verführt ihn meist nach Persien und von da selbst nach Indien. Man braucht ihn in Persien zu jeder Speise, vorzüglich zum Ploff (Pilaw), den man nie ohne Safran geniefst. Aber auch in Krankheiten wird er angewandt. Nach Rufsland verführt man ihn nur wenig, vielleicht im Ganzen jährlich nur 30 Pud.

Aber die Perser verfälschen ihn jetzt sehr stark, so dafs sich darüber vergangenes Jahr die Käufer sehr beklagten; sie legen die unreifen, dünnen Staubwege zum Safran, während sie nur die ganz reifen sammeln sollten. Daher war der Safran auch so wohlfeil, dafs man das Pfund sogar zu 4 R. K. M. verkaufte. Defshalb befahl der Commandant, für künftiges Jahr entweder lauter guten Safran zu sammeln oder den gewöhnlichen Safran mit mehr Sorgfalt auszusuchen. Zur Chanszeit war früher eine Geldstrafe von 100 bis 200 Rubel für ein solches Verfälschen des Safrans festgesetzt, und dazu wurde noch obendrein dem Verfälscher sein Safran ins Gesicht geschmiert und sein Bart abgeschoren.

In den Gärten vor der Stadt baut man Wein, der aber meist aus Schamachie hieher geführt wird und zu den bessern Weinen des Kaukasus gehört. — Als Gemüse baut man eine angenehme Gurkenfrucht, *Solanum*

Melongena, in grofser Menge, die man in Butter gebraten als Gemüse geniefst. Sonst ist die Vegetation um Baku sehr karg; der dürre Boden an sich bringt nichts hervor, aber auch das Wenige, was er hervorbringt, wird von der brennenden Sonnenhitze verdorrt und mufs verwelken. Die gewöhnlichsten Pflanzen sind Steppengewächse, als *Kochia* prostrata, *Schrad.*, *Salsola* ericoides, *MB.*, kali, *L.*, *Chloris* dactylon, *Tr. Andropogon* ischaemum, *L.*, *Dactylis* littoralis, *Host. Ornithogalum* circinnatum, *L.*, *Euphorbia* helioscopia, *L.*, *Atriplex* laciniatum, *L.*, *Plantago* maritima, *L.*, *Ephedra* monostachya, L., *Chorispora* iberica, *DC.*, *Veronica* polita, *Fries.*, *Lithospermum* apulum, *Vahl.*, *Echium* italicum, *L.*, *Statice Gmelini*, *W.*, *Frankenia* mollis, *MB.*, *Reaumuria* hypericoides, *W.*, *Teucrium* Polium, *L.*, *Cynanchum* acutum, L., *Silene* otites, *L.*, *Ziziphora* serpyllacea, *MB. Zygophyllum* Tabago, *L.*, *Tournefortia* arguzia, *RBr.*, *Hippomarathrum amplifolium*, *Ledeb. Astragalus* Echinus, *DC.*, Lagurus, *W.*, *Erodium* Steveni, *MB.*, *Malcomia* africana *RBr. Alyssum* minimum, *L.*, *Chondrilla* juncea, *L.*, *Centaurea* squarrosa, *W.*, *Medicago* rupestris, *MB.* (?), *Prosopis* Stephaniania, *Kunth.*, *Carthamus* tauricus, *MB.*, *Halogeton spinosissimus*, *Mey.* (*Anabasis L.*) Das sonderbare *Alhagi* Camelornm *Fisch.*, die dürre stachlichte Nahrung der Kamele und Esel, worauf man im Innern Persiens die Manna sammelt, mit der die Perser ihre Confituren versüfsen. *) Diefs *Alhagi* nebst einigen Arten *Anabasis*, *Statice* und *Artemisia* bilden auch das Strauchwerk, dessen man sich hier zum Brennen bedient.

Graswuchs ist fast nirgends auf den weiten, öden

*) Es fand sich um Tük-karagan, Derbend und Bakü keine Manna auf dem *Alhagi*, gleich wie man ihn auf den griechischen Inseln immer ohne Manna findet. (S. K. Sprengel, neue Entd. in der Pflanzenkunde, III, p. 389.) Die Ursache ist ohne Zweifel die, weil sich dort die ihn bereitenden Aphir-Arten nicht finden

Sandsteppen zu sehen; am häufigsten sieht man *Chloris* Cynodon *Tr.*, *Andropogon* ischaemon, *L.*, *Agropyron* orientale, *R. et Sch.*, hin und wieder dem dürren Boden entkeimen. Nach einem starken Regen bemerkt man eine weit stärkere Vegetation, wenigstens einen leichten grünen Ueberzug dieser öden Steppen, die aber bald wieder durch die erneuerte Heftigkeit der Sonnenstrahlen dahin welkt. Auf der Insel Nargin fand ich überhaupt mehr Graswuchs als um Baku, vielleicht weil dort nicht so viele nach Futter dürstende Heerden darnach lechzen; aufserdem aber *Schoberia* microphylla, *Mey.*, salsa, *Mey.* (*Salsola L.*), *Salsola* verrucosa, *L.*, *Halimocnemis* brachiata, *Mey.*, *Artemisia* fragans, *W.*

Unter den Thieren fehlt es eben so wenig um Baku an sonderbaren Formen, vorzüglich zeichnet sich darin die Classe der Reptilien aus; man findet sehr grofse Stellionen: *Stell.* muricatus (Lac. muricata, *Pall.*) und ähnliche Hauseidechsen (*Gymnodactylus caspius*, *m.*) von ganz eigenthümlichen Formen; defsgleichen auch an sonderbaren Arten von Schlangen, so unter vielen *Colubris Col. Najadum, m.*; hydrus, *Pall.*; auch eine kleine *Boa* (eigentlich eine *Tortrix* oder *Ilysia* nach Hemprich *Ilys. familiaris, m.*), die auf der Nargin lebt, eine so eigenthümliche Erscheinung, wie sie nicht wieder in dieser ganzen Gegend bemerkt wird, wenn man nicht die *boa* tatarica *Licht.* und miliaris *Pall.* aus den kirgisischen Steppen der Bucharei und der Nordküste des caspischen Meeres ausnimmt. — Von Vögeln leben hier als Zugvögel der Flamingo (*Phoenicopterus* ruber), einige Arten *Otis*, als die Trappe (O. tarda), auch *Otis tetrax*; einige Enten, vorzüglich *Anas* scandiaca, u. a. Wasservögel: im Ganzen aber sehr wenige, weil nirgends Waldwuchs vorkommt. Von Fischen finden sich, und immer nur an den Küsten, aufser wenig andern Cyprinis und dem Barsch (*Perca* lucioperca), der Kuttum (*Cyprinus* nasus), den die Perser so sehr lieben, *syngna-*

thus acus, *Gobius ater m.*, aber selten sieht man Störe, oder vielleicht nie. Unter den Insecten gibt es hier eine eigne *Evania caspia, m.*, sehr viele Arten Heuschrecken, auch eine *Truxalis*, *brunipescens, m.*, eine grofse *Blatta* (etwa aegyptiaca), dann die sehr heftig und empfindlich stechende Mücke (*culex niveus, m.*), Scorpione *Sc.* caucasius, *Fisch.*, auch Solpugen; merkwürdig war es mir dafs sich aufser dem Barsche an der Küste von Baku auch der Flufskrebs (*Astacus* fluviatilis) fand; von Muscheln leben hier die gewöhnlichen Arten, und auch die nur selten. Es ist überhaupt auffallend, wie arm das caspische Meer an Seethieren, namentlich an Muscheln, Crustaceen und Fischen ist; die Ursache ist ohne Zweifel dieselbe, wie beim todten Meere. Der sehr beträchtliche Salzgehalt, worin das Wasser dieses *) Meeres alle andern Gewässer übertrifft, und dann die starke Beimischung von bittern Salzen unterdrückt wohl hier alles thierische Leben, so dafs nach Seezen im todten Meere weder Muscheln noch Seegewächse leben, und daher auch im caspischen Meere die wenigen Arten Seemuscheln meist abgestorben, in ihren Kalkhüllen, an den Küsten in grofser Menge umherliegen. Lebende Arten sieht man daher sehr selten; ich habe nur *Cardium* edule in sehr kleinen Exemplaren an der Ostküste bei Tük-karagan lebend gesehen; die andern Arten waren alle abgestorben; die Ursache kann auch hier nur die grofse Bitterkeit des Seewassers seyn; das Wasser des schwarzen Meeres ist salzig, doch so, dafs ich es recht gut trinken konnte, aber das caspische Meer hat ein sehr salziges und überdiefs so bitteres Wasser, dafs es fast Brechen erregt; so zuwider ist's dem Magen und dem thierischen Leben.

*) In 100 Theilen sind 42,80 Salz, davon 24,40 salzsaure Bittererde, 10,60 salzsaure Kalkerde, 7,80 salzsaures Natron,

Achtes Capitel.

Reise nach dem balchanischen Meerbusen.

Den 31 August verliefsen wir Baku und steuerten bei einem sanften Nordwinde bei Nargin vorbei, einer Insel, die in mir so mancherlei unangenehme Gefühle erweckte; ich hatte vor einer Woche auf ihr drei Tage und drei Nächte Hunger und Durst, den kältesten Wind und das übelste Unwetter aushalten müssen, und mufste endlich mich noch glücklich schätzen, dafs mich die stürmische See nicht verschlang; der eine Mast unsers Barkases, der mich von Nargin nach Baku zurückbringen sollte, brach, das Segel rifs, der Sturm hätte uns fast ins offne Meer geworfen, wenn ich nicht lieber Durst und Hunger auf der Insel hätte erleiden, als ein Opfer der stürmischen Wellen werden wollen.

Unter solchen Gedanken, die später von noch unangenehmern verdrängt wurden, kamen wir bald an eine bodenlose Tiefe, wo ein Senkblei von mehr als 100 Faden keinen Grund fand; der Wind wurde schwächer, und wir segelten ruhig über sie hinweg. Endlich nahm er des andern Tages aufs Neue wieder zu und wurde so stark, dafs wir 7 Knoten (etwa 12 Werst) in der Stunde zurücklegen konnten. Diefs war für unsere Corvette ziemlich schnell, da wir bisher bei dem heftigsten Winde, den wir gehabt, nie mehr als 9½ Knoten zurückgelegt hatten, wiewohl es für eine eigentliche Corvette sehr langsam war. Die Bauart der unsrigen, die als Transportschiff zugleich sehr breit ist, vermindert den schnellen Gang derselben; früher hatte sie auch mehr von der Bauart einer Corvette; sie war länger

und schmäler und konnte so die Wellen leichter durchschneiden.

Am dritten Tage unserer Reise befanden wir uns im Angesicht eines Landes; doch konnte der Steuermann nicht gleich mit Gewifsheit bestimmen, ob es die Insel Tschelekän oder die Ostküste bei Krasnowodsk wäre; er schob den Grund seiner Unbestimmtheit auf den Fehler, den die schlechte Bauart der Corvette mit sich brachte, wodurch sie zu stark seitwärts geht; während der Wind sie vorwärts treibt, geht sie gleichzeitig etwas rechts seitwärts, ein Fehler, der aber dem Capitän des Schiffs bekannt und jedesmal in die Rechnung gebracht werden müfste, wodurch alsdann der Rechnungsfehler nie grofs werden könnte. Wir waren also statt nach Osten zu kommen, immer etwas südostwärts getrieben worden. Dazu hatte die Strömung des Meers auch das Ihrige beigetragen, sie war hier ziemlich stark; wir fanden sie 4 bis 6 Stunden oft eine halbe deutsche Meile, die hier meist vom Winde abhängt, mithin unregelmäfsig ist. Diese Unregelmäfsigkeit der Strömung, die sich an keine Gesetze bindet, machte oft die Steuerleute verwirrt; sie finden nach dem geworfenen Lach den Gang des Schiffs einen Knoten in der Stunde und bringen ihn in Rechnung, finden aber nachher ihren Fehler. Denn jener Gang des Schiffes war nur scheinbar; die Segel sind dann gar nicht gespannt, hängen schlaff herunter, und es war die Strömung, welche das geworfene Lach (einen Knoten in der Stunde), aber nicht das Schiff forttrieb, das einen heftigern Wind zur Fortbewegung bedarf.

Den 2 September liefs der Wind nach und wurde gegen Abend selbst conträr, das heifst Ostwind, so dafs wir die Anker werfen mufsten, bei einer Tiefe von 6 Faden, im Angesichte der Insel Tschelekän, die etwa 12 bis 15 Werst von unserer Corvette befindlich seyn konnte.

Den 3 September kamen einige Truchmenen in einem kleinen Boote (Kirdshim) von der Insel zu uns; wir wun-

derten uns nicht wenig über die Verwegenheit dieser Ruderer; es waren ihrer acht, und aufserdem mit ihnen der jüngste Sohn des Chans der Insel Tschelekän, Chiat Aga, der sich dem russischen Scepter unterworfen hatte, und daher seinen Sohn hieher sandte, um zu fragen, ob wir nicht seiner Hülfe bedürften. Das Kirdshim hatte einen Mast, dessen einziges sehr grofses Segel an der untern und obern breiten Grundfläche seiner Breite nach eine dünne Segelstange hatte; an der obern befinden sich zu beiden Seiten und in der Mitte ein Strick, womit das Segel regiert wurde. Das Kirdshim ist ein schmales, sehr langes und spitziges Boot, von sehr dünnem Holze und spitzem Boden; die Ruder liegen da in keinen eignen Löchern oder Vertiefungen, sondern der Ruderer legt sie, wohin es ihm beliebt, und rudert sehr scharf und sicher, ohne dafs etwa das Ruder nicht fest genug läge.

Wie gesagt, wir bewunderten den Muth dieser Insulaner, die sich auf dem heftig aufgeregten Meere, dessen Wellen sehr hoch gingen, mit diesem leichten Fahrzeuge so weit von der Insel wagten; dabei bogen sich ihre dünnen Ruder so sehr, dafs wir jeden Augenblick das Zerbrechen derselben erwarteten, und ihr Kirdshim ging so stark seitwärts geneigt, dafs ich immer das Umwerfen desselben befürchtete.

Wir erfuhren von den Truchmenen, dafs sich ein truchmenischer A-ul des Chiat Aga in Krasnowodsk befände, wo wir frisches Fleisch erhalten könnten und in den dortigen Brunnen auch frisches trinkbares Wasser finden würden. Rücksichtlich der heftigen Hitze in Krasnowodsk, die so sehr tödtlich seyn soll, beruhigten sie uns, indem sie aussagten, dafs dieselbe bereits bedeutend abgenommen habe, nachdem sie im Monat Julius und August aber unerträglich gewesen, so dafs sich selbst unter ihnen viele Kranke befunden hätten. Des Nachmittags verliefsen sie uns mit heitern Gesichtern, da

sie bei uns eine gute Mahlzeit gefunden hatten, die sie auf ihrer ganz unfruchtbaren Insel, die nur aus Sandhügeln besteht, nicht leicht erwarten können.

Am 5 September liefs sich der Capitän verleiten, einen leichten Südwind zu benutzen, um erst nach dem balchanischen Meerbusen zu segeln, statt dafs er erst zur nahen Insel Tschelekän steuern konnte. Aber einen guten, günstigen Südwind, um in den Meerbusen hineinzusteuern, soll es sehr schwer seyn, abzupassen, daher wollte er lieber erst mit ihm dorthin segeln. Der Wind wurde immer schwächer und schwächer, und so trieben wir uns den ganzen Tag herum, ohne von der Stelle zu kommen.

Am 6 September verliefsen wir endlich bei einem günstigen Südostwinde die Insel und steuerten bei der Krasnowodskischen Landzunge vorbei. Kaum waren wir auf etwa 8 Werst ihr nahe gekommen, so geriethen wir mit einem Male bei einer immer zunehmenden Tiefe von 6 — 8 — 9 Faden plötzlich auf eine Untiefe von 9 Fufs, so dafs wir festsafsen und kaum Zeit hatten, die Segel einzunehmen, um nicht zu stranden.

Wir hatten zwar einen Truchmenen bei uns, der uns das Fahrwasser zeigen sollte; — Chiat Aga hatte befohlen, dafs einer von jenen bei uns bleiben sollte, falls wir seiner bedürften; allein er dachte nicht daran, uns darauf aufmerksam zu machen. Als wir schon die heftige Dröhnung des Schiffes ausgehalten hatten und fest safsen, erinnerte er sich an die Untiefe in dieser Gegend, und erzählte uns, dafs hier in frühern Zeiten — etwa vor 200 Jahren; — diefs ist natürlich als längerer Zeitraum zu nehmen — eine Insel gewesen sey, die plötzlich untersank; sie sey damals rings vom Wasser umspült worden und ziemlich bedeutend gewesen.

Der Steuermann fuhr rings um die unterirdische Bank, um die Tiefe zu untersuchen, und fand, dafs nach Südwest die gröfste Tiefe von 15 Fufs, weiterhin aber

von 3 Faden wäre, dafs wir also dorthin steuern müfsten; nach NO sey die Bank am flachsten, und nehme immer mehr ab; nach S verwandle sich plötzlich die Tiefe von 9 bis 11 Fufs in 6 Faden. Wir mufsten also unsere Corvette erleichtern, Katter, Barkas und Budarken herablassen, alle auf dem Hintertheil des Schiffs aus Baku als Ballast mitgenommenen Steine herausnehmen, um so von der Untiefe herunterzukommen, die vorzüglich auch am Hintertheile so bedeutend war.

Kaum hatten wir die Corvette auf diese Art erleichtert, so ging sie selbst durch einen leichten Wind von der Sandbank, und die Tiefe nahm gleich bis 6 Faden zu. Der Boden war sandig, mit kleinen Muscheln gemischt, so dafs wir bei einem starken, günstigen Winde recht gut hätten hinüber fahren können, selbst wenn ein Fufs Wasser gefehlt hätte.

Den 7 September hatten wir uns den ganzen Tag bemüht der Küste näher zu kommen; anfangs wehte ein ONO, dann ein NO, hierauf wurde es ein günstiger SO, endlich wurde er aber ein reiner N, so dafs wir die Segel immer umspannen mufsten. Da jedoch der Wind aufserordentlich gelinde war, so kamen wir kaum von der Stelle. Gegen Abend erst konnten wir sechs Werst vom Ufer, das mit hohen, spitzen Felsen bedeckt ist, Anker werfen, im Angesicht eines truchmenischen A-uls, bei einer Tiefe von drei Faden.

Desselben Abends fuhr der Capitän zum Recognosciren ans Land; ein conträrer Wind aus NO nöthigte ihn aber, fast zwei Stunden zuzubringen, ehe sie das Ufer erreichten; nach dem Ufer hin wurde die Tiefe bedeutender; die Wellen schlugen über Bord, und das Wasser erschien wegen der grofsen Tiefe schwarz. An einigen Stellen konnten sie nicht landen, da sich hier die Berge steil emporhoben; an einer andern Stelle dagegen waren diese weiter vom Ufer entfernt und gestatteten das Anlanden. Die Gegend war dort ganz un-

fruchtbar; die Gebirgsmassen, die mir der Schiffsarzt mitbrachte, waren ein Granit von rother Farbe, wegen des vorherrschenden fleischrothen Feldspaths, oder die Massen erschienen schwarz, von der vorwiegenden Hornblende des Granits. In allen Massen fand sich aber Quarz; jede gab Feuer, so oft auch der Arzt den Versuch mit dem Stahl am Ufer gemacht hatte; daher sahen die säulenförmigen Granitmassen, beim Anschlagen mit dem Stahl, durch ihr Funkensprühen in nächtlicher Dunkelheit schön aus.

Vögel beobachteten sie sehr wenige, einzelne Möven ausgenommen; im Frühjahr dagegen sollen hier eine Menge Vögel seyn, so daſs russische Matrosen oft mit einem Falconet unter sie schossen und hunderte mit einem Schusse erlegten; Fische gibt's hier noch weit weniger, selbst um Tschelekän fängt man sie nur einzeln; überhaupt ist mir bis hieher die Armuth an Fischen des caspischen Meeres aufgefallen. Wo ich auch fischen lieſs, überall wurde das Netz leer herausgezogen, und an die Angel bissen noch weniger Fische. Auch an die Oberfläche des Meers sah ich nie Fische kommen; sie muſsten also im Ganzen wenig zahlreich seyn. Nur im December fischt man um die Insel Tschelekän, dann segeln Boote mehrere Werst in die See hinein und fischen bei einer Tiefe von 20 Faden, wo sie alsdann auf eine ziemliche Ausbeute von Fischen rechnen dürfen.

Der ganze Meerbusen friert überhaupt im strengen Winter zu, so daſs man von Tschelekän nach Krasnowodsk zu Pferde herüber reiten kann, wenn man sich dabei so viel wie möglich an die Küste hält. Im Sommer ist dagegen die Hitze unerträglich, so daſs man sie nicht, ohne krank zu werden, ertragen kann; ja die Truchmenen erzählen, daſs Steine, wenn man sie ins Wasser wirft, zischen, weil sie von der Hitze wie glühend wären; das Wasser soll um sie schäumen. Wie viel daran wahr ist, kann ich nicht bestimmen; daſs

schön zu nennen; sie haben ein kalmückenähnliches Gesicht, kleine enggeschlitzte Augen, kleine Nasen und sehr vorstehende Backenknochen, dabei einen ziemlich grofsen Mund.

Die Männer gehen meist in einem Chalat, wie die Astrachanischen Tataren, und haben weifse leinene Pantalons an; seltner unter ihm einen dickern Kaftan, wenn die kalte Witterung eintritt. Ihre Schuhe sind meist schlecht, ärmere Leute binden sich meist Stücke Leder, als Sohlen unter die Füfse und gehen so auf dem steinicht sandigen Boden. Ihre grofsen Schuhe oder vielmehr Pantoffeln sind aus Schafsfell, oft aus Kamel-Fellen verfertigt.

Ihr Reichthum besteht in vielen Heerden Hammel, die oft zu Tausenden am Ufer umherlaufen. Nächstdem halten sie Kamele und Pferde; Kühe gar nicht, aber wohl Hunde. Die Mädchen werden schon frühe an ihre Bräutigame verkauft; sind die Eltern arm, so gibt eine reichere Kibitke dem jungen Ehepaar die Aussteuer, die in einigen Hammeln, einem Pferde und einigem Hausgeräthe besteht: die Kibitke machen sie sich selbst und helfen sich alsdann weiter fort.

Von der brennenden Sonnenhitze bekommen die Truchmenen meist Augenkrankheiten, Flecke der Hornhaut, Lichtscheue, so dafs ihre Augen so empfindlich vor dem Lichte sind, dafs sie fast immer halb geschlossen bleiben. Der Rauch ihrer Kibitken und der grell schimmernde Sand der Steppe mögen auch das Ihrige dazu beitragen.

Dann findet man oft Hautkrankheiten unter ihnen, die wegen der Unreinlichkeit, in der sie leben, leicht zu erklären sind, meist auch Krankheiten des behaarten Theils des Kopfes, obgleich sonst von mir wenig Skropheln bemerkt wurden. Aber eingefallene Nasen, wahrscheinlich von Syphilis entstanden, sah ich gar nicht selten. Uebrigens erreichen sie ein hohes Alter; wir sahen mehrere Weiber, die man für hundertjährige ausgab.

Es

Sie sind alle ssünnische Mahomedaner, deren Sprache einen Dialekt der tatarischen bildet, wie wir diefs schon in Tük-karagan sahen; ihre Gesichtsbildung ist auch dieselbe. Ich bemerkte aber mitunter ganz fremde, europäische Züge und wurde auch durch das Benehmen und die Sprache des einen bewegt, ihn für einen Russen zu halten, der vielleicht aus Baku oder Astrachan dem Gefängnisse entlaufen bei den Truchmenen Schutz findet, sobald er ihren Glauben annimmt; alsbald wird er auch verheirathet, man gibt ihm eine Kibitke und die nöthigen Hausthiere. So gewöhnt er sich an ihr Leben und erhält späterhin keine Lust mehr, zurückzukehren in ein Land, wo er als Verbrecher gilt. Dieser, den wir sahen, war ein schöner junger Kerl und läugnete durchaus, dafs er ein Russe sey, zeigte auch gar nicht, dafs er die Sprache verstünde, obgleich sein sonderbares Erröthen, so wie seine Verlegenheit nur zu sehr seine Lüge bewies.

Ungemein überraschte mich die Bildung der hiesigen Gebirge; oben sagte ich schon, dafs sich an der Küste Granitmassen fanden, die dort hohe, schroffe Gebirge bildeten. Ich sah sie jetzt selbst zu meiner gröfsten Freude, und fand so das auffallende Vorkommen von Urgebirgsmassen an dieser Küste bestätigt. Bis jetzt hatte ich an der Ostküste, höher nordwärts hinauf, und dann an der ganzen Westküste nur Bildungen der neuesten Tertianzeit meist mit Muschelversteinerungen überfüllt beobachtet; hier traf ich mit einemmale auf Granit- und Porphyrkuppen, die sich als schroffe Gebirge steil erhoben, und einen auffallenden Contrast zwischen den verschiedenen Küsten des Meeres bildeten.

Zuerst traf ich auf einige vorspringende Landecken, die alle aus sehr grobkörnigem Granit bestehen; etwas weiter landeinwärts erhebt sich dagegen ein steiles, schroffes Porphyrgebirge von verschiedener Farbe und mannichfachem Gefüge. Bald sind diese Massen von der Hitze so sehr ausgedörrt, dafs ihre von aller Vegetation

entblöſsten Kuppen wie Staub zerfallen, und ihre Trümmer auf dem öden Boden weit und breit umherliegen, so daſs man werstweit über Ebenen kommt, die bald mit schwarzen, bald mit rothen Trümmern bedeckt sind. Ein Schlag mit dem Hammer auf eine solche ausgedörrte Masse veranlaſst ihr Zerfallen in lauter Trümmer.

Von den hervorspringenden Urgebirgskuppen bilden einige einen sehr grobkörnigen Granit, in dem man rothen Feldspath, farblosen Quarz und tombakbraun glänzenden Glimmer bemerkt. Oft ist die Masse aber schwarz, und dann scheint Hornblende die Stelle des Glimmers übernommen zu haben. Andere Massen, die ganze Berge zusammensetzen, sind ganz roth und bestehen aus reinem Feldspath; an andern Stellen findet man in dieser Feldspathmasse Krystalle, wodurch der Uebergang in eine Porphyrmasse entsteht; meist liegen in einer solchen fleischrothen Feldspathmasse Krystalle von Quarz oder glasigem Feldspath; oft sind diese verwittert (denn die Feldspathkrystalle verwittern weit leichter als der derbe Feldspath), und dann erscheint die Masse mit Löchern durchzogen, so daſs sie wie angefressen aussieht; die Quarz- oder Feldspath-Krystalle sind auch mitunter von Eisen rothgefärbt, die Porphyrmasse dagegen an sich eher farblos oder weiſs zu nennen. Weiterhin erscheint sie schwarz und bildet alsdann die höchsten Kuppen; in ihr sind entweder dieselben Krystalle, oder sie erhält Glimmer-, oft auch Granatkrystalle von schön kirschrother Farbe.

Oft trifft man auf ganze Massen, die von allen Krystallen entblöſst, meist von Eisen durchzogen sind, so daſs man sie dem Eisenthon vergleichen müſste. Aber auch krystallinischer Feldspath, als Säulen an einander gereiht, oder Eisenkiesel, aus innig mit einander verbundenen Quarzkrystallen bestehend, von Eisen schön roth gefärbt, finden sich als Drusen nicht selten in der Porphyrmasse.

Noch andere Massen sind grünlich schwarz und bilden einen Pechsteinporphyr, den seine Feldspathhärte

und der kleinmuschelige Bruch auszeichnet; in ihm sind selten andere als Quarzkrystalle. Er zeigt aber auch jene Löcher von ausgefallenen Quarzkrystallen, die vielleicht verwitterten. Alle diese Porphyrmassen waren leicht zu erkennen als solche, die ein Brennen überstanden hatten, also irgend einer Veränderung durchs Feuer ausgesetzt gewesen waren.

Auf diesem Porphyr liegt an einzelnen Stellen ein grobes Porphyrconglomerat, in welchem schwarze und rothe Stücke Porphyr, mit andern Sandsteinstücken gemischt, eine Masse bilden, die wahrscheinlich durch Zerstörung der Porphyrgebirge entstand. An andern Stellen erhebt sich zwischen den Urgebirgskuppen an Erniedrigungen des Bodens, unfern dem Ufer, eine niedere Kuppe aus Sandsteintrümmern bestehend, zwischen denen Muschelschalen liegen, deren Schalentrümmer jedoch ganz undeutlich sind, wenn man nicht etwa aus den Streifen und tiefen Furchen schliefsen dürfte, dafs sie Cardien gleichen. Weiterhin steht aber der sehr feste Sandstein selbst zu Tage an, er ist weifslichgrau oder rothbraun; seine Quarzkörner sind von weit geringerer Gröfse, so dafs er dadurch feinkörnig erscheint; meist sind sie farblos, weifs, seltener röthlich, und scheinen dann Feldspathtrümmer zu bilden; oft erscheint die Masse, in der sie liegen, braunroth und porphyrartig, und dadurch entsteht ein Uebergang dieses Sandsteins zum Porphyrconglomerat, nur erscheint sein Gefüge immer feinkörnig, nicht so grobkörnig, wie in dem andern Porphyrconglomerat.

Von diesen Porphyrkuppen, die hier den Berg Schachadam bilden, durch ein weites Thal geschieden, so dafs die gegenüberstehenden Gebirgsmassen einander nie berühren, erhebt sich eine andere Kalkstein-Formation, die nach dem Ufer des balchanischen Meerbusens hin die östlicher gelegenen hohen Bergkuppen unter dem Namen Ophrak bildet, obgleich diefs weiter ostwärts aufs Neue von Porphyr- und Granitmassen eingenommen wird. Diese

Kalkformation erhebt sich hier schroff zu einer bedeutenden Höhe, zeigt aber auf der Kuppe eine Hochebene, die sich unabsehbar in horizontaler Richtung nordostwärts ins Land hineinzieht. Die höchsten Bergkuppen nimmt hier ein bald weifslicher, bald röthlicher Kalkstein von ziemlicher Härte ein, der jedoch nirgends Spuren von Muscheltrümmern zeigt, nur hin und wieder bemerkt man Quarzkörner in ihm angesammelt, wodurch alsdann dasselbe Aussehen entsteht, wie in der Kalksteinmasse der Kalmückensteppe *) um Ssarepta. Nach Unten zu nimmt der Kalkstein eine fast bläuliche Farbe an und wird fast thonartig, doch findet man immer jene Quarzkörner in der Masse, und im festen Kalkstein zeigen sich oft Quarzadern. Die gröfste Höhe dieser Kuppen mag wohl 50 Faden betragen; sie erheben sich dicht am Ufer ganz steil und hindern dadurch das Anlanden.

Etwas weiter ins Land hinein liegt ein neues, sehr grobkörniges Sandsteinconglomerat auf diesem Kalkstein. Hin und wieder fand sich eine braunrothe löcherichte Masse, aus lauter Quarzkrystallen bestehend, die von Eisen braunroth gefärbt waren.

Am Fufse dieses Kalksteingebirges steht ein feinkörniger Granit zu Tage an; er besteht aus Feldspath, Quarz und Glimmer oder Chloritkörnern, die schwärzliche Streifen in der Masse von sehr feinkörnigem Gefüge bilden. Dadurch gewinnt die aufliegende Kalksteinmasse, als unmittelbar auf dem Granit aufliegend, ein älteres Ansehen. Ostwärts von diesem Kalkstein erheben sich die Granitgruppen aufs Neue zu einer bedeutenden Höhe, und da tritt der Kalkstein tiefer ins Land zurück.

Aus Allem sieht man deutlich die ältere Bildung der Kalksteinmasse, wenn man sie mit dem Urgebirge ver-

*) Auch an der Westküste bei Baku enthält der, jedoch versteinerungführende, Kalkstein Quarzkörner in sich.

gleicht, in das jedoch die Porphyrmassen allmählich überzugehen scheinen, durch das vermittelnde Glied der reinen Feldspathmasse, die hier theils im Granit, theils im Porphyr als vorwiegende Hauptmasse betrachtet werden mufs.

Einige 30 Werst weiter von dem Landungsplatze, ostwärts, sah ich späterhin deutlich, dafs auch hier das Ufer aus diesen Porphyr- und Granitmassen, die sich schroff zu einer steilen Höhe erheben, besteht, während tiefer hinein das Land eben bleibt und nur Kalkboden zeigt. Selbst an dem ganzen nördlichen Ufer des balchanischen Meerbusens nehmen die Berge allmählich ab, werden niedriger und gehen so in eine Kalksteinbildung über, die bis zum Balchan herrscht.

Im Anfange des Meerbusens liegt aber eine, aus sechs ziemlich bedeutenden Bergen bestehende Insel Dagada, die etwa 4 Werst lang und ½ Werst breit ist, sehr vielfach gekrümmt verläuft und aus denselben Gebirgsbildungen besteht, wie die Küste, unfern dem Landungsplatze. Die ganze Insel zeigt Porphyrmassen, die um sie herum eine Menge Klippen bilden und das Anlanden erschweren. Der Porphyr ist bald schwarz, bald röthlich, bald grünlich, und besitzt in der festen Masse meist Quarzkrystalle, die aber oft sehr klein erscheinen. Seine Kuppen sind meist schroff und spitz oder scharf hervorragend. Auf dem Porphyr liegt hier ein Kalkstein auf, meist von weifser, mitunter von röthlicher Farbe; auch in ihm liegen, wie im Kalkstein der Küste, feine Quarzkrystalle inne; er bildet die höchsten Kuppen der Insel und scheint eine spätere Bildung zu seyn. Der Porphyr ist, ohne Zweifel vulcanisch; schon ein flüchtiger Blick lehrt, dafs er einer Verbrennung ausgesetzt gewesen war.

Die Insel ist einige Werst von der Küste entfernt, und in dieser Entfernung befinden sich im Meerbusen unter und über dem Wasser eine Menge Klippen, die

eben so aus Porphyr bestehen und gleichzeitigen Ursprungs mit jenen Porphyrfelsen der Küste und Insel seyn müssen.

Je mehr man jetzt in den an 100 Werst langen Meerbusen hineinfährt, desto flacher wird das Land und zeigt an dem nördlichen Ufer — denn das südliche ist durchweg eine Sandsteppe — bis auf die Hälfte des Meerbusens fast keine bedeutenden Berge; dann erst erhebt sich eine Kette Kalkberge, die von der Centralkuppe des Balchans zu entspringen scheinen. Der ausgezeichnetste Kalkberg ist dort der Burdshiachli; sein Kalkstein ist von festem Gefüge und kleinmuschlichtem Bruche; er ist bald weifslich, bald gelblich oder röthlich gefärbt, und enthält nirgends Quarzkörner in sich; er ist dabei etwas schief geschichtet. Neben ihm fand ich auch einige lose Trümmer eines grobkörnigen Conglomerat-Sandsteins, der auch irgendwo, wahrscheinlich auf dem Kalkstein, aufliegen mufs. Versteinerungskalkstein sieht man nirgends. Merkwürdig war es mir, dafs ich auf der Landspitze, unfern dieser Bergkuppe wie vulcanisch aussehende Massen fand, die dort zerstreut umherlagen; ich hätte sie gern für Eisenschlacken einer Schmiede halten mögen, wenn nur meine mich begleitenden Truchmenen etwas von einer früher hier bestehenden Schmiede gewufst hätten. Die Gegend ist jetzt unbewohnt, und mag es wohl auch früher gewesen seyn; um so auffallender waren mir diese lavaähnlichen Schlacken. — Aber schon früher hatte ich unfern den Porphyrkuppen einzelne Stücke einer glimmerreichen, sich ins Dunkelgrüne ziehenden Lavamasse gefunden, einer solchen offenbar, wie sie noch jetzt der Vesuv auswirft; ich war schon dadurch auf die Annahme von früher hier auf der Ostküste thätigen Vulcanen geleitet worden. Sie wurde noch mehr bekräftiget durch die vielen Porphyrmassen, die eben so den durch Feuer veränderten und also gebrannten Massen glichen.

Bei meiner Expedition nach dem Flusse der Vorzeit, Akh-tam, der sich früher in den Meerbusen ergofs und dem Oxus der Alten entspricht, machte ich folgende Bemerkungen über den Meerbusen sowohl, als auch über die Küsten selbst. Dabei mufs ich nur bedauern, dafs mein geringes Convoi mir nirgends erlaubte, weiter ins Land hineinzudringen; selbst ans nördliche Ufer auszusteigen wurde mir von dem begleitenden alten Truchmenen nicht gerathen; ja er wollte sich sogar dem Anlanden schlechterdings widersetzen und fürchtete überall versteckte Truchmenen, die mit denen der Insel Tschelekän in Feindschaft leben, weil sich diese Rufsland unterworfen haben. Daher dürfen sich Letztere, die nicht sehr zahlreich sind, nirgends zeigen, ohne von jenen angegriffen, beraubt oder gar ermordet zu werden. Chiat Aga, der alte Chan von Tschelekän, hatte uns selbst in Krasnowodsk besucht und uns diese truchmenischen Führer aufgedrungen, die uns aber, wie ich künftig sah, wegen ihrer gränzenlosen Furcht vor feindlichen Ueberfällen mehr schadeten, als durch ihre Ortskenntnifs halfen. Was konnte ich für eine Ausbeute erwarten, wenn sie sich dem Anlanden überall widersetzten und endlich den mich begleitenden Capitän von jedem weitern Vorhaben abschreckten, so dafs ich allein ans Land zu gehen noch weniger geneigt war, als schon mit den wenigen Matrosen, die uns folgten.

Wir hatten nämlich einen Katter und einen Barkas nebst einer kleinen Budarke und einem truchmenischen Kirdshim mit; auf einem der gröfseren Fahrzeuge befand ich mich mit einem Meachman und acht Matrosen, auf dem andern eben so viele Matrosen nebst dem Capitän und dem Steuermann; die kleineren Fahrzeuge waren von einem Unterofficier und einem Truchmenen eingenommen. Unsere Corvette blieb unter dem Commando des andern Meachman's im Eingange des balchanischen Meerbusens

im Angesichte der Insel Dagada, südwärts von ihr, bei einer Tiefe von 12 Fuſs, vor Anker liegen.

Doch befand ich mich meist allein mit dem truchmenischen Kirdshim, da der Steuermann, die Tiefe des Meerbusens zu erforschen, bald an dem nördlichen, bald an dem südlichen Ufer segelte. Das Kirdshim regierte ein Truchmene Tagan-jas, da die russischen Matrosen mit dem Segel nicht fertig werden konnten. Ich bewunderte seine Geschicklichkeit mit dem Segeln umzugehen. An der obern Segelstange des einzigen groſsen Segels befindet sich an beiden Seiten und in der Mitte ein Strick; ihr Mast bildet gleichsam die Vereinigung unserer beiden Maste des Barkas, des Grot-scote und Fok-scote. Um das Segel des Kirdshim zu spannen, befestigen sie nach Unten eine zweite bewegliche Querstange, wodurch es, je nachdem es rechts oder links angebracht wird, auch eine verschiedene Stellung und Richtung gegen den Wind erhält. Um dagegen das Segel voller zu spannen oder schlaffer zu machen, werden die beiden Endstricke der obern Segelstange verschieden angezogen und so in der Nähe des Steuerruders in zwei Löcher befestiget. Nebenbei ist auch der mittlere Strick fest angebunden.

Tagan-jas regierte nun ganz allein das Segel mit der gröſsten Gewandtheit und konnte zugleich das Steuerruder lenken; je nachdem er die Segel spannte, konnte er dem Kirdshim eine groſse Geschwindigkeit geben, oder es in vollem Lauf aufhalten, oder wiederum schnell forteilen, wenn er aufs Neue den vollen Wind auffing. Wir muſsten ungemein seine Geschicklichkeit bewundern, aber auch zugleich über die sonderbare Stellung lachen, in der er am Steuerruder saſs, das er nur mit dem einen Bein lenkte, während er das Segel mit seinen Händen spannte.

Der balchanische Meerbusen soll, nach der Bemerkung der Truchmenen, dreiſsig Jahre hinter einander abnehmen und dann wieder dreiſsig Jahre stufenweise zuneh

men; *) jetzt nehme er schon seit drei Jahren beständig ab. In wie weit diefs gegründet ist, lasse ich dahin gestellt; doch scheint die Annahme durch mancherlei Erfahrungen bestätiget zu werden; nur herrscht in dem Steigen und Fallen des Niveau's durchaus keine Regelmäfsigkeit. Aber schon von der gröfsern oder geringern Menge des Wassers, das die Flüsse ins Meer führen, dann auch von der stärkeren oder minderen Verdünstung desselben zur Sommerszeit, läfst sich schon auf einen bald niederen, bald höheren Stand des Meeres und mithin des balchanischen Busens schliefsen. Dieser empfing vordem eine sehr bedeutende Wassermasse durch den Strom, der sich an seinem südöstlichen Ende in ihn ergofs; als dieser Zuflufs an Wasser aufhörte, mufste der Meerbusen seichter werden, als er es früher war. Eine ähnliche Bewandtnifs mag es mit dem Meere selbst haben, das an Höhe abnahm, seitdem die Ströme an der ganzen Ostküste zu fliefsen aufhörten. Die meist flachen, sandigen oder lehmicht-sandigen Ufer des Meerbusens, vorzüglich an der Südküste, zeigen offenbar, dafs sie noch vor kurzer Zeit unter Wasser standen; aber da, wo in einiger Entfernung vom Ufer die Porphyrmassen sich erheben, konnte man nirgends deutliche Spuren des ehemaligen Wasserstandes des Meerbusens an ihnen wahrnehmen. Deutlicher sind an der Stadtmauer von Baku, wie oben bemerkt,

---

*) Eine ähnliche Bemerkung machte mir auch Hr. v. Kolotkin über das caspische Meer selbst, das in 25 bis 30 Jahren abnehmen und dann eben so lange wieder zunehmen solle; diefs zeigten deutlich die Felsen (die beiden Brüder genannt) an der Westküste von Baku und das untergesunkene Karavanserai, im Meerbusen vor der Festung. Jene ragten vor etwa 100 Jahren, zu Soimonoff's Zeit, aus dem Wasser empor; Kolotkin sah sie ganz unter Wasser, wie er auch über jenes Karavanserai mit seinem Boote wegfuhr. Jetzt ragen sie aufs Neue ein Paar Fufs über das Wasser empor.

die Zeichen eines solchen Sinkens des Niveau's des ganzen caspischen Meeres wahrzunehmen.

Noch vor zehn Jahren wurde auf dem balchanischen Meerbusen ein starker Handel getrieben; die Truchmenen von Tschelekän brachten eine Menge Naphtha nach dem Flusse Akh-tam, an dessen Mündung, am Fuſse des Berges Balchan, eine Menge Truchmenen ihre Kibitken aufgeschlagen hatten. Jetzt ist jene Gegend, so wie der ganze Meerbusen, beinahe versandet und seicht geworden, so daſs sie selbst auf ihren Kirdshimen nicht hin können. Vor zwei bis drei Jahren namentlich soll das östliche Ende des Meerbusens von keinem Kirdshim zu befahren gewesen seyn; jetzt soll er aufs Neue etwas mehr Wasser haben, wiewohl lange nicht so viel als vor zehn Jahren; die Truchmenen verlieſsen ihren Aufenthaltsort am Akh-tam, und so unterblieb ihr Handel dorthin ganz.

Die Truchmenen benennen die Ufergegenden meist nach den Brunnen, die sie hier graben, um süſses Trinkwasser zu erhalten. So wurde die Gegend von Kasal-ssu, oder wie die Russen wörtlich übersetzen, Krasnowodsk, Roth-wasser genannt, weil sich beim Graben des Brunnens dort das Wasser roth zeigte; jetzt ist es nichts weniger als roth, dabei aber gut und trinkbar, nur sehr trübe und hart; man muſs es daher erst durchseihen oder abstehen lassen. Dieſs Wasser hält sich auch recht gut; auf der westlich von Krasnowodsk gelegenen Landzunge dagegen findet sich eine Stelle, wo man im Umfange von einer Werst auf ein sehr gutes trinkbares Wasser beim Graben stöſst, das sich jedoch nicht lange hält, ohne bitter zu werden. Woher rührt wohl diese sonderbare Eigenschaft? Etwa vom Bittersalze? Aber warum ist es dem Geschmacke nicht bemerkbar, wenn man das Wasser frisch trinkt?

Das Land jenseits Krasnowodsk, tiefer ins Innere der Küste hinein, heiſst bei den Truchmenen Okh, wo-

her, weiſs ich nicht; vielleicht hat es mit dem Namen des Flusses Oxus einigen Zusammenhang. Selbst der jetzige Namen desselben hat einige Verwandtschaft damit. Akh-tam heiſst Weiſs-thon; aber Akh ist vielleicht dasselbe Wort mit Okh, und Ok-ssu's hieſse etwa Weiſs-Wasser; denn ssu ist das tatarische Wort für Wasser; so gibt es noch jetzt einen Fluſs Ak-ssu im Kaukasus, der vielleicht gleichzeitigen Ursprungs mit Ok-ssus (Oxus) gewesen seyn mochte.

Weiter hinter der Insel Dagada heiſst das Ufer Kurt-kujussu (von Kurt, Wolf, kuju, Brunnen, und ssu, Wasser), Wolfsbrunnenwasser, wegen des Brunnens gleichen Namens an dieser Küste. Eine andere Gegend, mehr ostwärts von da, heiſst Beleg, von einem Brunnen gleichen Namens, der an 30 Faden tief seyn soll. Das rechte Ufer heiſst allgemein Dahardsha oder Dardsha, von der Insel, die es früher bildete, und die noch jetzt eine Halbinsel ist. Vor demselben besuchte ich eine kleinere Halbinsel, 'Ckarassimir (ckara, schwarz, ssimir, Erde), Schwarzerde, weil eine schwärzere Erde auf ihr befindlich ist, während sich sonst überall ein weiſser Lehmboden findet. Sie war auch ganz weichthonig, so daſs man tief in sie einsank und kaum wieder heraus konnte. Die Halbinsel, mit Dardsha zusammenhängend, lief weit in eine Landzunge aus, die sich hier von SW nach NO in den Meerbusen erstreckt. Der Meerbusen war daher hier sehr flach, und wir muſsten weit links halten.

Eine ähnliche, nur weit gröſsere Insel befindet sich vor dem Berge Burdshiachli; sie heiſst Bergchassar, und ist völlig vom Wasser umflossen. Hier fingen an der Nordküste eine Menge Berge an, die wahrscheinlich gleich dem Burdshiachli aus Kalkstein bestehen und sich bis zum Balchan erstrecken. Dieser, den wir schon vom Meere aus sehen konnten, erhob sich immer mehr und zeigte sich als das gröſste Glied dieser Kette.

Als wir in den Meerbusen hineinsteuerten, konnten wir nur Ein Ufer sehen, das linke oder nördliche, woran wir uns immer hielten, da das rechte zu weit entfernt war. Je mehr wir aber in den Busen hineinfuhren und noch nicht auf der Hälfte waren, desto mehr erschien uns auch das entgegengesetzte Ufer, so dafs wir alsdann beide sahen. Die gröfste Tiefe im Meerbusen, seit wir von der Corvette weg sind, war 12 Fufs, jetzt dagegen nahm sie beständig ab, so dafs wir schon vor dem Burdshiachli kaum 4 bis 3 Fufs Tiefe fanden, späterhin aber nur in der Mitte des Meerbusens 3 bis 2 Fufs antrafen, während die Ufer 2 bis 1½ Fufs tief waren. Dadurch fanden wir schon grofse Schwierigkeiten für unsern Barkas, der 1½ Fufs im Wasser safs; es mufsten immer einige Matrosen ins Wasser gehen, theils um ihn dadurch leichter zu machen, theils um ihn weiter zu schieben. So weit wie auch der Meerbusen ist, so flach ist er auch, so dafs man an den meisten Stellen von einem Ufer zum andern durchgehen kann.

Etwa 10 Werst vor der Einmündung des Akh-tam mufsten wir wegen der bis auf 1½ Fufs abnehmenden Tiefe unsere beiden gröfseren Fahrzeuge mit der in ihr befindlichen Mannschaft zurücklassen, und wir fuhren mit dem Hirdshim und der Budarke, also mit einem sehr geschwächten Convoi von etwa 9 Matrosen im Ganzen weiter. Der Meerbusen mochte vielleicht da, wo unsere gröfseren Fahrzeuge stehen geblieben waren, 9 bis 10 Werst breit seyn, aber er war so flach, dafs wir die gröfste Furcht hatten, selbst mit unsern beiden kleinern Fahrzeugen stecken zu bleiben. Und wirklich stiefsen wir auch nur zu oft auf flache seichte Stellen, wo unsere Matrosen im Wasser hinter uns gehen und die Fahrzeuge vor sich herstofsen mufsten. Das bisher uns rund erschienene Ende des Meerbusens wird nun immer schmäler und zeigt immer mehr Inseln, als flache, lange Sandbänke, die ohne alle Vegetation unsern fernern Untersuchungen bald ein Ziel zu setzen schienen.

Die Tiefe hatte bis auf 1 Fufs abgenommen und die

Breite des Meerbusens sich bis auf 3½ Werst vermindert; zahlreiche Inseln versperrten jetzt den Eingang in den Fluſs Akh-tam, der sich hier mit mehrern Armen in den Meerbusen ergoſs. Unsere Führer beruhigten uns über die Tiefe, die in ihm viel bedeutender wäre: daher beschlossen wir, hier auf einer der gröſsern Inseln unser zweites Nachtlager zu halten; unser erstes hatten wir auf einer ähnlichen Insel Bergchassar gehabt; beide waren öde und wüste, aus einem lehmichten Sandboden gebildet, auf dem nur Salzkraut, *Salsola, Salicornia, Anabasis* oder ähnliche Pflanzen wuchsen, die mithin der Insel durchaus keinen grünen Ueberzug gewähren.

Jene Insel vor dem Ausflusse des Akh-tam war etwa ½ Werst lang und ⅓ breit; der weiſse Lehm war hier fest und trocken, weſshalb wir ein gutes Nachtlager erwarteten, bei der schon eintretenden Dunkelheit. Des Morgens erregte es nicht weniger unsere Verwunderung, als wir die Insel weit gröſser fanden; es hatten sich sogar mit ihr andere ähnliche Inseln, die Tags zuvor nur wenig aus dem Wasser hervorragten, vereinigt. Das Wasser war nämlich gefallen, da des Nachts der Wind aus dem Meere nachgelassen hatte; das herangetriebene Wasser floſs mithin zurück, und weit mehr Inseln traten aus dem Wasser hervor als am vorhergehenden Tage.

Dadurch konnte man deutlicher sehen, wie der Fluſs sich, in mehrere Mündungen getheilt, in den Meerbusen ergoſs, und wie dieser nur allmählich an Breite zunahm. Anfangs erstreckte der Meerbusen sich ganz nach O, dann verlief er südöstlich, und endlich bog er sich ganz nach S herab. Die Inseln in der Mündung des Flusses bestehen alle aus weiſsem Lehm und ein mannichfaches Salzkraut ausgenommen sieht man nirgends eine andere Vegetation; an Thiere, welche das Ufer oder die Insel bewohnen sollten, ist gar nicht zu denken. Im ganzen Meerbusen hatten wir bisher keinen einzigen Fisch gefunden, das Wasser war sehr klar, man konnte mithin auf den Grund se-

hen, niergends zeigten sich Fische, das Wasser war von allen Wasserthieren unbewohnt. Selbst Wasservögel sah man sehr selten, nur einzelne Möven und Baklane; aber vor dem Ausfluſs des Akh-tam eine groſse Menge Flamingo's (*Phoenicopterus ruber*), die die ganze Wasserfläche bedeckten und von unsern Matrosen mit Händen gefangen wurden. Die jüngern vorzüglich konnten nicht so schnell durchs Schwimmen sich retten, daher wurden sie die Beute der Matrosen. Sie gaben einen vortrefflichen Braten, denn unsere mitgenommenen Eſswaaren hatten von der Hitze stark gelitten und waren ungenieſsbar; einen hauptsächlichen Leckerbissen bildete die sehr groſse fleischige Zunge des Flamingo, die schon den Römern als sehr geschmackvoll galt.

Früher soll diese Gegend sehr besucht gewesen, selbst ein groſser Fischhandel am Ausflusse des Akh-tam getrieben worden seyn, als der Akh-tam, der von der Gränze Indiens kam, bei Chiva vorbeiflos und sich so in den Meerbusen verlor, eine Menge Fische mit sich führte, die hier am Ausflusse durch andere, aus dem Meere hinaufsteigende, noch weit vermehrt wurden. Diese Sage lebt in dem Munde aller Truchmenen. Ein früherer Chan von Chiva lieſs aber den Fluſs verdämmen, um den so gewinnreichen Handel für Indien aufzuheben und den Durchzug durch sein Land zu hindern, weil er dadurch Gefahr für dasselbe erwartete.

Daſs dieser Fluſs ehemals wirklich sehr bedeutend gewesen seyn müsse, geht daraus hervor, daſs hier die Tiefe des Fahrwassers gleich um ein Bedeutendes zunahm, und im Hauptarme des Flusses, je höher wir kamen, desto bedeutender wurde. Doch da, wo der Meerbusen anfing, sieht man weit seichtere Stellen, die — wie bei allen groſsen Strömen — durchs Aufführen von Sand durch den Fluſs selbst entstanden; sein Lauf war gewiſs nicht minder schnell als der der Wolga, die eben so alljährlich

immer mehr Sand an ihren Mündungen aufhäuft und so ihren Ausflufs ins Meer versandet.

Von hier aus soll der Akh-tam noch weit hinauf, einige Tagreisen weit, Wasser führen, das aber meist salzig sey. Bei unserem geringen Convoi konnten wir, am andern Tage, nur etwa 8 Werst den Flufs hinaufsteuern und bemerkten überall an der bedeutenden Tiefe, dafs der Flufs ehemals sehr grofs und gut fahrbar gewesen seyn mochte.

So sahen wir, wie allmählich die Inseln des Flusses mit seinen Armen verschwanden und nur das alte ungetheilte Flufsbett übrig blieb, in dem die Tiefe von 2 bis 2½ Faden wechselte. Muravjeff setzte hier mit seinen Falconets über den Akh-tam, bei seiner Expedition nach dem Balchan, der aber von hier aus noch zwei Tagreisen entfernt und ohne gutes Convoi nicht zu ersteigen ist. Wir sahen noch deutlich im Sande des Flusses die tiefen Furchen, welche die Räder der Falconets bewirkt hatten.

Die Truchmenen erzählten uns, dafs hier ehemals sehr viele truchmenische Familien gelebt, und dafs am Fufse des Balchan noch ein grofser Gottesacker von vielen hundert Gräbern seyn solle. Ehemals, sie meinten vor etwa 100 Jahren, sey hier süfses Wasser im Flufsbette gewesen.

Das eigentliche Fahrwasser in der Mitte des Flusses geht, sich immer schlängelnd, in kleinern Beugungen von S nach SSO und SO, fast nie oder nur selten nach SW. Hier vor dem Balchan, den wir links in grader Entfernung von uns sehen, geht der Flufs immer schmäler zu, und nur in der Mitte finden wir ein bald tieferes, bald flacheres Fahrwasser, mitunter nur von 5 Fufs, aber einige Schritte zur Seite steht unsere Budarke fest, — so sehr wird der Flufs an den Ufern flach.

Oft ist der Flufs zwei Faden tief, aber dabei kommt

man gleich wieder auf eine Tiefe von einigen Fußen, ein Beweis, daß hier ehemals ein großer Fluß seinen schnellen Lauf hatte und diese Vertiefungen auswusch.

Rechts vor uns, am Ufer des Flusses, sahen wir eine kleine Kette Hügel, die allmählich zu 2 Faden Höhe gelangen und eine weite Strecke fortsetzen. Zwischen diesen Hügeln und dem Fuße des Balchans befindet sich eine Erniedrigung, durch die einst der Akhtam sein Bett auswusch, und in der man ihn noch jetzt verfolgen kann.

Hinter dieser Hügelkette stießen wir aufs Neue auf eine Tiefe von 2½ Faden und gleich darauf wieder auf 2 Fuß, dann wird die Tiefe gar 3 Faden. Der Grund erscheint überall hell, und mit Salsolen oder Salicornien bewachsen.

Je weiter wir nun kommen, desto enger wird der Fluß; und die gegenseitigen Ufer sind nicht über eine Werst, etwa 4 bis 500 Faden, von einander entfernt; die Tiefe ist hier 2 Faden, bis nahe am Ufer selbst, und blieb nunmehr eine lange Zeit ziemlich beständig. Früher waren die Ufer sehr flach, jetzt behalten sie dieselbe Tiefe, wie in der Mitte des Flusses. Ich wollte von hier aus eine kleine Strecke am rechten Ufer nach dem Balchan, der uns hier so nahe erschien, eine kleine Excursion machen; doch fing mein mitgenommener Truchmene ein so fürchterliches Geschrei über meine Verwegenheit an, daß ich anfangs darüber laut auflachen mußte. Er wurde aber immer ernsthafter und sagte mir, Chiat Aga habe ihm ausdrücklich verboten, mich ans linke Ufer zu führen, weil dort die Gefahr sehr groß wäre. Auf diese Vorstellung des alten Truchmenen wurde nun ein weitläuftiger Rath gepflogen, was zu thun sey; ich war aber unterdessen ans Ufer gesprungen und freute mich sehr über die unvermuthete, eigenthümliche Vegetation; ich fand eine Menge sonderbarer Halophyten, vorzüglich Anabasen, in verschiedenen Zustän-

ständen ihrer Blüthe, konnte mich aber dabei nicht zu weit entfernen, weil ich nur von zwei Matrosen begleitet war, die eher der allgemeinen Furcht nachgaben und zurückgingen, als mit mir vorwärts drangen. Ich sah zwar nirgends einen Feind, wie die Truchmenen meinten, hinter dem Gebüsche verborgen, allein sie konnten doch Recht haben, vorzüglich da es auch unsern Matrosen vorkam, als ob sich in der Ferne Menschen zeigten; ich mufste daher dem lauten Rückrufe nachgeben und zum Boote zurückkehren, wo denn das Endresultat war: nec ultra!

Mit meiner geringen Ausbeute an schönen, seltenen Pflanzen zufrieden, die schon früher durch ein sonderbares krokodilartiges Reptil, an Monitor gränzend, beinahe vier Fufs lang (*Varanus caspius*, *m.*) vergröfsert worden war, mufste ich mit zum Rückmarsche einstimmen, da wir doch überhaupt nicht den Akh-tam viel weiter zu verfolgen im Stande waren. Dafür beschlossen wir aber an dem rechten Ufer (dem eigentlich linken Flufsufer) zu Fufse zurückzukehren, da diefs ganz gefahrlos von unsern truchmenischen Führern beschrieben wurde, und ich mithin Gelegenheit genug hatte, die Vegetation kennen zu lernen. Ueberdiefs war es auch fast keine Möglichkeit, am Ausflufs des Akh-tam über die seichten Stellen mit unsern Booten durchzudringen, da das Wasser dort so sehr gefallen war, dafs wir wohl, um sicherer zurückzukehren, die Boote erleichtern mufsten.

Wir fuhren also ans entgegengesetzte (das linke) Flufsufer hinüber und fanden dort denselben sandichthonigen Boden, der sich ganz flach bis an die kleine Hügelkette erstreckte; in ihm lag überall dasselbe Cardium im Sande, wie am ganzen Meerbusen bis Krasnowodsk. Eigentlich befanden wir uns hier auf einer Insel, die noch vor Kurzem unter Wasser stand; sie war von der Seite der hüglichten Bergkette nur durch

einen 2 Faden breiten Arm des Akh-tam geschieden. Der Boden war auch jetzt noch ziemlich nafs, ein Beweis, dafs bei einem NWwinde er noch immer unter Wasser stehe, wie diefs noch gestern der Fall gewesen seyn mochte.

Weiter hin wurde der Boden ganz flach, von losem Flugsande mit Lehm gebildet, meist mit Salzpflanzen bedeckt und hin und wieder von ein Paar Agamen, Lacerten oder Schlangen bewohnt. Auch hier findet sich die Warneidechse, die aber nur im Frühjahr angetroffen wird, im Sommer dagegen in tiefen Löchern wohnen soll. Nächstdem sah ich Springhasen umherhüpfen, doch war es unmöglich sie zu fangen, sie schlüpften in tiefe Erdlöcher, durch deren weite Gänge sie mir entkamen. Auch Stachelschweine (*Hystrix cristata*) sollen hier leben, doch sahen wir keine.

So hatten wir fast 10 Werst zurückgelegt, in der gröfsten Hitze, während welcher unsere entblöfsten Theile des Körpers, vorzüglich der Hals und die Hände, von einer rosenartigen Entzündung ergriffen worden waren, die wir schon bald nach unserer Ankunft in dem balchanischen Meerbusen empfunden hatten, und der zu vergleichen war, die wir bei Tük-karagan überstanden. Der Ausschlag war eben so schmerzhaft bei der Berührung, juckte oder brannte stark, bis er sich endlich durchs Abschuppen der Haut verlor. Bei einigen Matrosen stellten sich um die Armgelenke Pusteln ein, welche sie erst bemerkten, als sie in Eiterung übergingen, die sehr rasch verlief.

Als wir uns in unsere kleinen Boote setzen wollten, war es keine Möglichkeit, sie nahe ans Ufer zu bringen, weil werstweit bis an das Ufer des Meerbusens kein Fufs Tiefe war. Es blieb uns nichts Anderes übrig, als zu den Fahrzeugen durch den weichen Thonboden zu Fufse hinzugehen; so wateten wir nackt, fast bis an den Unterleib in den Schlamm sinkend, $^3/_4$ Werst zu un-

serer Budarke, die aber nicht Alle aufnehmen konnte, ohne festzusitzen; daher mufsten einige Matrosen sie wenigstens 3 Werst weit im Wasser fortschieben. Dabei bemerkten wir zugleich, wie tief das Wasser gefallen war. Gestern waren wir über diese Stelle sehr gut durchgekommen, und die Matrosen waren alle in der Budarke sitzen geblieben. Heute fafste sie nicht die Hälfte der Mannschaft.

So erreichten wir auch unsern Barkas und Hatter, die keinen feindlichen Angriffen ausgesetzt gewesen waren. Am Ufer hatten die Matrosen einen Brunnen gegraben und dort gutes Trinkwasser gefunden, zugleich aber bemerkt, dafs aus der Ferne einige Truchmenen sich heranschlichen, die vielleicht in der nächsten Nacht einen Ueberfall auf sie gemacht hätten, wenn sie nicht mit uns zur Corvette zurückgesegelt wären.

Nun waren wir wieder in stärkerer Macht und in der Mitte des beinahe 2 Fufs tiefen Meerbusens vereint, und freuten uns nicht wenig, unsere Expedition so gut beendigt zu haben. Mir schwebte dabei zu oft das traurige Ende des unglücklichen Fürsten Bekewitsch vor, der vor gerade 100 Jahren, unter der Regierung Peters des Grofsen, denselben Zweck, die Aufsuchung der Oxusmündung, verfolgt hatte, und dabei durch eine so hinterlistige Nachstellung der Truchmenen um sein Leben gekommen war.

Der Flufs, den die Truchmenen Akh-tam nennen, ist derselbe, den die tatarischen Schriftsteller Amu-darja, die Griechen und Römer aber Oxus nannten; oder richtiger gesagt, der Akh-tam bildete nur den rechten Arm oder Ausflufs des Amu-darja, dessen linker Arm, der Adshaib, sich damals geradezu ins caspische Meer, im Angesicht der Insel Tschelekän, ergofs. Die Theilung des Amu-darja geschah unterhalb des Balchangebirges, zwischen dem grofsen Balchan und dem kleinen oder dem Lababerge; da wo sich der

Amu-darja früher in die beiden Arme theilte, befindet sich jetzt ein stehender Salzsee, der wahrscheinlich durch den Zufluſs des Seewassers entstand, das sich vom balchanischen Meerbusen oder dem caspischen Meere selbst durch einen oder den andern Arm ansammelte, wenn ein Westwind dasselbe landeinwärts trieb.

Durch diese Theilung des Amu-darja in zwei Arme wird das Land zwischen ihnen auch jetzt noch zu einer wahren Insel, doch scheint der linke Arm, der Adshaib, im Sommer oder bei niedrigem Wasserstande des caspischen Meeres auszutrocknen; daher sagten mir die Truchmenen, daſs sie von der nördlichen Spitze Dardsha's bis nach dem Silberhügel immer der Küste entlang auf Kamelen reisen können, ohne irgendwo einen Fluſs, der sich ins Meer ergösse, anzutreffen. Dieſs erfuhr ich von ältern Truchmenen, die gewiſs mehrmals diese Reise gemacht hatten und immer trochnen Fuſses durchgekommen waren. Man muſs daher annehmen, daſs in dem Fluſsbette dieses Arms selten oder nur zu gewissen Zeiten eine unbedeutende Menge stehenden Wassers sich ansammle.

Von der Existenz des Sees bin ich theils durch die im Jahre 1822 unternommene Expedition Muravjeffs, theils durch die des Lieutenants Bassargins (im Jahre 1826) überzeugt worden. Muravjeff kam an den Balchan und schickte auf ihn einen Artillerieofficier, Hrn. Rümin, der mich versicherte, von der Mitte des Balchanberges sowohl den See als auch beide Arme des Amu-darja, den er O gerade nach W flieſsend beschrieb, gesehen zu haben, wie späterhin von ihm diese Gegend auch geographisch dargestellt wurde. Bassargin schickte dagegen einige Budarken 30 Werst den Akhtam herab, so daſs sie endlich an den See kamen, aus dem er hervortritt; aber auch sie kamen nicht weiter, weil der See kaum ½ Fuſs Tiefe zeigte, so daſs ihre

Fahrzeuge nicht durchkonnten und sie nur zu Fuſse eine kleine Strecke die Tiefe des Sees untersuchen konnten.

Das östliche Ufer des caspischen Meeres wird nur von Truchmenen bewohnt; ihrer sollen drei Hauptstämme seyn; die Jumut leben von Astrabat bis zum Karabuga-Golf und sind den Persern unterworfen; Täcka heiſst der andere Stamm, der nur zur Hälfte dem persischen Schach Gehorsam leistet; sie wohnen ostwärts von ihnen; aber nordwärts nach Mankischlag hin wohnen die Kok-lan, ganz frei, ohne dem Schach Persiens, aber wohl wahrscheinlich einigermaſsen dem Chan von Chiva Tribut zu zahlen. Ckarapalpaken (d. h. Schwarzmützen) *) wohnen nirgends an der Ostküste, wie dieſs wohl auf einzelnen Charten, wie von Wahl u. A., angegeben ist; die Truchmenen kannten meist ihren Namen nicht; doch lebten sie noch vor wenigen Jahren an der Ostküste des Aral-Sees, zwischen dem Ssir und Jondarja; die Kirgisen sollen sie aber so sehr vertilgt haben, daſs dieser ganze Stamm zu erlöschen Gefahr läuft.

Ein persischer Hadshi in Baku, der sehr weit gereist war, sagte mir, daſs Ckarapalpaken auch um Herat wohnten, das acht Tagereisen jenseits Mesched in Chorasan liege, auf dem Wege nach Kandahar und Kabul, er sey selbst dort gewesen; doch scheinen dort eher Afghanen zu wohnen.

Von Säugethieren sind hier vorzüglich Füchse sehr

---

*) Vielleicht ist dieſs nur die Benennung eines Stammes der Truchmenen oder ein allgemeiner Name, der zu wenig ein bestimmtes Volk bedeutet, so wie die Perser Kisilbaschi (Rothköpfe) genannt werden; gleich wie die Bewohner Derbends sich gegenseitig Tataren nennen, so belegen die Baku'schen Perser einander mit dem (ehrenvollen) Namen Kisilbasch. In Constantinopel ist dieſs Wort aber das allergröſste Schimpfwort, das die ssünnischen Mahomedaner den schiaschen beilegen.

L., *Ceratocarpus* arenarius, L., *Heliotropium ellipticum*, *Ledeb.*, *dasycarpum*, *Ledeb.*, *Atraphaxis* spinosa, L., *Andrachne rotundifolia*, *Mey.*, *Lycium* ruthenicum, *Murr.*

Hier mögen nun noch einige allgemeine Bemerkungen *) über den Krasnowodskischen und balchanischen Meerbusen und deren Küsten folgen, um sie näher kennen zu lernen.

Die Krasnowodskische Landzunge ist 28 Werst lang, vom Berge Kaipata an bis zur südlichsten Spitze Alemssengri; sie erstreckt sich von NW. nach SO. Der nördliche Theil hat 5 Werst Breite; aber auf der Hälfte ihrer Länge wird sie schmäler und hat an einzelnen Stellen nicht mehr als 60 Faden Breite. Die Bewohner sagen, dafs bei einem reinen Westwinde das Seewasser über die Landenge Keski in den balchanischen Meerbusen hinüberspielt. Das Ende der Landzunge wird breiter, und indem es sich in zwei Vorgebirge theilt, bildet es einen nicht sehr grofsen Meerbusen, der für kleine Fahrzeuge wegen des guten Ankerplatzes sehr bequem ist. Die ganze Westküste, die offen und frei liegt, hat durchaus keinen Hafen zum Einlaufen von Schiffen; diefs Ufer hat dagegen weiter nordwärts eine Menge Felsenriffe unter dem Wasser, wodurch das Segeln hier so gefahrvoll wird. Am östlichen Ufer sind überall gute Ankerplätze, nur erlaubt die geringere Tiefe nicht überall gleiches Anlanden. Je mehr man südwärts kommt, desto mehr mufs man sich vom Ufer entfernt halten; endlich zeigt sich da eine lange unter dem Wasser befindliche Landzunge, die von dem Vorgebirge Porokli sich weit ins Meer erstreckt. Sie verschwindet etwas, in

*) Sie sind meist entnommen dem Reisejournal des Generals Muravjeff, der im Jahre 1821 seine zweite Reise nach dem Balchan machte; ich erhielt sie in Tiflis; wenn ihnen auch keine grofse Genauigkeit zu Grunde liegt, so lernt man das Land doch näher kennen.

der Richtung, wo ihr die Landzunge Kopaltschi von der Insel Tschelekän entgegenkommt, und endigt sich da mit einigen Inseln, die im Herbst und Winter zur Zeit des niedern Wasserstandes aus ihm emporragen.

Die Felsen, welche als eine Kette Berge am nördlichen Ufer des balchanischen Meerbusens sich erstrecken, werden am Anfange der Krasnowodskischen Landzunge durch die Felskuppe Kaipata durchbrochen, und von hier an durchsetzen die Landzunge niedrige Hügel, die mitten auf ihr den Berg Karababa bilden. Von hier an ist die südwestliche Küste mit hohen Sandhügeln bedeckt, aber das östliche besteht aus lauter Muscheln. Auf der nördlichen Hälfte des östlichen Ufers dieser Landzunge wächst fast nichts, aufser einigen Salsolen; man findet aber an einzelnen Stellen einen guten Thon, der zu Gebäuden sehr gut pafst; eben so trifft man dort weifsen, weichen Sandstein an, mit Muscheln gemischt, der sehr leicht behauen werden kann und zum Aufführen von Gebäuden gut passen müfste. Man kann aus ihm Steine von jeder Gestalt, ohne besondere Mühe, aushauen.

Die südliche Hälfte der Landzunge bringt mehr Grünwerk auf den Sandhügeln hervor, meist Salzkraut von hohem Wuchse, das ein Futter für Pferde abgeben könnte; an niedrigen Stellen sieht man auch Schilf, aber nur in geringer Menge. Auf der nördlichen Hälfte der Landzunge bemerkt man viele stehende Salzseen, von denen einer ein schönes rosenrothes Salz besitzt; sein Umfang beträgt etwa eine halbe Werst. Er bildete früher einen Gegenstand des Handels, als russische Schiffe des Salzes wegen hierher kamen; aber da diefs gegenwärtig nicht erlaubt ist, so bleibt das Salz unbenutzt liegen, und nur die Bewohner bedienen sich desselben in geringer Menge; doch ist das Salz etwas bitter; der Geschmack des Kochsalzes mithin durch fremdartige Beimischungen verfälscht.

Nirgends sieht man auf der Landzuge ein Flüſschen; aber sie besitzt ein gutes Trinkwasser in mehreren Brunnen. Dieſs Wasser findet sich vorzüglich von verschiedenem Geschmacke auf der westlichen Küste der Landzunge. Bei ihrem Anfange befindet sich der schon sehr alte Brunnen Ssegreschem, um den sich immer Truchmenen niederlieſsen. Jetzt haben sie den Ort aufgegeben, da sie die Ueberfälle des truchmenischen Stammes Täke fürchten, der sie mehr als Einmal zerstörte. Sie hatten hier sogar Arbusen und Melonen gesäet, die sehr gut fortkamen. Von hier nordwärts hinauf bis zum Karabuga-Golf findet man überall gutes Trinkwasser, vorzüglich am Orte Derteh, das noch weit besser seyn soll als das Wasser des Brunnens Ssegreschem, das, etwas grün, zum Trinken sehr gut taugt. Südwärts am Ufer von diesem Brunnen findet man noch einen andern, aber mit schlechtem Wasser, gegen den Berg Karababa hin, der auf der Mitte der Landzunge liegt. Noch mehr südwärts trifft man an einzelnen Stellen ebenfalls auf ein gutes Trinkwasser, aber auf der westlichen Hälfte der Landzunge wird ein süſses Wasser am östlichen Ufer in einem Umfange von etwa einer Werst in der Länge und 200 Faden in der Breite gefunden. An diesem Orte besteht der Boden aus Muscheln, mit Sand verbunden; man gräbt die Brunnen von der Höhe eines Menschen; die Eigenschaften dieses Wassers sind sehr sonderbar; gräbt man den Brunnen um ½ Arschine tiefer als die Wasserfläche, so zeigt es einen bittern Geschmack; wird es dagegen nicht ausgeschöpft, so verdirbt es nach einiger Zeit, und daher müſste man glauben, daſs dieſs Wasser nicht ursprünglich süſs ist, sondern eher ein salziges Meerwasser bilde, das durch den Sand und die Muscheln umgeändert wird. Man könnte es sehr leicht verbessern, obgleich man es auch so gebrauchen kann. Hier befanden sich immer an 40 truchmenische Kibitken von verschiedenen Stämmen, die meist vom Fisch-

fange lebten. Gegen Das Ende des Jahrs 1821 verliefsen die Truchmenen diese Gegend und liefsen sich auf einigen Inseln des balchanischen Meerbusens nieder, um dort vor den Ueberfällen der Täke sicher zu seyn. (Ich fand sie wiederum nicht mehr auf den Inseln, sondern nur am Krasnowodsk.)

Auf der Höhe des kleinen Krasnowodskischen Meerbusens, da wo sich zwei Landzungen, die das Ende der Krasnowodskischen bilden, vereinigen, sind die Ueberbleibsel einer kleinen Festung sichtbar, die vom Fürsten Bekewitsch, unter der Regierung Peters des Grofsen, erbaut worden waren, im Jahre 1717. Im Jahre 1764 war dieser Theil der Küste vom Seewasser überschwemmt, als ihn der Ingenieurmajor Ladschensky aufnahm; aber jenes Vorgebirge, auf dem man das süfse Wasser gräbt, ragte über den Wasserspiegel hervor. Der Wall und die Bastionen dieses Forts sind noch ziemlich deutlich zu sehen, wenn sie auch gleich von Muscheln bedeckt sind; jener ist über eine Arschine hoch und breiter als ein Faden; es wächst dort viel Schilf, worin Schlangen ihre Wohnung aufgeschlagen haben. Das Fort gleicht einem Kronwerke. Auf der Erde bemerkt man an dieser Stelle eine Menge Zeichen der Gegenwart der Russen, Gläserscherben, Kohlen u. s. w. In der Erde findet man menschliche Gebeine, Bretter von Särgen, verrostete Eisensachen, als Kanonenkugeln, kupferne Knöpfe, Flintensteine. Vor diesem Fort bemerkt man zwei Salzseen; das Wasser derselben ist mit einem ganz rothen Schaum bedeckt, und an einer Stelle fliefst dort eine Quelle mit Salzwasser, das aber in der gröfsten Hitze ganz kalt ist. An diese Seen gränzen ferner die Ueberbleibsel eines ziemlich grofsen Gebäudes, das zum Theil aus einem schwarzen, sehr festen Gestein errichtet war; diefs wurde von den balchanischen Bergen hergeholt. Es war dort ein russischer Gottesacker. Das Fort schien

für 1000 Mann *) erbaut zu seyn. Urtheilen wir nach dieser Menge und der kurzen Zeit, die die Russen dort zubrachten, so ist der Kirchhof sehr grofs, und der Verlust an Todten mufs mithin sehr bedeutend gewesen seyn.

Das Klima mufs dort sehr ungesund seyn, theils wegen der Ausdünstung der Landseen, theils auch wegen der Winde, die hier von allen Seiten ungehindert wehen, und sehr stark zu seyn pflegen. Die Bewohner des balchanischen Meerbusens haben sich zwar an die dortige Luft gewöhnt, leiden aber sehr an Augenübeln die vielleicht vom losen Flugsande entstehen, den der Wind unaufhörlich in die Augen treibt, so dafs selbst die Luft davon verdunkelt wird. Im Sommer ist die Hitze ungemein stark, aber im Winter die Kälte ziemlich fühlbar; die östlichen Ufer der Landzunge bedecken sich zuweilen mit Eis, aber der eigentlich Krasnowodskische Meerbusen friert nie zu; daher ist hier auch ein ziemlich tiefer, sehr guter Hafen, der von allen Seiten bedeckt ist. Er hat mehr als 1½ Werst Breite, wenn man von der Spitze Alemssengri bis zur Spitze Porokli rechnet, und ist auch eben so lang. Es gibt wohl einzelne Untiefen oder Felsen unterm Wasser, doch sind diese bekannt und können leicht vermieden werden, durch Fahrzeuge, die in dem balchanischen Meerbusen steuern, da sie an einzelnen Stellen eine gröfsere Tiefe treffen. Die Communication dieses Orts mit den balkuinischen Brunnen ist ziemlich frei; mit einem günstigen Winde kann man auf einem Ruderboote an Einem Tage den Weg hin und zurückmachen.

Das nördliche Ufer des balchanischen Meerbusens besteht aus Gebirgen verschiedener Art,

*) Das Corps bestand aus zwei Regimentern, dem Krutojarischen und Sidoroffschen, unter dem Befehl des Obersten von der Wenden.

wie wir schon oben erwähnten. Es fängt an bei dem Felsen, den man Kaipata nennt; er enthält eine Höhle, doch ist's unbekannt, wer sie ausgehauen hat; im Innern hat sie aber gegen 1½ Faden Tiefe, 1 Faden Breite und eben so viel Höhe. Hinter diesem Berge befindet sich ein alter Gottesacker der Truchmenen, den sie sehr achten. Von diesem Orte an erstrecken sich längs der ganzen Ostküste Gebirgsketten, bald mehr, bald weniger vom Meere entfernt, bis zum Balchan, der vom Kaipata ostsüdostwärts etwa 140 Werst entfernt ist. Am Balkui, etwa 10 Werst von diesem Berge, befinden sich einige Quellen mit gutem Trinkwasser, dessen sich alle dort umherziehenden Truchmenen bedienen. Wenn die Bewohner des Meerwassers überdrüssig sind, so reiten sie zu diesem Brunnen und bringen das Wasser von da mit sich. Die balkuinischen Felsmassen werden aus einem schwarzen Porphyr gebildet; an einzelnen Stellen soll aber auch Granit vorkommen; sie enthalten im Ganzen viel Quarz. In diesen Gebirgen ist nicht weit vom Ufer ein Quell mit süfsem wohlschmeckendem Wasser, den die Russen den Mosaischen nennen, die Truchmenen dagegen den Balkui-Quell. Aber der eigentliche Name der Quellen, die am Fufse dieses Berges liegen, ist nicht Balkui, sondern S c h a c h A d e n; das Wasser in ihnen kann gut genannt werden, obgleich es auch etwas salzig ist. Der Hauptbrunnen gibt täglich 8 Tonnen, zu 40 Eimern jede, aber der Mosaische Quell gibt nicht über 2 kleine Tonnen des Tages. Von diesem Berge Balkui erstreckt sich ostwärts nach dem Meere eine Ebene, die 1½ Werst Breite hat. Das westliche Ende derselben bilden die balkuischen Berge, von der östlichen Seite dagegen wird sie durch eine hohe, schroffe Steinwand gebildet, die sich nach dem Meere hin mit einer Spitze endigt, die hier U m g a l i genannt wird. Sie ist an 150 Faden breit und fast ganz abschüssig. Von hier erstreckt sich dieselbe Felsmasse 5 Werst ostwärts, wo eine Halbinsel 3 Werst

ins Meer hinausspringt, die mit denselben Felsen bedeckt ist, wie das balkuische Vorgebirge. Sie heifst Uprak und erstreckt sich von Westen nach Osten.

Von hier an ändert sich die Eigenschaft der Berge; sie bilden nun Kalkmassen, die immer nahe am Ufer fortlaufen und nach 23 Werst etwa sich mit einem hohen steilen Vorgebirge endigen, Kubassengir genannt. Der höchste Berg in der Kette zwischen dem Uprak und Kubassengir heifst der Kaili; hinter ihnen zeigt sich eine hochliegende Steppe, von sehr weitem Umfange; in ihr bemerkt man die Gebirgskette Hürre. Die Tiefen im Meere vom Kaipata längs dem ganzen Ufer bis zum Kubassengir sind ziemlich bedeutend. Man kann ziemlich nahe am Ufer landen, die Bucht ausgenommen, die sich nordwärts vom Uprak findet, wo die Fahrzeuge nicht näher als 2 Werst ans Ufer heran können; übrigens ist der Grund zum Ankern überall gut.

Vom Vorgebirge Kubassengir sieht man von allen Seiten den balchanischen Meerbusen, das Ufer wendet sich etwas nordwärts und bildet einen grofsen Golf, von dessen Ufern sich die Berge allmählich in die Steppe verbreiten. Weiterhin ändert sich die Richtung nach OSO, die er eine weite Strecke beibehält und so einen langen, schmalen und flachen Meerbusen einschliefst; in der Mitte hält er nicht über 6 oder 7 Werst Breite.

Der höchste Berg des nördlichen Ufers ist der Burdshiachli, von welchem kleine Gebirgszüge zum Balchan gehen; in ihnen sollen, nach der Erzählung der Bewohner, Quellen von gutem süfsem Wasser seyn. Etwa 30 Werst von Kubassengir befindet sich ein Brunnen, dessen Wasser die Truchmenen loben, er heifst Kurdkujussi.

Ist man den Berg Kubassengir vorübergefahren, so wird die Tiefe immer flacher, so dafs die Fahrzeuge sehr weit vom Ufer stehen bleiben müssen. Beim Burdshiachli müssen selbst sehr flache Boote weit im Meerbusen zurückbleiben, da ein ganz flacher, thonichter, sumpfichter

Grund das nähere Anlanden hindert. Das ganze nördliche Ufer hat weder Bäume, noch Gesträuche, noch andres Grünwerk, aufser einigen Salzpflanzen; auch gutes Trinkwasser findet sich nur in einzelnen Brunnen oder mufs weit aus der Steppe geholt werden. Die ganze Gegend war ehemals von zahlreichen Truchmenen des Stammes Jerssäreh bevölkert. Im Jahre 1819 hielten sich hier an 1000 oder noch mehr Jomuden auf, da sie um russische Unterwerfung nachsuchten, aber 1821 war keiner mehr in diesen Gegenden. Da sie die Ueberfälle der Truchmenen von den stärkern Stämmen der Täke und Keklen fürchteten, die sie auf Befehl der Chane von Chiva und Astrabat plünderten, so hatten sie sich aus diesen Gegenden zurückgezogen; ein Theil wanderte nach Chiva, wo sie sich dem herrschsüchtigen Mahmed Rahim unterwarfen, ein anderer ging nach der persischen Gränze und liefs sich an den Flüssen Atrek und Görghen nieder, wo sie ihre Heerden weiden, bald den Persern unterthänig, bald sie beraubend, jedoch immer die Ankunft der Russen erwartend, um aufs Neue den Balchan zu gewinnen, und auf sich die Aufmerksamkeit unserer Regierung zu ziehen.

Die Landcommunication ist am nördlichen Ufer sehr beschwerlich, weil da kein Wasser angetroffen wird. Es gibt dort auch keinen Weg, aber von dem balkuischen Brunnen geht ein Fufsweg nach Chiva. Auf ihm gingen früher die Karavanen oft in grofser Menge; er geht 2 Werst vom Meere entlang über eine schroffe Bergebene und dann über die Steppe zu den Brunnen Ssülmen, Ssüili, und Tujer, in einer nahen Entfernung vom Karabuga-Golfe. In jenen Bergen leben viele Wölfe, Füchse, wilde Ziegen, aber manchmal sogar Panther, die vom balchanischen Berge hieher wandern, wo sie sich nach der Erzählung der dortigen Bewohner in grofser Menge finden sollen.

Die ganze Küste hat überhaupt ein wildes unfrucht-

bares Aussehen und zeigt durchaus keine Tauglichkeit zur Ansiedlung.

Etwa 20 Werst vom Vorgebirge Kubassengir nach Osten und 4½ von dem nördlichen Ufer des balchanischen Meerbusens liegt die Insel Dagada; sie hat etwa 3 Werst Länge von Westen nach Osten und 1 Werst Breite von Norden nach Süden. Die Insel hat drei ziemlich bedeutende Berge. Nirgends findet man auf ihr süfses Wasser, selbst bei einer Tiefe von 4 Faden stöfst man auf salziges. Das Anlanden ist von der Seeseite nicht bequem, wegen des flachen, lehmichten Grundes. Gröfsere Fahrzeuge müssen 3 Werst von der Insel Anker werfen. Auf dieser unfruchtbaren Insel weiden einige Kamele, und es leben auf ihr einige truchmenische Familien, die sich hier vor den Ueberfällen ihrer Nachbarn verbergen; sie leben ohne Wasser und fast ohne Nahrung, denn sie beschäftigen sich wenig mit dem Fischfange, der immer Mühe erfordert. Im Jahre 1821 lebten dort blofs 5 Familien, die von Krasnowodsk hieher gekommen waren. Sie hatten einige Boote, mit denen sie nach dem Balkui fuhren und sich Wasser mitbrachten (ich fand die Insel unbewohnt). Die Halbinsel Dardshi ist sehr grofs und war nie genau auf den Charten angegeben. Ihr nördliches Ufer bildet den schmalen Theil des Meerbusens; gegen Nordost stöfst sie an das linke Ufer des einen Arms des Amudarja; nach Westen zeigt sie mehrere Vorgebirge. Etwa 20 Werst von der Insel Dagada neigt sie sich nach Südwest und bildet zwischen den Vorgebirgen At Depessi und Tschadyr Depessi einen Golf, an dem fast immer Truchmenen wohnen und mit ihren Kirdshimen anlanden. Weiter nach Süden bestehen die Ufer von Dardshi aus Inseln, welche vom festen Lande durch flache Buchten getrennt sind. Diese Inseln gehören zur Kette der Sandhügel, die sich an der südöstlichen Seite von Tschelekän befinden; ihre gröfste Zahl hat weder trinkbares

Wasser

Wasser noch Pflanzen und ist keiner besondern Aufmerksamkeit werth. Ostwärts wird die Insel Dardshi vom festen Lande durch zwei Arme des Amu-darja getrennt; da wo er sich theilt, befindet sich ein Salzsee, in dessen Mitte eine kleine Insel mit Naphthaquellen ist, die nach der Erzählung der dortigen Bewohner viel Naphtha geben, zu denen sie aber jetzt nicht mehr fahren, weil es dort sehr flach ist und sie leicht den Ueberfällen der dortigen feindlichen Stämme ausgesetzt sind.

Die nordwestlichen Küsten Dardshas haben eine ziemliche Tiefe und geben gute Ankerplätze für grofse Fahrzeuge, selbst nahe am Ufer. Das nördliche Ufer erlaubt aber Ruderbooten nicht nahe heranzukommen, weil es zu flach ist. Der Grund ist auch zu sumpfig, so dafs man unmöglich anlanden kann.

Bei der Mündung des Amu-darja ist der Meerbusen an einzelnen Stellen ganz ausgetrocknet, aber von Dardsha ist es kaum möglich nach dem nördlichen Ufer des Amu hinüberzugehen, weil hier eine sehr grofse Tiefe im Flusse herrscht: daher kann man mit Bestimmtheit sagen, dafs Dardsha hier an dem linken Ufer des einen Arms des Amu endigt. Dieser Arm stellt sich deutlich in der Steppe dar; seine Ufer haben fast 2 Faden Höhe, und stehen an einzelnen Stellen gegen 1 Werst von einander ab; dann werden sie höher, sie schlängeln sich in der Steppe und heifsen bei den Bewohnern Usboi und Ogus (Oxus); denselben Namen führt dieser Arm bei Bäsch daschik, auf $^1/_5$ Weges von Krasnowodsk nach Chiva.

Sie alle sagen, dafs dort einst der Amu-darja, als ein grofser Flufs aus Chiva strömte, dafs für seine Mündung die Chivensischen Chane eine jährliche Summe von 70,000 Tille *) einnahmen; dafs man von dem Flusse eine grofse Menge Wasserleitungeu führte, mit denen sie ihre reichen Reifsfelder bewässerten. Dieser ausgetrocknete Arm

*) Ein Tille ist 5 R. Banco Assign.

hat an vielen Stellen Wasser, nur so salzig, dafs die Kamele es nicht trinken können. Beim Akh-tam, *) einem Orte, bei dem die Truchmenen über den Flufs setzen, hat der Flufs eine Breite von fast 20 Faden und eine sehr bedeutende Tiefe; sein Grund ist sehr sumpfig. Der gegenwärtige Amu-darja hat hier keine Strömung mehr, denn seine Mündung ist verschlämmt. Auf dem rechten Ufer findet sich auf hohen Sandhügeln salziges Wasser, das man sogar in der Noth trinken kann.

Auf der linken Seite, dieser Ueberfahrt gegenüber, ist ein kleiner Wachtthurm erbaut, und von da eine halbe Werste weiter sieht man in der Steppe eine Medsched aus gelblichen Ziegelsteinen erbaut; die Kuppel ist sehr künstlich ausgeführt, und der Fufsboden mit grofsen Backsteinen ausgelegt; in ihr sieht man Denkmäler auf Grabsteinen, deren Alter jedoch nach ihrer Aufschrift nicht erkannt werden kann. Das ganze Gebäude ist inwendig mit Kalk beworfen; ist rund, hat Fenster, Thüre, ist etwa 4 Faden breit nnd eben so lang. Die dortigen Bewohner nennen diese Medsched Schich Mustapha, nach dem Namen eines sehr geehrten Alten, der dort nach ihrer Erzählung begraben liegt. Sie kommen oft hieher, um ihr Gebet zu verrichten.

Um sie herum sieht man noch die Ueberbleibsel von Gebäuden und einige Erdwälle.

Der Akh-tam dient als allgemeiner Ueberfahrtsort den Truchmenen, die vom nördlichen Ufer des Meerbusens nach dem südlichen hinüber wollen. Sie fahren gewöhnlich auf Burdjuken herüber, wobei ihre Kamele schwimmen; dieser Ort selbst wird von ihnen für einen der gefahrvollsten gehalten, denn die Räuber können ungehindert ganz nahe an die Ueberfahrt von beiden Seiten an-

*) Bei meiner Reise in diese Gegend nannte man den ganzen Arm des Amu-darja Akh-tam, nicht nur den Ueberfahrtsort.

kommen, indem sie sich am nördlichen Ufer hinter Sandhügel, am südlichen dagegen in Gräben und Spalten des entferntern Flufsufers verstecken.

Die ganze Halbinsel Dardsha ist unfruchtbar, ohne alle Vegetation, meist mit Salzseen bedeckt, wodurch zur Regenzeit hier ein unwegsamer Boden entsteht. Im Jahre 1821 weidete dort eine sehr grofse Menge Kamele der dortigen Bewohner, die zwischen den Vorgebirgen At- und Tschadir Depessi am Meere wohnten. Es waren an 50 Kibitken aus dem Stamme Schich. Dieser kleine Stamm lebt mit den Bewohnern der Insel Tschelekän in Freundschaft. Aber auch sie entfernten sich im Herbst desselben Jahrs von Dardsha, da sie die Ueberfälle der Täke und Teklen fürchteten; sie wollten sich in Chiva niederlassen; doch gingen viele zur Insel Tschelekän und Dagada über. Sie verehren den Chiat Aga, den Herrscher dieser Insel, und erkennen selbst seine Macht an. Sie haben viele Verwandte, die um Karabulas wohnen, und daher ist ihr Eindruck auf die geringe Zahl der um den balchanischen Meerbusen zurückgebliebenen Bewohner sehr bedeutend. Sie leben ordentlicher und mit gröfserer Bequemlichkeit als die Bewohner von Krasnowodsk; einige unter ihnen zeichnen sich durch Gewandtheit und Tapferkeit aus. Ihr Handel besteht im Verkauf der Naphtha, die sie von der Insel Tschelekän holen. Andere fangen Fische, doch nur in geringer Menge; andere bringen ihre Zeit mit der Jagd auf dem Balchan zu, oder halten Wache am Akh-tam, oder bringen trinkbares Wasser aus den balkuischen Brunnen. Im Herbst fahren sie in Booten auf den Fang der Vögel aus, welche dann in grofsen Schwärmen den balchanischen Meerbusen bedecken, vorzüglich zwischen der Krasnowodskischen Landzunge und dem Vorgebirge Uprak. Sie schlagen sie mit Stöcken todt und ernähren sich blofs von ihrem Fleische. Geld haben die Truchmenen wenig; sie vertauschen meist Naphtha gegen ihre andern Bedürfnisse, gegen Ka-

mele, Schafe u. s. w. Dieser gibt es sehr wenige auf Dardsha, und selbst diese wenigen sind dort sehr mager, weil es auf der Halbinsel nirgends einen Weideplatz gibt. Kamele, die mit jeder Nahrung zufrieden sind, halten sie mehrere in diesen unfruchtbaren Steppen. Diefs geduldige Thier erhält seine trägen, sorglosen Herren, welche ohne dasselbe nicht leben könnten.

Der Berg Balchan ist an gewissen Tagen deutlich von der Krasnowodskischen Landzunge sichtbar. Die dortigen Bewohner sprechen immer vom Balchan als von einer Gegend, wo sich trinkbares Wasser, Waldungen und Pflanzen anderer Art in Menge fänden. Wenn man über den Akh-tam setzt, so führt der Weg erst 1 Werst lang in die Höhe, die Ufer des Flusses sind da mit sehr hohem Schilf bewachsen; dann trifft man nach SO Flugsandhügel, die etwa 7 Werst einnehmen. Hierauf stellt sich eine weite Ebene ein, die mit allerlei Gesträuch bedeckt ist; der Boden wird darauf fester. Nach 6 Werst fängt ein deutlicher Weg an, auf dem man eine andere ähnliche Ebene hinansteigt; er führt gegen 10 Werst aufwärts. Darauf tritt man in eine tiefe Bergschlucht, in deren Grunde sich ein Brunnen findet. Er ist von allen Seiten, ausgenommen von der nördlichen, von kleinen flachen Erhabenheiten eingeschlossen, durch deren Mitte nach Süden eine kleine Schlucht führt, durch die man auf den Balchan hinauf kommt. Das Wasser jenes Brunnens ist sehr kalt und von sehr gutem Geschmacke, um ihn herum wachsen einige Weinreben, die aber von der Hitze ganz vertrocknet waren. Dieser Ort kann für den besten an der ganzen Küste gelten, der Brunnen ist nicht über einen Faden tief und gibt nicht viel Wasser. Man kann aus der Umgebung vermuthen, dafs sich in allen ähnlichen Brunnen, die man graben würde, ebenfalls ein gutes Wasser fände. Von hier aus geht der Weg zum Balchan über steile Felsen; hier finden sich in den Schluchten eine Art Nadelholz, das aber wei-

ter oben seltener wird, so dafs die Bäume etwa 20 bis 30 Faden von einander wachsen; sie haben eine dicke Rinde und sind an eine halbe Arschine stark, einige sind an 6 bis 7 Faden hoch. Ihre Aeste verbreiten einen Cypressengeruch. Weiter oben finden sich keine Quellen. Doch wie es scheint erheben die Truchmenen die Gegend zu sehr, wenn sie sagen, dafs man dort auf jedem Schritte Quellen kalten Wassers, hohe Bäume und alle Arten Pflanzen antrifft.

Die Bergkette, die ostwärts vom Balchan liegt, mufs ohne Zweifel dieselben Eigenthümlichkeiten besitzen; sie erstreckt sich weit hin in die Steppe. Man konnte wohl 300 Faden für die Höhe des Balchanberges annehmen, vom Brunnen an gerechnet, bis zu dem sich jedoch die Gegend vom Akh-tam aus erhebt. Von dieser Höhe sind deutlich die Arme des Amu-darja sichtbar, desgleichen auch der Salzsee, aus welchem sie getheilt hervorkommen. An seinem Fufse geht ein Weg nach Astrabat und nach der truchmenischen Herrschaft Täke. Als die Ufer des balchanischen Meerbusens von Truchmenen bewohnt waren, gingen oft Karavanen vorüber; jetzt dient er aber zum Aufenthalte und Wegweiser der Räuber, die aus Arkascha, dem Hauptorte der Täke, hieher kommen.

Auf dem Balchan weideten vordem die Pferdeheeren der Truchmenen; daraus darf man aber nicht auf die reichen Weideplätze dieser Gegend schliefsen. Die truchmenischen Pferde weiden ebenso auf unfruchtbaren Steppen und ernähren sich fast von denselben Kräutern als die Kamele. Die Pferderace gehört dessen ungeachtet zu den ausgezeichnetsten und findet nicht leicht ihres Gleichen. Sie vereinigen in sich Stärke mit Schönheit, Schnelligkeit mit Ausdauer, durchlaufen weite wasserlose Steppen und befriedigen sich mit der kärglichsten Nahrung.

Die Truchmenen leben nicht auf dem Balchan. Im

Jahre 1820 hielt sich auf ihm ein Greis mit zwei Söhnen verborgen auf, lebte vom Raube und fürchtete mithin die Rache seiner Landsleute, deren er viele plünderte und erschlug. Er wagte sich daher nie unter sie. Jetzt hat er aber die Berge verlassen und lebt in Chiva. Die Truchmenen, die alte Sagen sehr zu verschönern lieben, erzählen viel von fabelhaften Traditionen, wissen viele Wunder von diesen Bergen, von eingestürzten Städten, von ehemaligen Festungen und berühmten Völkerstämmen, die auf diesen Felsen wohnten.

Diefs mag vielen Bezug auf die frühere Beschaffenheit dieser Gegend haben, die vordem, als der Amu-darja sich hier ergofs, sehr blühend war, und von einem starken Handel belebt wurde; mithin mufsten damals auch Dörfer, Städte und Festungen hier gewesen seyn. Also auch diese Traditionen bestätigen den lebhaften Verkehr, der einst auf dem Oxus geführt, Asien mit Europa verband, und bekräftigen noch mehr, dafs einst hier das zweite Balk stand, woraus die Arsaciden entsprossen.

Neuntes Capitel.

Reise nach Tschelekän.

Den 21 September verliefsen wir den balchanischen Meerbusen, bei einem Nordwestwinde, der aber nicht lange anhielt, wir mufsten bald die Anker werfen, obgleich uns schon Tschelekän im Gesichte war. Der Wind wurde sogar ganz conträr, und wir litten viel vom Schaukeln. Erst nach einigen Tagen konnten wir der Insel näher rücken und an ihrer Westküste hinsteuern, bei einer Tiefe von 6 bis 8 Faden.

Um in den tschelekänschen Golf hineinzusteuern und den Landungsplatz der Truchmenen zu gewinnen, — dort ist auch der Aufenthaltsort der meisten Kibitken, — muſs man um die Insel Derwisch und Ogurtschinski herumsegeln, von denen jene jetzt mit Tschelekän vollkommen zusammenhängt. Hierauf steuerten wir an der Ostküste von Ogurtschinski bei einer Tiefe von 3 Faden hinauf und warfen an 10 Werst vom Ufer Anker; wir konnten nicht näher heran, da der Wind nachlieſs, ja zuletzt conträr wurde.

Nach Südwest von Tschelekän sieht man im Meere eine Menge Sandhügel hervorragen, die namentlich höher hinauf zwischen der Ostküste des festen Landes oder Dardsha und jener Insel sehr zahlreich werden; sie sind fast alle ohne Vegetation und unbewohnt; die Tiefe zwischen ihnen ist so unbedeutend, daſs man nur auf einem Boote an sie herankommen kann.

Den 26 September fuhr ich auf die Insel; am Ufer standen eine Menge Kirdshimen, die alle dem Herrscher von Tschelekän, dem alten Chiat Aga, gehörten; unter ihnen befanden sich auch zwei Sandalen, gröſsere Fahrzeuge mit zwei Segeln, deren eine ihm gehörte, die andere aber aus Astrachan mit Lebensmitteln gekommen war, um sie gegen Naphtha zu vertauschen. Man baut sie in Masenderan. Bei unserer Annäherung sahen wir eine Menge Kirdshimen links hinaufsegeln, wahrscheinlich um sich unsern Augen zu entziehen; es waren ohne Zweifel Baku'sche Fahrzeuge, die hier nach Naphtha kommen, weil sie sie hier viel wohlfeiler haben, was jedoch sehr streng verboten ist, weil dadurch der Naphtha-Handel in Baku leiden müſste. Selbst Chiat Aga soll den Befehl haben, denn er steht unter russischer Botmäſsigkeit, an keine Tataren oder Perser, die russische Unterthanen sind, Naphtha zu verkaufen. Daher kommen hauptsächlich aus Enselli, Masenderan und Astrabat Fahrzeuge hieher; wir selbst sahen eine Menge Kamele am Ufer, mit

Naphtha beladen, die zum Versenden auf den Fahrzeugen hieher gebracht wurde.

Als wir anlandeten, kamen uns eine Menge Truchmenen entgegen, theils um uns zu begrüfsen, theils auch um ihre Neugierde zu stillen, eine Frau aus Europa zu sehen, denn meine Frau befand sich mit mir. Der alte Chiat Aga begrüfste mich unter der grofsen Menge zuerst; er hatte seinen grünen sammtenen Kaftan an, und um den Hals eine grofse goldene Medaille mit dem Porträt des Kaisers Alexander, der ihm beides als Beweis seiner Achtung verliehen hatte. Er sprach zwar kein Russisch, aber sein ältester Sohn Jakscki Mahmed, der erst vor zwei Jahren aus Tiflis zurückgekehrt war, wo er sich mehrere Jahre beim General Jermoloff aufgehalten hatte, kannte diese Sprache dafür desto besser; er hatte ganz europäische, artige Sitten angenommen und drückte sich dabei sehr fein aus; er kleidet sich ganz auf truchmenische Art, weit feiner und reinlicher als die andern. Er führte uns erst in seine und dann in die Kibitke seines Vaters. Der A-ul selbst ist etwa eine Werst vom Ufer entfernt; wir staunten sehr über den dürren, ganz unfruchtbaren Sandboden, in dem fast nichts fortkam. Die Zahl der Kibitken mochte sich vielleicht auf dreifsig belaufen; weiter gibt es mehrere, so dafs ihre ganze Zahl auf 180 steigen soll, in denen etwa gegen 1000 Menschen, Unterthanen des alten Chiat Aga, leben. Er selbst begab sich vor einigen Jahren unter russischen Schutz und bemühte sich seitdem, immer mehr Truchmenen für das russische Interesse zu gewinnen. Als Muravjeff hier war, leistete er ihm jedesmal thätige Hülfe; er gab ihm sogar Begleiter bis Chiva mit, für die er selbst mit seinem Kopfe aufkam. Uns kam er bis Krasnowodsk entgegen und verliefs uns nicht eher, als bis wir die Reise nach Tschelekän antraten; da er denn zu unserm Empfange voraus segelte. Er hatte vordem eine sehr reiche Fischerei in Astrabat und Besitzlichkeiten um den Silberhügel; da er aber so viel von den Bedrückun-

gen der Perser zu leiden hatte, so zog er sich auf diese Insel zurück, wo sich auch bald seine frühern Unterthanen einfanden, um aufs Neue für ihn zu leben. Er hat allgemeine Liebe beim Volke, ist selbst in Tiflis gewesen und mit seinem dortigen Aufenthalte zufrieden: denn er erhielt täglich einige Rubel Silber zu seiner Beköstigung. Späterhin fiel diefs aber mit seiner Abreise weg, der General Jermoloff suchte nicht mehr, ihn durch kleine Geschenke zu fesseln; er lebte so zwei Jahre, ohne die geringste Nachricht von Tiflis zu haben, obgleich er sich doch durch die Theilnahme für das russische Interesse seinen Nachbarstämmen, den Truchmenen des Silberhügels und von Astrabat hauptsächlich, so sehr verhafst gemacht hatte, dafs er nicht ohne Gefahr an die Ostküste zu gehen wagt: daher entsteht auch seine grofse Furcht vor den andern Truchmenen, denen er sich nie zeigt. Der persische Schach bot ihm den Chanstitel an, wenn er sich seinem Schutze unterwürfe, doch wollte er lieber dem russischen Kaiser treu blieben, dem er sich einmal anvertraut hatte; nur klagte er jetzt sehr, dafs ihn der General Jermoloff so ganz vernachlässige. Ich sagte ihm zwar zu seiner Beruhigung, dafs die Communication übers Meer mit so vielen Schwierigkeiten verbunden wäre; doch erwiederte er, er verlange gar nicht, dafs Jermoloff sich oft seiner annehmen solle; es wäre ihm genug, wenn er nur einmal im Jahre zu ihm schicken wollte und sich erkundigen liefse, wie er sich befände!! Da der Alte diefs mit einer so ehrbaren Miene sagte, so hatte ich eine grofse Mühe, das Lachen zu unterdrücken. Späterhin hörte ich aber, er sey wirklich darüber sehr aufgebracht, dafs Jermoloff noch nie zu ihm geschickt und sich nach seinem Befinden erkundigt hätte; aber unrecht ist es allerdings, dafs man diesen armen Leuten, durch die man ohne Zweifel sehr vielen Nutzen erhalten könnte, wenn man einst mit Chiva oder der Ostküste des caspischen Meers einen Krieg zu führen hätte, ganz und gar keine Unterstützung

zukommen läfst; sie leben sehr ärmlich und dürftig, und müfsten vor Hunger umkommen (denn bei ihnen kann nichts gebaut werden), wenn sie nicht den Naphtha- und Salzhandel der Insel hätten. Chiat Aga bat vor einigen Jahren den General Jermoloff um die Erlaubnifs, sich um Ssallian am westlichen Ufer des Meers anbauen zu können, weil sie dort einen bessern Boden erwarteten; allein er hat ihm darüber noch nichts Befriedigendes geantwortet; natürlich würden sie dazu einige Transportschiffe verlangen, um ihr geringes Hab und Gut und sich selbst an jene Küste zu versetzen; und diefs mag wohl die gröfste Schwierigkeit seyn. Der Alte nahm sich vor, bei nächster Gelegenheit aufs Neue sein Andenken durch ein schönes truchmenisches Rofs zurückzurufen, das er ihm schon früher übersandt hat. Da ein solches Geschenk nach orientalischer Sitte mit einem Gegengeschenk erwiedert werden mufs, so glaubt er sicher zu seyn, bald eine Antwort aus Tiflis zu erhalten.

Die Anhänglichkeit an Rufsland hat Chiat Aga mit seinen Truchmenen in vielen Fällen gezeigt, auch aus folgendem geht sie hervor. Vor einigen Jahren wurde ein russisches Transportschiff von Derbend, wohin es Proviant gebracht hatte, von den drei Ankern, die es geworfen hatte, losgerissen, der Lieutenant sah sich genöthigt, die Segel zu spannen, weil er sich gar nicht halten konnte; der fürchterliche Sturm trieb ihn aber immer ostwärts; die Mannschaft eines solchen Transportschiffes, gewöhnlich acht Matrosen, war nicht im Stande, bei der gröfsten Kräfteanstrengung, sich dem Sturme zu widersetzen. So wurde denn das Fahrzeug an die Ostküste auf eine Klippe geworfen, wo es leck wurde; der Lieutenant fährt darauf auf die nahgelegene Insel Tschelekän, um sich Hülfe zu erbitten; unterdessen umringen aber eine Menge Truchmenen der feindlichen Stämme das Fahrzeug mit ihren Kirdschimen, nehmen mehrere Matrosen gefangen und laden den Proviant aus. Als der Lieutenant zurück

kehrt, sieht er die Truchmenen mit dem Ausladen sehr beschäftigt, einer hat seine Uniform an und wälzt eben einen Mehlsack aus, ein anderer seinen Uniformshut und seinen Degen. Um nicht ebenfalls gefangen zu werden, wagt er sich nicht heran, steuert nach Tschelekän zurück, aber unterdessen wird das Schiff ganz von den Truchmenen zerschlagen und zertrümmert. Die tschelekänschen Truchmenen versammelten sich zwar in gröſserer Anzahl, allein jene hatten ihre Beute schon längst in Sicherheit gebracht und waren entflohen. Der Lieutenant kehrte darauf auf einem truchmenischen Fahrzeug von Tschelekän nach Astrachan zurück, wo er jedoch einem strengen Kriegsgerichte unterworfen wurde.

Auch noch im verflossenen Jahre hatte ein russisches Kaufmannsschiff ein ähnliches Schicksal; es wurde durch einen Sturm hieher verschlagen, litt sehr durch die Klippen an der Ostküste und wurde sofort von den feindlichen Truchmenen geplündert. Als es die tschelekänischen erfuhren, waren sie gleich mit ihrer Hülfe bereit und retteten noch so viel sie konnten von der Ladung, die andern waren aber unterdessen mit einem Theil der Beute entflohen.

Diese und ähnliche Plündereien der Truchmenen waren Ursache, daſs es allen Fahrzeugen streng untersagt wurde, an die Ostküste zu segeln, wenn sie nicht gerade dorthin gesandt wären.

Der alte Chiat Aga hat gegenwärtig seinem ältesten Sohne Jakschi Mahmed den ganzen Handel auf der Insel Tschelekän abgetreten; dieser ist mithin dadurch den ganzen Tag beschäftigt; unaufhörlich kommen Kirdshimen nach Salz oder Naphtha. Ehemals waren seine Einkünfte weit bedeutender als jetzt; damals kamen sehr viele Tataren oder Perser als russische Unterthanen nach jenen beiden Artikeln hieher; jetzt ist dieſs aber streng verboten, um denselben Handel in Baku in Flor zu bringen. Dabei hat aber Jakschi Mahmed auch viele Ausgaben; er

mufs täglich für die vielen Arbeiter, welche die Naphtha schöpfen oder auf den Kamelen verführen, an 40 Rubel Silber ausgeben. Er treibt den ganzen Handel, ohne dem Vater Rechenschaft abzulegen, weil dieser schon zu alt ist. Der Sohn spricht nicht nur sehr gut Russisch, sondern schreibt es auch; er hat sogar einige russische Bücher, eine russische Grammatik, eine Arithmetik und Geographie, die er noch jetzt für sich studirt; man kann ihn mithin nicht mit Unrecht gebildet nennen. Er hat dabei ganz europäische Sitten im Umgange, die uns sehr überraschten; wir hätten nie erwartet, auf dieser öden Insel der Truchmenen einen so höflichen jungen Mann zu finden, der uns mit Kaffee und Thee, mit Melonen und Arbusen, nächstdem mit einem guten Mittags- und Abendtisch bewirthete, so dafs wir lange nicht so gut bei Jemanden gegessen hatten. Dabei hat er ein gutes Service, namentlich ein schönes Theeservice, mit Silberzeug, und schönes Porcellan im Ueberflufs.

Seine Kibitke war mit sehr feinen, bunt sammtenen Teppichen ausgelegt; an den Wänden hingen sammtene breite Taschen, in denen sie ihre Kleidungsstücke und andere Sachen aufbewahren; der Thüre näher lagen weniger kostbare Teppiche, die sie in Tschelekän selbst verfertigen, während die sammtenen aus Astrabat und Balfrusch kommen; das Stück derselben wird zu 20 Rubeln Silber, meist im Tauschhandel, gekauft.

Er ist verheirathet, doch ist seine Frau nichts weniger als hübsch; sie hat ein schwarzbraunes Kalmückengesicht; er hat sie mit 1000 Rubeln Silber bezahlt; wahrscheinlich weil sie die Tochter eines angesehenen Begs ist. Jetzt liebt er sie aber nicht mehr, obgleich er schon mehrere Jahre, wiewohl in einer kinderlosen Ehe, mit ihr lebt; denn er hat sich schon eine zweite ausgesucht, deren Schönheit nach seiner Beschreibung alle Gränzen übersteigen müfste, obgleich er sie nur einmal aus einer

grofsen Entfernung gesehen hat. Er wird für sie 5000 Rubel Silber zahlen; sie ist erst 12 Jahre alt und künftiges Jahr will er sie heirathen; sie ist aus der Astrabat'schen Gegend und hat ihn nie gesehen. Er war eben beschäftigt, für ihre Kibitke zu sorgen, die natürlich eine besondere und ganz vorzüglich eingerichtete seyn wird; sie soll sehr prachtvolle Teppiche enthalten und wird im Ganzen sehr viel kosten. Seine jetzige Frau weifs noch nichts davon; sie wird es erst erfahren, wenn er schon die andere heirathet. Er küfst sie nie, wie er sagt, nur sie küfst ihn des Abends; die junge wird er dagegen Tag und Nacht küssen. Sie empfing uns sehr sonderbar; man sah daraus gleich die grofse Unterwürfigkeit der Frau gegen ihren Mann; statt uns zu begrüfsen, als wir in die Kibitke traten, kehrte sie sich verhüllt und verschämt von uns weg und blieb so, mit dem Rücken gegen uns gekehrt, immerfort sitzen. Sie war übrigens, wie alle andern Weiber, nur etwas kostbarer, gekleidet; sie trug ein seidenes langes Hemde und seidene breite Pantalons; sonst kein anderes Gewand. Auf dem Kopfe hatte sie eine auffallend breite, truchmenische Mütze aus rothem Seidenzeuge, auf der vorn viele Reihen runder, goldener Platten herabhingen, die zwar dünn und flach ohne weitere Inschriften, mehrere buklicht ausgeschlagene Erhöhungen zeigten; wahrscheinlich waren es ehemals Ducaten gewesen. An den Seiten hingen eine Menge silberner, länglich zugeschnittener tatarischer Münzen an silbernen Ketten herab. Die Mütze selbst ist sehr schwer und steif, ihre Gestalt rund, sie hat nach Oben einen breiten, nach Hinten etwas flachen Boden; die steife Form der Mütze scheint durch ein dünnes Brett bewirkt, worüber das Seidenzeug gezogen ist; daher wiegt sie gewifs an 20 Pfund und mufs für einen Weiberkopf eine wahre Last seyn. Meine Frau war nicht im Stande, einen solchen Hut einige Minuten auf dem Kopf zu halten; die Truchmenin sitzt damit aber unbeweglich, ohne den Kopf zu senken. Um den Hut decken

sie in der Regel einen rothseidenen, langen Schleier, mit dem sie sich verhüllen.

Ihre schwarze Flechte verstecken sie beständig und halten es für eine Schande sie zu zeigen; an ihrem Ende hängt eine fast herzförmig gestaltete, dicke silberne Platte, einen halben Fufs lang und fast eben so breit; je gröfser und schwerer sie ist, desto schöner ist sie. Sie wiegt gewifs mehrere Pfund, und an ihr hängen lange silberne Ketten, die zwischen sich rund geschliffene, ziemlich grofse Achatsteine enthalten. Man kann sich kaum denken, wie ein Weiberkopf im Stande ist, jene grofse Mütze und diese schwere Silberplatte zu tragen. Eben so sonderbar sind ihre Armbänder; sie bilden dicke, mit Achaten ausgelegte, silberne Ringe, deren Enden mit Zähnen versehen sind und nur so weit offen stehen, als sie gewaltsam über die Knöchel am Unterarm geschoben werden können. Da sie von massivem dickem Silber sind, so biegen sie sich durchaus nicht, und es schmerzt daher nicht wenig, sie über den Arm zu pressen, und doch thun die Truchmeninnen alles dieses gern, gerade wie unsere Damen, die sich ihre Ohrläppchen durchstechen lassen, um ihre Schönheit durch Ohrringe zu erhöhen. Die Ohrringe der Truchmeninnen sind meist grofs und schwer, bilden breite silberne Ringe mit Achaten ausgelegt, und an ihnen hängen noch andere kleine Silberplatten. Strümpfe kennen die truchmenischen Damen nicht; sie tragen nur Pantoffeln, die sie ablegen, wenn sie in eine Kibitke treten, weil in ihr überall Teppiche ausgebreitet sind.

Mit dem grofsen seidenen Schleier verhüllen sie ihr Gesicht so sehr, dafs nur die Augen zu sehen sind; mit einem dünnen Zipfel desselben halten sie aber beständig ihren Mund verdeckt, hauptsächlich wenn ältere Personen im Zimmer sind; denn alsdann wagen sie nie unaufgefordert zu sprechen, selbst wenn sie längst verheirathet sind. Nie küfst auch ein Truchmene seine Frau in

Gegenwart eines Andern; diefs wird für eine grofse Schande gehalten. Als ich einst von einem kleinen Ritt auf der Insel in die Kibitke des Jakschi Mahmed zurückkam und meine Frau umarmte, entstand ein allgemeines lautes Gelächter bei den Truchmeninnen, die sich um sie versammelt hatten.

Die 70jährige Frau des alten Chiat Aga war, wie ihr Mann, weit einfacher und schlechter gekleidet; sie trug keinen so reich mit Goldstücken verzierten Hut, und er hatte gar nicht das feine Tuch zu seinen Kleidern, wie sein Sohn. Die Kleidung der Männer ist fast ganz so, wie die der Baku'schen Perser; nur tragen sie einen etwas langen Oberrock, wie in Persien, während er in Baku weit kürzer geliebt wird. Jakschi Mahmed, so wie alle Truchmenen, machen sich ihre Kleidungsstücke selbst, und ich bewunderte seine Kunst im Zuschneiden, da ihm seine Kleidung ganz vortrefflich safs. Er hatte auch eine europäische Kleidung von feinem Tuche, die er uns zu Ehren anzog, als er die Corvette besuchte; sie safs ihm sehr schön, da er gut gewachsen war und eine feine Taille hatte.

Für seine zweite Frau hat er einen weit kostbarern Kopfputz bestimmt, wozu er einen reichen Diamantenschmuck aus Tiflis mitgebracht hat; ihr will er auch sein reiches silbernes Thee- und Kaffeeservice schenken.

Die Frau des zweiten Sohnes des alten Chiat Aga war weit jünger und etwas hübscher, aber nicht viel einfacher gekleidet, als Jakschi Mahmeds Frau; sie hatte einen eben so reichen Kopfputz und eine schöne seidene Kleidung.

Des Abends hatten wir eine grofse Gesellschaft Truchmenen um uns, die uns den ganzen Tag nicht verliefsen; nach orientalischer Art auf ihren Knieen ruhend, staunten sie uns unaufhörlich an; sie bildeten dagegen eine sonderbare, um uns versammelte Gruppe. Abends spielte und sang ein Astrabatscher Sänger persische Lieder zu

einer zweisaitigen Balalaika; die Kibitke, von einer Naphthalampe erhellt, füllte sich nun mit weit mehr neugierigen Gästen. Der Sänger hob bald seine reine Stimme fürchterlich, so dafs sie weithin schallte, oder liefs sie in den sanftesten Tönen dahin gleiten, ohne dabei eine lange Zeit einzuathmen, so dafs es einigermafsen fürchterlich anzuhören war, da er fast zu ersticken Gefahr lief; dann hob er wieder plötzlich seine Stimme und schrie dabei ungemein hell, so dafs wir ihn und seinen Gesang bewundern, aber oft über seine drolligen Gebärden gleichzeitig lachen mufsten.

Die Nacht brachten wir in Jakschi Mahmeds Kibitke zu; unser Nachtlager bestand aus einer weichen Matratze, mit Seidenzeug überzogen; unsere Decke war wattirt und mit einem rothen Seidenzeuge überzogen.

Auf der ganzen Insel findet man überall lose Flugsandberge, die der Wind aufwirft; diese Sandhügel bewachsen mit der Zeit mit einigen Salzpflanzen, vorzüglich mit Anabasen (*A.* aphylla, *L.*), *Halicnemum* caspium, *MB.*, *Eichwaldia* oxiana, *Ledeb. Zygophyllum Eichwaldi*, *Mey.*, *Aristida* pennata, *Tr.*, und plumosa, *Vahl.* Der Wind soll auf der Insel im Herbst und Frühjahr oft so stark seyn, dafs selbst die Kibitken umgeworfen und vom Winde weggeführt werden; vorzüglich ist das Meeresgestade durch diese Hügel ausgezeichnet.

Daher ist die Insel ganz öde, man sieht auf ihr nirgends Futter fürs Vieh; es giebt da durchaus keinen Boden, worin man etwas pflanzen könnte. Alles wird weit her geführt; defshalb ist auch das Volk auf Arbusen- und Melonenschalen sehr begierig; und selbst der alte Chiat Aga war mit einer Melone und einem schlechten, mit vielem Sande gemischten Brode zum Mittagstische zufrieden. Die armen Insulaner sollen mitunter völligen Mangel an Lebensmitteln leiden. Mich bewirthete man dagegen bald mit Hammel-, bald mit Hühnerbraten,

braten, mit Plow und Astrabatischem Honig; das Brod war jedoch nicht zu essen.

Von Vieh halten sie nur einige grofse Hammel, einige Hühner und nächstdem vier Pferde, die sie kärglich füttern; die meisten Pferde des Chiat Aga sind dagegen auf Ogurtschinski, wo eine reichere Weide angetroffen wird. Zum täglichen Lasttragen werden zehn Kamele unterhalten, um vorzüglich Naphtha in Hammelfellen ans Ufer zu bringen. Salsolen, Salicornien, Anabasen, Zygophyllen und Staticen, so wie andere schon am balchanischen Meerbusen erwähnte Gattungen, bilden die vorzüglichsten Pflanzen dieser öden Insel, die jenen Thieren meist zur Nahrung dienen. Von Thieren sind aufser mehreren Agamen (so *Phrynocephalus* auritus, *Pall.*, helioscopus, *Pall.*) und andern Eidechsen (so *Lacerta gracilis*, *m.*, deserti, *Lep.*, *argulus*, *m.*) Springhasen und ein eigenthümliches Nagethier (*Arctomys turcomanus*, *m.*) sehr häufig auf der Insel.

Die Naphthaquellen von Tschelekän sind sehr zahlreich, nur ist die Naphtha bei Weitem nicht so rein als in Baku, sie ist meist mit Sand gemischt und hat beim Brennen einen weit übleren Geruch. Sie findet sich vorzüglich auf den Sandhügeln; gräbt man auf ihnen ziemlich tief, so stöfst man immer auf Naphtha, die, mehr oder weniger ergiebig, kürzere oder längere Zeit fliefst. An dem hüglichten Ufer finden sich die meisten Naphthaquellen, deren über 1000 seyn sollen, wenn man alle Gruben mitrechnet, in denen vordem Naphtha flofs. Die Brunnen sind meist 20 bis 30 Faden tief, andere dagegen flach, obgleich sehr ergiebig. So ist der Brunnen Khara sitle (schwarzer Brunnen) aufserordentlich merkwürdig; er soll sehr alt seyn und gibt schon seit 100 Jahren dieselbe reichliche Menge Naphtha, und zwar täglich an 10 Pud. Sie schwimmt hier auf einem ziemlich warmen, salzigen Wasser, das etwas schwefelhaltig ist und auch von den Truchmenen in vielen Krankheiten ange-

wandt wird. Diefs Wasser fliefst vom Brunnen in einem Canale abwärts und liefse sich leicht in einem Bassin sammeln, so dafs man alsdann ein ganz vortreffliches Bad hätte. Der Brunnen ist sehr tief. Ringsher findet sich, wie auf der ganzen Insel, ein Sandboden, den die Naphtha durchdringt und ihn fest zusammenbackt. Man empfindet schon aus der Entfernung den Geruch des Schwefelwasserstoffgases und der Naphtha. Dieser Brunnen befindet sich etwa 8 Werst von den Kibitken des Landungsplatzes.

Eine Werst von diesem Brunnen befindet sich ein anderer, tief in den Sand gegrabener, in dem sich die beste, feinste Naphtha (Neft-dachil genannt) ansammelt. Man findet hier nämlich oft zwischen dem Sande auch Thonschichten von grauer Farbe mächtig anstehen, die ganz von Naphtha durchdrungen werden; man gräbt diese feste Naphtha und benutzt sie zur Feuerung. Man bedient sich hier aber noch eines andern Handgriffes, um die Naphtha von allen fremdartigen Beimischungen von Sand und Thon zu reinigen; man zündet in der Tiefe ein Feuer an; durch die Wärme verflüchtigt die Naphtha und sammelt sich in der Höhe, als geläuterte, von den fremden Beimischungen befreite Masse; sie hat dann ein schwarzes, zähes Aussehen und ist so weich, dafs man sie mit dem Messer sehr gut schneiden kann. Man zieht durch sie einen Docht und macht so Lichter aus ihr; sie brennt, ohne den üblen Geruch der Naphtha. Sie sammelt sich dort in einer grofsen, kesselartigen Grube an und wird alsdann beim Erkalten starr; hierauf sticht man sie mit einer Schaufel aus und verführt sie besonders nach Buchara.

Auf dem hüglichten Theile der Insel liegen die Brunnen dicht neben einander; viele sind erst kürzlich gegraben, andere werden noch jetzt gegraben; die Wände der Brunnen sind selten mit Brettern ausgelegt, denn diese sind hier sehr kostspielig; dann würden sie auch

oft die Kosten derselben nicht tragen, denn einige Brunnen geben nur 2 bis 3 Wochen Naphtha, dann hören sie wieder zu fliefsen auf. Die Naphtha wird hier eben so wie in Baku mit Schläuchen in die Höhe gezogen.

Die meisten dienen 2 bis 4 Jahre, selten 20 bis 40 Jahre. Andere Hügel, die Naphtha liefern, bestehen ganz aus einem graulichen Thon, der hier meist horizontale, oder wenig schief gelagerte Schichten bildet, die sich überall aus dem hüglichten Boden der Insel erheben. Die Schichten sind meist dünn, verwittern an der Oberfläche, so dafs sie bei der geringsten Berührung wie in Staub zerfallen. An andern Stellen ist der Thon fester, grauer, färbt ab, und ist oft ganz von Naphtha durchdrungen, wodurch alsdann der Kir entsteht, dessen sich die Perser zum Dachdecken bedienen. Diesen verkauft man nicht, sondern jeder, der ihn braucht, nimmt ihn so. An manchen Stellen enthält der Thon Adern von Gyps, die ihn durchsetzen.

Auch der Sand kommt mitunter fest vor, so dafs er ganze Massen, die geschichtet erscheinen, bildet; dieser Sandstein ist dann bald braunroth, bald kirschroth, gleichsam, als ob er aus lauter kleinen Granaten, den Quarzkrystallen, bestünde. Oft ist er gelblich und färbt stark ab; dann nimmt er Glimmerschüppchen zwischen sich auf, und zeigt deutlichere Schichten.

Die andern Steinmassen, die sich auf der Insel finden, sind lauter Steinblöcke, die ohne Zweifel aus weiter Entfernung hierher geschleudert, oder durch den Wellenschlag aus dem Meeresboden angeschwemmt sind. Ich sah dichte Kalksteinblöcke oft von ungeheurer Gröfse; sie bilden einen sehr alten Muschelkalkstein, denn meist besteht er ganz und gar aus schraubensteinähnlichen, vielkammerigen Schnecken, denen sich zweischalige Muscheln zugesellen; jene sind zu wenig bestimmbar und bestehen aus quer und einander parallel liegenden Blättern, die aber nicht dicht an einander sto-

ſsen, sondern Zwischenräume zwischen sich lassen und den vielkammerigen Schnecken gleichen, obgleich sie stark zerbrochen und nicht weiter erkennbar sind; diese enthalten gefaltete Schalen, aber sind zu wenig deutlich; seltener finden sich andere Schnecken, gleich Turitellen gewunden, doch zu wenig erhalten, um sie genauer bestimmen zu können. Der Kalkstein ist meist sehr fest, an der Oberfläche glänzend, wie ein Marmor, bald braun, bald bläulich, bald gelblich oder bunt, und ist ohne Zweifel einem älteren Flötzgebirge angehörig. Auch krystallinischer Kalkstein scheint in ihm vorzukommen. Er enthält oft Löcher an der Oberfläche, vielleicht vom Regen ausgewaschen. Diese ungeheueren Blöcke liegen zerstreut auf der Insel, meist in den Thälern, die von Sandstein oder den Thonbergen gebildet, oft sehr tief und weit sind. Ich habe bisher nirgends einen ähnlichen Muschelkalkstein angetroffen; denn bis jetzt waren alle Thierversteinerungen des Kalksteins der Gattung nach denen gleich, die als noch gegenwärtig lebende Thiere das Meer bewohnen. Aehnliche ältere Versteinerungen im Kalkstein finden sich nordwärts vom Aral-See, in den Gebirgsketten, die vom Ural auslaufen; vielleicht sind diese Blöcke aus einer weiten Entfernung hieher geschleudert, wo bisher kein Naturforscher hinkam.

Die Blöcke eines andern Kalksteins enthalten dagegen weit zahlreichere Muschelschalenreste versteinert, so daſs sie ihn ganz und gar zusammensetzen; doch so, daſs man durchaus nicht die Gattungen derselben unterscheiden kann; doch lassen sie sich am meisten mit Cardien vergleichen; die Muschelschalen sind zertrümmert und an einander geleimt, bilden meist feine Blättchen, in unendlicher Menge neben einander liegend, so daſs sie den Kalkmassen gleichen, die ich schon bei Tük-karagan beobachtet hatte. Vielleicht wurden sie als Blöcke von diesem Theil der Ostküste hieher geschleudert, oder es steht dieser Muschelkalk beim Karabuga-Golf an, und

dann wäre die Entfernung nicht zu grofs, um von da auf die Insel zu gelangen.

Aufserdem findet man auch grofse Kalksteinmassen von grauer oder bräunlicher Farbe und flachmuschlichtem Bruche, ohne alle Versteinerungen, die mit dem älteren Muschelkalk in denselben Thälern liegen und von derselben Formation zu seyn scheinen. In diesen Thälern finden sich nächstdem eine grofse Menge Naphthaquellen.

Endlich bemerkt man auf den lehmichten Sandhügeln häufig büschelförmig an einander gruppirte Gypskrystalle, die meist in zahlreichen hahnenkammförmigen Gruppen auf den Kuppen der Sand- oder Lehmberge angetroffen werden.

Das Salz der Insel findet sich, vorzüglich am östlichen Ende, in sehr zahlreichen Seen, die denen bei Baku gleichen; es setzt sich in grofsen, ziemlich durchsichtigen, oder etwas trüben Massen von der oft bedeutenden Dicke eines Fufses am Boden ab und besteht aus an einander gereihten, sehr dicht zusammenliegenden Krystallen, die dadurch eine feste Masse bilden. Es wird gehauen oder gegraben, wie in Baku; nur sind auf der Insel die Stücke weit gröfser und dicker; sie werden meist arschinenlang und fufsdick von länglich viereckiger Gestalt gehauen und so nach Persien verführt; die Farbe ist meist grau, ins Weifsliche sich ziehend. Manchmal ist das Salz etwas bitter und erregt leicht Diarrhöe: ein Beweis von fremden Beimischungen, etwa von Glauber- oder Bittersalz. In manchen Stellen befindet sich noch Wasser über dem Salz, und da bricht man es aus dem Boden, wenn das Wasser verdunstet, oder niedrig ist; an andern Stellen liegt das Salz ohne Wasser an der Oberfläche und kann so gebrochen werden; der Umfang eines solchen Salzsees beträgt oft mehrere 1000 Fufs. Das Wasser einiger Seen ist warm, so dafs man die Hand nicht drinn halten kann. Zieht man sie aus dem heifsen Wasser hervor, so setzt sich das Salz gleich in kleinen

Krystallen auf die Hand ab; die grofsen Salzbänke, die vom Wasser niedergeschlagen werden, gleichen ganz dem Steinsalze. Da das Salz meist ein reines Kochsalz, nur selten mit etwas fremdartiger Beimischung ist, so krystallisirt es weit eher als die andern dem Meerwasser beigemischten Salze, während diese im Wasser aufgelöst zurückbleiben. Der Unterschied zwischen Meer- und Steinsalz existirt eigentlich nicht; die Entstehung beider ist wohl gleich. Die vielen Naphthagruben und das heifse Wasser der Quellen auf der Insel zeigen leicht, dafs auch diefs Salz gleich dem Steinsalz vulcanischen Erhitzungsprocessen seinen Ursprung verdankt; *) durch

*) Auch in andern Gegenden des Kaukasus findet sich die Naphtha in der Nähe heifser schwefelhaltiger Quellen, die viel Kochsalz aufgelöst enthalten, so in der Bergkette, die sich um die Linienfestung Grosnaja, zwischen der Ssundsha und dem Terek, erstreckt. Es entstürzen dort nordwärts, etwa 18 Werst von jener Festung, 7 Hauptquellen von 82° bis 87° (nach dem 100theiligen Thermometer) dem ziemlich festen, sehr feinkörnigen Sandstein; alle Quellen sind schwefelhaltig, und wo das Wasser über Steine fliefst, schlägt sich Glaubersalz, schwefelsaures Eisen und Alaun nieder, an andern Stellen Kalktuff. Die Hitze dieser Quellen ist kaum zu ertragen, und die Steine sind oft so heifs, dafs man sie nicht berühren darf. Die Quellen sind so wasserreich, dafs sie leicht eine kleine Mühle treiben könnten. Eine Werst nach Osten dringen 6 andere Quellen hervor, die jedoch weniger warm sind, eben so 15 Werst nach Westen 4 ähnliche heifse Quellen, von 64 bis 70° Temperatur; diese enthalten weit mehr Kochsalz, obgleich nicht weniger Schwefel, auch schwefelsaures Eisen und Alaun. Ein Lehmlager um diese Quellen enthält Gypskrystalle, Schwefelkies und guten Ocker. Endlich findet sich 12 Werst westlich von Grosnaja ein etwa 450 Pariser Fufs hoher Berg aus sehr weichem Schiefer mit Gypsstücken bestehend, aus welchem eine schwarze dicke, stark riechende Naphtha hervordringt, die jährlich an 15,000 Eimer liefert und von der Krone für 20,000 R. S. verpachtet wird. Auch Erdbeben sind hier mitunter gespürt worden. Alles die-

sie verflüchtigte leicht das Kochsalz des Seewassers, und aufs Neue krystallisirt schlug es sich in grofsen Massen nieder; daher finden sich auch wohl überall, wo auf dem festen Lande Steinholzgruben sind, in der Nähe vulcanische Producte, als Zeugen ehemaliger Erhitzungsprocesse. So erstreckt sich einige Meilen von Wielitschka eine Kette kleiner Berge, in denen man zu gleicher Zeit Schwefel und Bimsstein, desfsgleichen auch Quellen von Schwefelwasserstoffgas findet; in Spanien, bei Burgos, ist sogar ein Steinsalzlager in dem Krater eines ausgelöschten Vulcans gebildet; man findet in ihm Bimsstein, Puzzolanerde und andere vulcanische Producte, die mit demselben Salz gemischt sind. Bei Baku und auf der Insel Tschelekän sieht man ganz deutlich vulcanische, noch fortdauernde Erscheinungen, Erhitzungen des Innern der Erde, wodurch wahrscheinlich das Meerwasser zersetzt und ein Theil desselben in sein Wasserstoffgas aufgelöst wird, das bei Baku als ewiges Feuer brennt, während der andere Theil verflüchtigend das in ihm enthaltene, leichter krystallisirbare Kochsalz fallen läfst, das sich zugleich in ungeheuern Bänken niederschlägt. Von dem Steinsalz könnte man diefs Salz nur dadurch unterscheiden, dafs jenes mit einem Male bei einer ziemlich ausgebreiteten vulcanischen Eruption entstand, und gleichzeitig meilenweite Lager bildete, die mithin immer die Zeugen ehemaliger, brennender Vulcane sind. So bei Wielitschka und an vielen andern Orten, so wahrscheinlich auch bei Erivan, wo die Gegend überhaupt vulcanisch genannt werden mufs; am See Goktschai sah ich eben so wahrhaft vulcanische Porphyrberge anstehen, und Bimsstein- und Lavamassen liegen da überall am See umher.

---

ses zeigt zur Genüge, dafs die heifsen Quellen, die Kochsalz aufgelöst enthalten, mit den Naphthaquellen zusammenhängen, und mit diesen zugleich vulcanischen Erhitzungsprocessen des Innern der Erde ihren Ursprung verdanken.

Von ihnen also verschieden, bildete sich das Salz bei Baku und auf Tschelekän durch einen langsamen, noch fortdauernden Erhitzungsprocefs des Innern der Erde.

Die ganze Insel Tschelekän hat übrigens etwa 80 Werst im Umkreise; ihr westliches Ufer erstreckt sich nach Nordwest und nach Süden mit zwei sehr langen, schmalen Landzungen, Kolpatscha und Derwisch genannt. Vordem bildete Derwisch eine besondere Insel, zwischen der und Tschelekän eine Durchfahrt war; seitdem ist sie immer versandet, und jetzt kann man von einer Insel auf die andere trocknen Fufses herübergehen; Derwisch ist mithin eher als die südliche Endspitze anzusehen. Man rechnet über 50 Werst vom äufsersten Ende von Derwisch bis zur nördlichsten Spitze von Kolpatscha. An dem ganzen westlichen Ufer sind ziemlich gute Tiefen, und grofse Fahrzeuge können ziemlich nahe an dasselbe heran kommen; nur ist nirgends ein guter Ankerplatz, weil die Küste überall offen ist.

Dagegen stellt das südliche Ufer einen guten, ruhigen Ankerplatz dar, denn es ist von der Landzunge Derwisch von Westen gedeckt, die hier einen grofsen Meerbusen bildet; Fahrzeuge, die vom Meere in diesen Golf wollen, brauchen nicht um Ogurtschinski herumzusteuern, sondern können zwischen Derwisch und dieser Insel durchfahren, wenn sie nicht zu tief ins Wasser fassen; sie müssen sich nur näher nach Derwisch hin halten, um eine Sandbank zu meiden, die südwärts unter dem Wasser in dieser Durchfahrt liegt. Die Tiefen an der östlichen Seite von Derwisch sind sehr gering, weil dort mehrere kleine Sandbänke von ihr schräg ins Meer laufen.

Die südöstliche Küste von Tschelekän besteht aus kleinen Meerbusen, durch Landzungen von einander getrennt; die Tiefen sind da sehr gering und oft selbst für Ruderboote zu klein. Oestlich und nordöstlich von Tschelekän sieht man im Meere viele kleine unfrucht-

bare Sandhügel, welche sich nach Dardsha hin als eine kleine Bergkette erstrecken. Die Truchmenen rechnen ihrer an siebzig und jede Insel hat ihren eigenen Namen.

Die nördliche Küste Tschelekäns erstreckt sich gerade von Westen nach Osten und hat keinen Meerbusen; ihr westliches Ende ist von der Landzunge Kolpatscha gedeckt. Hier ist ein sehr guter Ankerplatz und die Fahrzeuge können nahe ans Ufer kommen. Von der Endspitze von Kolpatscha fängt eine unter dem Wasser befindliche Landzunge an, die sich weit ins Meer erstreckt.

Die Tiefen zwischen den Sandhügeln ostwärts von Tschelekän nehmen alljährlich ab; früher konnten die truchmenischen Kirdshimen bequem bei ihnen vorbeisegeln; jetzt finden sie meist Untiefen, vorzüglich wenn ein Nordwind weht, der das Wasser noch niedriger macht. Ein Ostwind treibt dagegen vielen Sand von Dardsha oder der Ostküste des festen Landes herbei und versandet die Durchfahrt zwischen den kleinen Inseln. Sie wehen oft mehrere Tage unaufhörlich fort, führen den losen Flugsand von Tschelekän mit sich in die Höhe und verbreiten ihn über die ganze Insel.

Von Westen nach Osten erstreckt sich auf der Insel eine Bergkette, deren höchste Kuppe der Tschochrak heifst. Diese Berge neigen sich etwas nach Nordost und verlieren sich in Ketten von Sandhügeln, die die Ufer der Insel einnehmen, vorzüglich von der östlichen Seite. Die Ketten dieser Flugsandhügel besetzen die ganze Westküste von einer Endspitze der Insel bis zur andern. Sie zeigen sich auch am nördlichen Ufer, doch entfernen sie sich da etwas mehr und nähern sich der Mitte derselben. Nur der südwestliche Theil der Insel besitzt nicht diesen Flugsand.

Von den Bergen fliefsen einige kleine Flüsse, deren meiste sich in der Steppe verlieren, sie haben ein salziges Wasser; andere fliefsen in die Naphthagruben,

oder führen ein warmes Wasser. Auf der ganzen Insel findet sich kein trinkbares Wasser, und dasjenige, dessen sich die Truchmenen für ihre Speisen bedienen, ist nicht viel besser als Meerwasser. Regenbäche, die manchmal von den Bergen fliefsen, machen sich oft Gruben, welche die Bewohner alsdann verdämmen, und dann wird das Wasser aus einem solchen Brunnen geschöpft; es ist viel besser und trinkbarer als jenes Wasser. Doch scheuen die Truchmenen zu sehr diese kleine Mühe und ziehen ihm sogar den Gebrauch des gewöhnlichen Meerwassers vor.

Im Jahre 1821 lebten auf Tscheleckän nicht über 100 Familien Truchmenen; sie sind aber die beständigen Bewohner der Insel, sie haben fast gar keine Viehheerden, die sie mehr auf Ogurtschinski oder in Krasnowodsk halten.

Ihr Haupthandel besteht in der Naphtha, deren sie jährlich an 80,000 Pud nach Persien verführen; nächstdem in Salz. Sie vertauschen beides gegen Reifs, Weizenmehl, Kleidungsstücke. Sie verführen sie meist auf ihren flachen Kirdshimen, deren etwa dreifsig auf der Insel sind; aber alljährlich kommen auch 2 bis 3 Sandalen aus Masenderan mit Mehl an, das sie für ihre Naphtha eintauschen. Wenn sie Gelegenheit haben, für Geld ihre Naphtha zu verkaufen, so bekommen sie meist 2 bis 2½ Rubel Silber für 20 Pud, oder ein Chalvar, während die viel reinere Baku'sche Naphtha mit 7 Rubeln bezahlt wird.

Dieser Handel könnte sehr ausgedehnt und erweitert werden, allein die sorglosen, trägen Truchmenen geben sich darin zu wenig Mühe; sie graben zu oft neue Gruben und legen sie nie inwendig aus; daher fallen sie leicht zusammen und vereiteln ihre Mühe. An einzelnen Stellen haben sie grofse Gruben, aus denen nie alle Naphtha ausgeschöpft wird, wie viel sie auch schöpfen mögen; sie nennen sie Keller. Aus ih-

nen strömen kleine Bäche mit salzigem, heißsem Wasser hervor, das mit Naphtha gemischt ist.

Die ganze Kette der Berge von dem westlichen Ende von Tschochrak bis zum westlichen Ufer des Meeres enthält Naphthagruben. Da gibt es auch die meisten Brunnen, deren Menge sich auf 3000 belaufen soll. Vordem gehörten die vorzüglichsten Naphthabrunnen dreien Eigenthümern an und gingen von Geschlecht zu Geschlecht über; sie hatten zwar darüber keine schriftlichen Documente, sondern nur mündliche Traditionen, welche bei diesem Volke ausserordentlich geachtet werden; die andern Brunnen konnten von Jedem gegraben werden, der sich nur bemühen wollte. Jetzt gehören alle Naphthabrunnen dem Chiat Aga, der auch der Herrscher der Insel ist. Er hängt durchaus nicht vom persischen Schach ab, obgleich er von ihm verfolgt und so genöthigt ward, sich auf dieser Insel niederzulassen. Seine meisten gegenwärtigen Unterthanen trieben vordem ein Seeräuberhandwerk oder plünderten die persischen Küsten, vorzüglich von Astrabat und Masenderan. Doch waren diese Ueberfälle, die vielleicht, mit vereinten Kräften und einmüthig unternommen, für die Perser sehr gefahrvoll hätten werden können, nie bedeutend; sie nahmen nur fünf Mann mit ihren Pferden in ihre Kirdshimen, die eigentlich 40 Mann fassen konnten, und landeten in nächtlicher Dunkelheit an der persischen Küste; die Truchmenen ritten sofort auf ihren Pferden aus den Kirdshimen ans Land, plünderten es und kehrten noch vor Tagesanbruch mit Beute beladen zu ihren harrenden Gefährten zurück.

Chiat Aga, überzeugt von der Nothwendigkeit eines geselligen, geordneten Lebens, sucht zwar seine Landsleute, die ihm gleich Unterthanen dienen, zur Thätigkeit zu ermuntern, und seine grofse Achtung und Liebe hat es bei diesem vordem räuberischen Volke dahin gebracht, dafs sie in Ruhe dem Handel auf der Insel ob-

liegen, die Gewinnung und Verführung der Naphtha und des Salzes übernehmen und daher ihr Räuberhandwerk gänzlich aufgegeben haben.

Chiat Aga und vorzüglich sein ältester Sohn Jakschi Mahmed hängt sehr an Rufsland; dieser würde gern in russische Militär-Dienste treten, wenn ihn nur der Vater fortliefse. Er kann ihn aber nicht gut entbehren, da er jetzt den ganzen Handel der Insel führt und oft selbst in Handelsgeschäften verreist. Seitdem Chiat Aga sich dem russischen Schutze unterworfen hat, wagt er nicht mehr nach Astrabat zu reisen; denn der persische Schach, der ihm vor fünf Jahren den Titel eines Chans anbot, wenn er bei Astrabat am Ethrik wohnen bliebe, hat ihm späterhin gedroht, ihn ermorden zu lassen, wenn er nicht wieder von Rufsland abfiele. Der Alte antwortete aber darauf: bis er seinen Kopf bekäme, würde er noch Rufsland dienen.

Bei seiner Flucht von Astrabat mufste er nicht nur sein fruchtbares Land, sondern auch viele Pferde, Kamele und andere Heerden im Stiche lassen. Er rettete sich damals auf Tschelekän, das eben die räuberischen Truchmenen vom Balchan verlassen hatten; sie hatten die frühern Bewohner der Insel ihnen zu folgen genöthigt und nur die Weiber zurückgelassen. Unterdessen versammelten sich wieder seine Unterthanen um ihn; die wenigen Truchmenen von Tschelekän unterwarfen sich seinem Schutze, und jetzt ist seine Macht vor einem kleinen Anfall ziemlich gesichert; aber im Winter, wo das Meer bis zur Ostküste des festen Landes zufriert, könnten die Truchmenen leicht, mit Persern verbunden, gröfsere Einfälle auf die Insel machen, und dann müfste er natürlich viel von ihrer Rache fürchten.

Der Alte hat den dringenden Bitten seines ältesten Sohnes, sich um Ssallian unter russischem Schutze anzusiedeln, nachgegeben; aber er will erst die feste Versicherung haben, dafs der Boden dort fruchtbar ist; je-

doch scheint man in Tiflis nicht mehr an ihre Bitten zu denken.

Die Gesichtsbildung der Truchmenen hat nichts Ausgezeichnetes; ihr Gesicht ist rein tatarisch, nur mit etwas mehr Schönheit vermischt; die Weiber haben kalmückische Züge, kleine, enggeschlitzte, flachliegende Augen, stark hervorstehende Backenknochen und schwarzes, schlichtes Haar sind bei ihnen charakteristisch. Ihre Gröſse ist nicht ausgezeichnet, eben so wenig, wie ihre Körperstärke, was natürlich von ihrer sehr schlechten Nahrung herrührt.

Sie scheinen viel zu beten; schon ihre Religion schreibt ihnen ein mehrmaliges tägliches Gebet vor; auf der Corvette thaten sie wenigstens nichts als sich waschen und beten; sie waschen sich vor dem Gebete Hände, Arme, Füſse, die meist unbekleidet sind, wenn sie nicht etwa bunte, baumwollene Socken und Pantoffeln tragen, lassen sich dann nieder mit untergeschlagenen Knieen und beten mit nach der Sonne gekehrtem Antlitze meist sehr inbrünstig. Der alte Chiat Aga lieſs sich gewöhnlich vor ihnen nieder, und sie sich in mehrern Reihen hinter ihm. Beim Gebet, das sie nie laut hersprechen, sondern nur leise hermurmeln, legen sie die Arme über einander ins Kreuz, dann lassen sie sie auf die Schenkel fallen und bewegen den Kopf unaufhörlich; zuweilen berühren sie auch den Boden mit der Stirn. *)

*) Die Perser oder Mahomedaner der schiaschen Secte legen die Hände während des Betens auf die Brust, die Tataren dagegen oder Mahomedaner der ssünnischen Secte lassen sie auf den Oberschenkeln ruhen, was bei ihnen gleich als Unterscheidungszeichen beider Secten gilt. Aber auch unter den Ssünnis gibt es vier Hauptsecten, die sich ebenso in ganz unwesentlichen Dingen unterscheiden: einige z. B. waschen sich vor dem Gebete die Hände; aber kommt zufällig eine Frau und sie drücken ihr die Hand,

Die Sprache der Truchmenen ist türkisch-tatarisch; doch mehr der türkischen als der tatarischen gleichend, obgleich unsere nogaisch-tatarischen Dolmetscher sich sehr gut mit ihnen verständigen konnten. Die Tataren *)

---

so werden sie unrein und müssen sich noch einmal waschen. Bei andern wird aber das Waschen alsdann nicht von Neuem erfordert, sie können der Frau mehrmal die Hand drücken, ohne sich waschen zu dürfen. Andere waschen sich mit den Händen die Füfse, während die Schias ihre Füfse vor dem Gebete nur mit Wasser abspülen. Die Stifter dieser vier Hauptsecten der Ssünnier waren: Abu-Hanifa, Abu-Abdallah-Maleck, Al-Safei und Hanbal. Der dritte Chalif aus dem Abassidenstamme, Mahadi, liefs den berühmten Abu-Hanifa, den Stifter der ersten der vier Hauptsecten der Ssünnier oder derjenigen, die den Ueberlieferungen Mahomeds treu folgten, ins Gefängnifs werfen, wo er 776 n. Ch. starb, nachdem er dort 7000mal den Koran gelesen hatte. Die Türken und Tataren folgen ihm. Unter Harun al Raschid, Mahadi's Sohne, starb Abu-Abdallah-Malek, der Stifter der zweiten Secte, die sich die orthodoxe nennt; seine Lehren werden vorzüglich in der Berberei und in vielen andern Gegenden Afrika's befolgt. Al-Safei, Stifter der dritten Secte, starb in Aegypten unter dem Chalifen Almamun; man sagte von ihm: Safei ist für die Menschen das, was die Sonne für die Welt ist. Der Stifter der vierten Secte endlich war Hanbal; er läugnete die Erschaffung des Alkorans und wurde defshalb vom Chalifen Motusembillah, dem Sohne Harun al Raschids und Bruder Almamuns, der diefs Edict gegeben hatte, so lange gepeitscht, dafs er fast lebendig geschunden wurde; darauf warf man ihn ins Gefängnifs, wo er 836 n. Ch. starb. Durch jenes Edict mufsten alle diejenigen, welche die Ewigkeit des Alkorans predigten, ein Stillschweigen beobachten oder wurden in Ketten und Kerker geworfen.

*) Julius Klaproth (Reise in den Kaukasus II. p. 271) nennt sie mit Unrecht Ckisilbaschi, ein Name, der eher den Persern selbst zukommt; das Wort heifst allerdings Roth-Kopf, nur nicht daher, weil sie rothe Mützen tragen, wie Klaproth will, sondern in einem ganz andern Bezuge.

von Dagestan und Schirvan sprechen beinahe denselben türkisch-tatarischen Dialekt; die Truchmenen von Tük-karagan haben einen etwas andern Dialekt, doch können sich beide Stämme sehr gut mit einander verständigen. Jakschi Mahmed rühmte — vielleicht aus Vaterlandsliebe — seinen Dialekt, der überhaupt von den Truchmenen der Insel Tschelekän sehr rein gesprochen werde. Er scheint dem kumükischen Dialekte, wie ihn Hr. Klaproth anführt, sehr nahe zu kommen, und sich am meisten vom nogaisch-tatarischen zu entfernen. Die Zahlwörter heifsen bei den Truchmenen der Insel Tschelekän gerade wie in den andern tatarischen Dialekten, als:

1 birr.	9 dokuss.	60 altmüss.
2 ikkih.	10 on.	70 jedmüss.
3 ütsch.	11 on birr.	80 ssekssen.
4 dört.	12 on ikkih	90 tolssar.
5 bäsch.	20 jiggermi.	100 jüss.
6 alti.	30 ottus.	200 ikkih-jüss.
7 jeddüh.	40 kirk.	1000 ming.
8 ssekkis.	50 elli.	

Die meisten Worte in diesem Dialekt gleichen denen, wie man sie in Baku und Derbend ausspricht; doch gibt's einige wenige, die etwas davon abweichen, vorzüglich an den Endsylben; nur selten haben sie ganz andere Worte, um denselben Gegenstand zu bezeichnen. So benennen sie:

Kopf, basch.	Nase, burun.
Stirne, manglai.	Mund, agüs.
Auge, gös.	Zähne, disch.
Augenbraunen, kasch.	Zunge, dill.
Haare, ssatsch.	Kinn, angek.
Bart, ssakal.	Hals, boigin.
Schnurrbart, murut.	Ohren, ghulak. *)

*) g und k, auch ch, ist schwer zu unterscheiden; daher schreibt Klaproth kulach.

Leib, gharin.	Schaf, koün.
Hand, kol. *)	Pferd, att.
Finger, barmak.	Eidechse, dsemdsem. ***)
Nagel, dirnak. **)	Schildkröte, peschbaka. †)
Fufs, ajak.	Fliege, ghuhrt. ††)
Kamel, düja.	

Andere Wörter sind folgende: eine Kuh heifst ssighirr, nicht inek, wie Klaproth hat; ein Huhn, taûk, doch klingt es fast wie tohk, au und oh sind schwer zu unterscheiden; Eier, jumurtcha, nicht jemurta; ein Esel, ischeck, Klaproth hat eschek. Gehen heifst jurirem, nicht jedirem; essen, ierem, nicht jirem; trinken, tschern, nicht itschirem; arbeiten, ischläh; schlagen, urrh; schneiden, kesjir; reden, susla-scheili.

Ich, men; du, ssen; er, ol; wir, biss; ihr, ssiss; ihr, olar; sie alle, barimmes, nicht hamessi, wie Klaproth hat.

Die Sonne, gun; der Mond, ai; der Stern, gilduss, nicht julduss, wie Klaproth hat; der Tag heifst ghün; die Nacht, akschan, nicht gedschĕah; die Woche, birreptäh; Sonntag, dgunis; Montag, schemmih; Dienstag, jekschemäh; Mittwoch, duschemäh; Donnerstag, schischemäh; Freitag, tschaschemäh; Sonnabend, peischemäh. — Wasser heifst ssu, Wein, tschichir; Brod, tschurek; Salz, dûhs; Fleisch ätt, wie in allen tatarischen Dialekten.

Ich fragte den alten erfahrnen Chiat Aga nach dem Amu-darja; er sagte, es habe sich vordem ein Flufs Uss (also der Uss-boi Muravjeffs, in den balchanischen Meer-

*) Wie die Nogaier und Ckumücken, nicht él, wie bei Klaproth.

**) Bei Klaproth tarnach, ckum. dernách.

***) Das Wort tschindirchaff bei Klaproth kennen sie nicht.

†) Bei Klaproth taschbaka.

††) Bei Klaproth tschibin, das sie nicht kennen.

Meerbusen ergossen; jetzt sey dort nur stehendes salziges Wasser in seinem Flufsbette, wie wir diefs so eben selbst gefunden hatten. Ein andrer grofser Flufs habe sich, tiefer als Ogurtschinski liege, an der Ostküste ins caspische Meer ergossen; er nannte ihn Ssertschali, diefs ist wahrscheinlich der Adshaib Muravjeffs; an seiner Mündung sey vordem ein sehr bedeutender Fischfang gewesen; er habe dem Uss in nichts an Gröfse nachgegeben; wahrscheinlich war es der zweite oder südliche Ausflufs des Amu-darja. Von einem Chivensischen Meerbusen, der Insel Tschelekän gegenüber, wufste er an der Ostküste nichts; er zeichnete mir diese aber so, dafs er bei ihr eine Menge kleiner Buchten, deren Zahl er auf einige funfzig angab, bemerkte, die aber alle sehr flach wären, so dafs man überhaupt an die ganze Küste selbst mit dem flachsten Kirdshim nicht herankönne; die ganze Ostküste sey nur eine Sandfläche, ohne alle Berge, die sich erst am Silberhügel zeigten. Chiat Aga versicherte mich, dafs man von der frühern Insel Dardsha sehr gut trocknen Fufses bis nach dem Silberhügel kommen könne, vorzüglich tiefer ins Land hinein, denn an der Küste sey noch im Ssertschali Wasser, das im Sommer austrockne, im Frühjahr sich von Neuem ansammle. Dann sey der Boden unfern der Küste sehr sumpficht, lehmicht, und um nicht zu versinken, wüfsten die Karavanen tiefer landeinwärts Stellen auszuwählen, wo sie sicher durchkönnten. Die ganze Küste soll übrigens alljährlich mehr versanden, so wie Tschelekän immer mehr an Umfang zunehmen.

Zehntes Capitel.

Reise nach Astrabat.

Den 27 September verliefsen wir Tschelekän bei einem ziemlich günstigen Nordwestwinde, segelten die ganze Nacht hindurch und legten eine bedeutende Strecke zurück; doch wurde der Wind zu heftig und ging gar in SW über, so daſs wir, ehe wir den grünen Hügel erreichten, Anker werfen muſsten.

Erst des andern Tags konnten wir bei diesem Hügel vorbeisteuern, aber der Wind lieſs auch gleich wieder nach, und wir segelten auſserordentlich langsam, kaum 2 bis 3 Werst in der Stunde, oder muſsten gar des Nachts vor Anker liegen, weil sich der Wind änderte. Dieſs geschah im Angesichte des Silberhügels, von dem wir an 10 Werst entfernt waren. Wir muſsten bei einer Tiefe von 3 Faden Anker werfen, das Ufer war uns fast gar nicht sichtbar; denn da es sehr flach und zu weit entfernt war, so konnte es uns nicht gut erscheinen. Ich wollte sehr gern ans Ufer fahren, allein der Truchmene, der uns bis Astrabat begleiten sollte, sagte uns, was ich auch durch Chiat Aga erfahren hatte, daſs es an der Küste sehr gefährlich sey, weil da räuberische Truchmenen wohnten, und daſs man wegen der kaum einen Fuſs betragenden geringen Tiefe schon bei 4 bis 3 Werst vom Ufer zu Fuſse an dasselbe gehen müsse. Dieſs ist natürlich nicht geignet, um eine einigermaſsen groſse Bedeckung mitnehmen zu können, da uns kleine Fahrzeuge ganz fehlten.

Nachmittags versammelten sich viele Truchmenen vom Silberhügel um uns; sie hatten uns vom Ufer

uns erblickt und säumten nicht heranzukommen; wahrscheinlich trieb sie die Neugierde, um zu sehen, wer wir wären, und ob sie nicht eine Beute zu erwarten hätten. Ich mußste eben so ihr weites Auge, wodurch sie unsre Corvette von der Küste aus entdeckten, als ihre Fahrzeuge bewundern, in denen sie sich uns näherten. Einige befanden sich in einem grofsen Boote, von der Gestalt der Kirdshimen, andere dagegen hatten zwei lange, ganz schmale Kähne, deren jeder aus einem ganzen Baumstamme verfertigt war. Er hatte etwa die Länge von 3 Faden, war inwendig ausgehöhlt, so dafs ein Ruderer darin bequem aufrecht stehen konnte, und vor ihm standen noch 3 bis 4 Truchmenen, die mithin von ihm fort geschoben wurden. Dieser Kahn, den sie Kulafs nennen, hat kein Steuerruder und kein Segel und wird nur von Einem Menschen durch ein breites, aber dünnes Ruder fortgestofsen; dabei steht er immer aufrecht in ihm — ein wunderliches Fahrzeug, das mir um so gefahrvoller schien, weil sich diese kecken Ruderer so weit von der Küste bei einer Tiefe von 3 Faden zu uns heranwagten. Sie brachten uns Geschenke von schönen Arbusen und Melonen, in der Hoffnung Gegengeschenke zu erhalten; die Arbusen hatten eine ganz sonderbare Gestalt; sie waren sehr lang und schmal, die Melonen dagegen klein, hatten ein ganz rothes Fleisch und gar keine rauhe, reifige, sondern eine ganz glatte, grüne Oberfläche. Beide waren aber sehr wohlschmeckend. Unser truchmenischer Führer Hadshi Mahmed, sagte uns, dafs diese Truchmenen zu Astrabat gehörten und weit besser lebten als die tschelekänschen; ihr Boden sey fruchtbar und liefere ihnen mancherlei Früchte und Küchengewächse; ihre Heerden von Kühen, Kälbern, Schafen, auch ihr Geflügel, vorzüglich Hühner, seyen sehr bedeutend, doch forderten sie grofse Preise für sie, theurer als wir sie in Krasnowodsk bezahlt hatten. Dabei soll aber die Luft um den Silberhügel sehr unge-

sund und von allen Nachbarn gefürchtet, so wie die Hitze unerträglich seyn; daher riethen uns auch die Truchmenen des Silberhügels nicht, dorthin zu fahren weil gerade in dieser Zeit, noch mehr aber wohl in den heifsen Sommermonaten, jeder Ankommende von einer schweren Krankheit befallen werde, nach der er selten am Leben bleibt oder dann eine sehr grofse Schwäche zurückbehalte. Nach der Aussage der Truchmenen findet man jetzt nichts Merkwürdiges am Silberhügel; vor langen Jahren soll dort eine bedeutende Stadt gestanden haben, von der man jedoch jetzt keine Spuren sehe. Wahrscheinlich rühren aus jener Zeit die alten Reste eines am Ufer unter Wasser befindlichen Gebäudes her, dessen wir schon oben gedachten, und worin wir die Spuren der im 10 Jahrhunderte so berühmten Handelsstadt Abosgun zu erkennen glauben.

Da ich selbst diese vordem so blühende Handelsküste nicht besuchen konnte, so will ich darüber Muravjeff's Bemerkungen mittheilen, der auf seiner ersten Reise nach Chiva die Gegend besuchte. Er sagt,*) der Silberhügel ist die äufsere Mauer eines grofsen Gebäudes, oder einer Festung, die von der Ostseite von Sand verschüttet sey; in ihr entdeckte er Gräber und menschliche Gebeine, die auf mahomedanische Art, auf der Seite liegend, mit dem Kopfe nach Nordost, begraben waren. Die Mauer ist etwa 100 Faden lang und mehr als 2 hoch und ist aus sehr guten gebrannten Ziegelsteinen erbaut; in ihr folgte auf je drei Reihen Ziegel, wie man sie in Georgien sieht, eine Reihe anderer Ziegel, die den russischen gleichen. Unter der Mauer fand Muravjeff ein nicht grofses Gewölbe, worin er graben liefs, aber nur zerschlagenes Glas und Kohlenreste fand. — Von dieser Mauer geht eine Landzunge etwa 70 Faden weit ins Meer hinein, die durch

*) l. c. p. 29.

die Kunst gemacht zu seyn scheint; denn an einzelnen Stellen fand er Mauern von Häusern und runden Thürmen, und kleine Plätze, die sehr regelmäfsig von grofsen, fast eine halbe Arschine im Quadrat haltenden, Ziegelsteinen ausgelegt waren. Diese Stelle ist ganz mit Ziegelstücken bedeckt, die sich sogar 30 bis 40 Faden weit ins Meer hinein erstrecken; doch deuten sie nicht auf ein eingestürztes Gebäude hin. Die Mauern erheben sich nicht über den Horizont, und eine ist nicht höher als die andere; daraus schliefst Muravjeff, dafs diese Gebäude gleich dem Bakuschen Karavanserai unfern der dortigen Meeresküste von einem Erdbeben verschüttet wurden. Er ging also nicht an ihrem Boden einher, sondern über ihre Dächer. *) Die Bewohner fanden vordem dort eine Menge silberner und goldener Münzen und erzählen, dafs diese Festung von Russen erbaut sey, was aber ein eben so leeres Gerücht ist, als dafs Alexander der Grofse sie erbaut haben soll.

Muravjeff untersuchte das Innere eines runden Thurms, fand aber darin nichts als eine Menge zerschlagener, gläserner und irdener Gefäfse, aber von eigenthümlicher Gestalt. Als der Graf Woinowitsch im Jahre 1782 hier landete, fand er den Silberhügel als eine Insel, jetzt hängt er aber schon seit etwa 10 Jahren mit dem festen Lande zusammen. Aufser dem Flusse Gürghen, der hier vorbeifliefst, fand Muravjeff weiter ins Land hinein ein zweites Flüfschen, das, von Norden kommend, sich in jenen ergiefst, aber ganz mit Schilf bewachsen ist. Es fliefst, nach der Erzählung Chiat Aga's, durch den Ort, wo vordem ein Meerbusen war, der den Silberhügel vom festen Lande trennte. Der Silberhügel ist die letzte Festung einer langen, von Osten sich erstreckenden Mauer, die jetzt Kisimalal

---

*) Jetzt liegen auch diese Dächer unter Wasser, das immer weiter vordringt.

oder die goldgebende genannt wird; an ihr waren die Festungen Kuru, Ssegri, Dshardshan und viele andere, deren Ueberreste man gleich den Spuren der Mauer am ganzen rechten Ufer des Gürghen *) noch jetzt sieht.

Endlich ereignete sich wieder ein günstiger Wind für uns, und wir konnten auf die Halbinsel Potemkin, die wir vor uns sahen, lossteuern; den 2 October mufsten wir aber bei einer Tiefe von 2½ Faden Anker werfen, weil wir nicht wagten weiter zu segeln, um nicht auf eine Untiefe zu gerathen. Vor uns hatten wir die schöne Kette der Astrabatschen Gebirge; da sie hoch, obgleich von uns zu weit entfernt waren, so sahen wir sie immer wie in Nebel gehüllt, und dunkle Wolken trieben meist an ihrer Mitte umher, während ihre Spitze aus ihnen hervorragte.

Der Steuermann fuhr auf einem Katter südwärts, zur Erforschung der Tiefe; kam aber mit der Nachricht zurück, dafs sie immer mehr abnehme; vor der Landzunge, die von der Potemkinschen Halbinsel ostwärts ins Meer läuft und den Eingang in den Astrabatschen Meerbusen versperrrt, sey die Tiefe bis auf 8 Fufs geschwunden, während auf der Charte von Kolotkin — also vor etwa 10 Jahren — eine Tiefe von 15 Fufs angegeben war. Diefs war für mich eine sehr unwillkommene Nachricht; wir waren noch weit von Astrabat und dem nahliegenden Gebirge entfernt; mithin mufste die Gefahr um so gröfser seyn, je weiter wir uns von der Corvette zu entfernen hatten. Die Astrabatschen Truchmenen sollen an Raubsucht denen des Silberhügels und des Balchans in nichts nachgeben; meine mitzunehmende Bedeckung war zu gering und in den Waffen zu wenig geübt, als dafs ich mich an der Küste in Gefahr begeben sollte. Ueberdiefs war es

*) S. darüber Herbelot, bibliothèque orientale.

schon spät im Jahre, und ich wollte noch gern Masenderan und die dortigen Gebirge besuchen; auch die Reise nach Enselli's Umgebungen lag noch in meinem Plane. Kurz es kamen Hindernisse zusammen, die mich von dem Einlaufen in den Astrabätschen Meerbusen abhielten, und ich mufste mich mit dem Besuch einer Insel und der östlichen Küste begnügen, die uns am nächsten lag. Diese wurde zuvor von einem Meachman recogniscirt; er kam mit der Nachricht zurück, dafs man dort schwer anlanden könne, weil ein sehr flacher Grund mit einem sumpfichten Lehmboden sich bis mehrere Werst vom Ufer ins Meer erstrecke und zu Fufse zurückgelegt werden müfste. Dabei beschrieben es die Matrosen als ein sehr fruchtbares Land, von hohen Bäumen und einem üppigen Graswuchse bedeckt. Menschen hatten sie nirgends gesehen.

Den 30 October fuhr ich zuerst auf die Insel Orest, hinter der sich einige andere, als die Insel Eugenius und Aschik, nach der Halbinsel Potemkin erstrecken; die zu starke Brandung hinderte mich, heute ans feste Land zu fahren. Die Insel war sehr klein, erstreckte sich von Osten nach Westen und ist ganz mit einem über 10 Fufs hohen Rohre (*Ripidium* Ravennae, *Tr.*) bewachsen; aufserdem fanden sich *Zapania* nodiflora, *Pers.*, *Convolvulus* persicus, *L.*, *Erigeron* canadensis, *L.*, *Aster* Tripolium *L.* u. a. Der Boden des Meers um die Insel ist sehr sandig, fest, und in ihm fand ich ein Paar neue Muscheln-, Glycimeris-Arten, die zwischen Cardien (*C.* rusticum und incrassatum, *m.*) und Mytilen (*M.* polimorphus) in ihm steckten; diefs waren *Glyc. laeviuscula, m.*, *vitrea, m.*, *plicata, m.* (diese letztere fand ich auch lebend am Ausflufs des Dnesters), aber hier keine Thiere in ihnen. Nächstdem wuchsen auch einige Granatbäume auf der Insel; häufiger dagegen ein Juncus; auch sogar *Polipodium* Filix mas, das erste Farrenkraut, das ich bisher bemerkt hatte. Von Thie-

ren fing ich ferner einige Schlangen (etwa *Coll.* hydrus und scutatus, *Pall.?*) und Eidechsen (*Lacerta strigata, m.*); diese hielten sich hauptsächlich unter den Rohrstängeln auf, wo sie ihre tiefen Gänge und Gruben hatten, so daſs sie nur mit der gröſsten Mühe gefangen werden konnten. Auch eine Trappe (Otis tarda) sah ich auf der Insel, so wie einige Falken. Beim Graben nach Wasser fanden unsere Matrosen dieſs ziemlich trinkbar, schon wenige Fuſs unter der Oberfläche; aber erst durchs Stehen wurde es klar und genieſsbar.

Den 4 October hatten wir einen fürchterlichen Sturm aus WSW auszustehen, der unsern Hercules beinahe forttrieb; der eine groſse Anker hielt nicht in dem sandigen Boden; man muſste noch einen zweiten werfen, und dennoch wurde die Corvette fast eine Werst fortgetrieben, so daſs wir beinahe auf eine Untiefe geriethen, denn der Sturm trieb uns der Küste immer näher. Dazu trat ein so heftiger Regen ein, daſs er Alles durchnäſste und selbst in unsere Kajüte drang. Das unauthörliche Schaukeln des Schiffs vergröſserte die Qual, der wir ausgesetzt waren. Ich sah mithin meinen weitern Untersuchungen für dieſs Jahr bald Schranken gesetzt; denn die lästige Regenzeit nimmt in diesem Monat ihren Anfang. Der Regen dauerte auch den folgenden Tag fort und lieſs mich keinen Schritt aus der Corvette thun, obgleich ich den Tag, als ich die Insel besuchte, eine sehr drückende Hitze gefühlt hatte.

Endlich lieſs der Sturm und Regen nach, und ich konnte den 6 October an die Ostküste des festen Landes fahren. Unser Katter blieb schon über eine Werst vom Ufer stecken, und die Matrosen muſsten ins Wasser steigen, um ihn näher heranzuziehen, und doch konnte er nicht bis ans Ufer geschleppt werden, sondern wir muſsten uns aus ihm eine weite Strecke von Matrosen ans feste Land tragen lassen. Das Ufer war auch hier ganz mit Rohr bewachsen und zeigte dieselbe Vegetation wie die Insel

Orest. Das Ufer war wenigstens 1½ Werst weit, sumpfig, so dafs man bis an die Knie einsank. Ein Panicum und ein Juncus von 5 bis 6 Fufs Höhe bedeckten es überall. Weiterhin wurde der Boden trockener und schien eine sehr fruchtbare Weide zu bilden. Es schien schon die zweite Vegetation zu seyn, denn die erste lag verblüht neben ihr; dahin gehörten namentlich die Gräser.

Es leben hier mehrere Truchmenenfamilien; wir sahen ihre Kibitken aus der Entfernung; doch wagten wir nicht zu ihnen zu gehen, um nicht in eine üble Berührung zu kommen; sie haben ein schönes Vieh; wir trafen viele schön gemästete Kühe, die auf den grasigen Wiesen weideten; eine so starke, grofse Race hatte ich bis jetzt noch nicht bemerkt. Wir gingen zuerst in ein Wäldchen, das wir aus der Entfernung von etwa 10 Werst, wo unser Hercules vor Anker lag, gesehen hatten; die Bäume waren meist Granatbäume mit Früchten; aber auch Pappeln und Eschen fanden sich mit ihnen gemischt. Die Pappeln waren sehr hoch, so dafs ich nicht einmal ihre Blätter erreichen konnte. Zu den damals dort blühenden Pflanzen gehörten vorzüglich *Tamarix* hispida, *W.*, *Oxalis* stricta, *L.*, *Polygonum* patulum, *MB.*, *Statice* scoparia, *L.*, *Schoberia maritima*, *Mey.* (*Chenopodium Auct.*), *Salicornia* herbacea, *L.*, *Artemisia* vulgaris, *L.*, *Sonchus* tataricus, *L.*, *Aster* tripolium, *L.*, *Zapania* nodiflora, *Pers.*, *Xanthium* Strumarium, *L.*, *Lythrum* Salicaria, *L.* (var. tomentosa), *Panicum* verticillatum, *L.*, *Phragmites* communis, *Tr.* (var. minor); auch fanden sich *Salsola* soda, *L.*, kali, *L.*, *Juncus* acutus, *L.*, *Bupleurum* junceum, *L.*, *Melilothus rariflora*, *Ledeb.*, palustris, *Spr.*, *Artemisia* neglecta, *Spr.*, *Cucumis* melo, *L.*, *Erigeron* graveolens, *L.* Amphibien, nicht einmal Schlangen, sah ich dagegen nirgends; ich fand nichts als einige Insecten und jene Glycimeris der Insel Orest. Unser Hadschi Mahmed hatte uns gewarnt, zu weit ins Land oder zu tief in den

Wald hineinzugehen, weil die Truchmenen Astrabats sich häufig hinter Bäumen verstecken und so aus dem Hinterhalte schiefsen sollen. Nachdem ich einige Werst umhergewandert war, beendigte ich meine Excursion; auch Chiat Aga hatte mich vor dieser Küste gewarnt. Von Insecten fand ich am häufigsten Gryllen, Mantis (so *M.* hyalina und religiosa), Tarantela, einige Schmetterlinge, worunter den so seltenen *Papilio* Chrysippus, der bisher nur in Ostindien und China beobachtet worden war; auch *Pap.* pulchra *Hübn.*; defsgleichen auch *Truxalis viridis*, *m.*, und viele Libellen und Gryllen.

Eilftes Capitel.

Reise nach Masenderan.

Der Steuermann war unterdessen noch einige Male um die Corvette gefahren, um die Tiefe zu messen, weil wir noch immer Hoffnung hatten, in den Astrabatschen Meerbusen einlaufen zu können; aber er kehrte immer mit derselben Nachricht zurück, so dafs wir von diesem Vorhaben abstehen mufsten; ich liefs daher noch Abends, als sich ein günstiger Wind einstellte, nach Masenderan steuern.

Vom 6 October Abends befanden wir uns bis zum 10 October fast beständig unter Segel; aber der Wind war so gelind, dafs wir kaum von der Stelle kamen; wir richteten unsern Lauf nach der Bank, am Ausflusse des Bobul, dem gewöhnlichen Ankerplatze der russischen Kaufleute in Masenderan. Den 11 October warfen wir Abends um 11 Uhr die Anker, bei einer Tiefe von 10 Faden, etwa 2½ Werst vom Ufer entfernt; die Kaufmanns-

schiffe legen sich eine halbe Werst näher am Ufer vor Anker.

Den 12 October fuhr ich ans Land und hatte wie gewöhnlich einige bewaffnete Matrosen mit mir, sah aber bald, dafs sie hier unnütz sind, weil die Perser in Medsched-ssär — denn so heifst die Rhede — gewohnt sind, Russen bei sich zu sehen; es kommen auch jährlich sehr viele russische Schiffe mit Waaren hierher, da dort mit Persien ein sehr starker Handel getrieben wird.

Ich konnte kaum mit dem Katter bei der Sandbank vorbei, weil der Flufs Bobul jährlich immer mehr versandet; kaum war ich über sie hinweg, so wurde es im Flusse tiefer, und wir hielten uns bald ans rechte, bald ans linke Ufer, da die Tiefe sehr wechselte. Bald zeigten sich einige Hütten und ein angenehmes Gehölz zu beiden Seiten des Ufers. Das Land schien eben so fruchtbar als reich an malerischen Gegenden. Man sah überall das schönste Laub und fand Schatten vor der Hitze; Granat- und Citronenbäume fanden sich mit Ellern und Ahornen gemischt; am häufigsten fanden sich aber Weinreben, so dafs man ihre Trauben nicht mehr sammelte, sondern sie vertrocknen liefs; die meisten Weinreben hatten die Dicke eines Oberschenkels und erhoben sich in viele Aeste getheilt in die Höhe; ihre Aeste erstreckten sich von einem Baume zum andern und versperrten so oft den Durchgang in diese Baumlabyrinthe, durch die man sich mit Mühe ans Ufer durchwinden mufste. In den Gärten zog man Melonen, Arbusen, Kürbisse, Gurken von mancherlei Abänderungen und verschiedener Gröfse, aber von keinem besondern Geschmacke. Auch Baumwollenpflanzen und Zuckerrohrplantagen sieht man in der Nähe des Flufsufers.

Die Häuser liegen zerstreut umher, bald im Wäldchen am Ufer des Flusses, bald auf freien Plätzen neben demselben; doch stehen immer einige Gebäude neben einander und sind meist mit einem Zaune aus hohen

Rohrstängeln von Ripidium Ravennae umgeben; zu jedem Hause gehört ein Garten, in dem sich meist Gurken, Arbusen und Melonen befinden, die sich um den Zaun oder um aufgeworfene Erdhügel schlängeln; aufserdem findet man in ihnen hin und wieder schöne Citronenbäume, deren Früchte jedoch ganz süfs sind; ferner Aiva und Patavia; jene bilden eine harte, birnähnliche Frucht, nur viel dicker und unförmlicher; der Geschmack ist fast wie der eines Holzapfels; die Blätter gleichen sehr den Blättern eines Apfelbaumes. Diese hat die Gestalt einer grofsen unförmlichen Birne, die aber inwendig wie eine Citrone aussieht, sauer schmeckt und daher sehr gut ihre Stelle ersetzen könnte. Eine andere Frucht war fast von der Gröfse eines Kinderkopfs; man nennt sie Mino, aber in den Blättern hat der Baum viele Aehnlichkeit mit der Patavia. Gmelin hat sie alle näher beschrieben, daher will ich mich bei ihnen nicht weiter aufhalten.

Die Bauart der hölzernen Gebäude ist ganz orientalisch; sie haben an der Vorderseite hallenförmig offene Wohnzimmer, so nämlich, dafs die Vorderseite des Hauses, oft auch das eine Ende desselben zugleich, oben von einem Dache aus Brettern gedeckt und vorn von einzelnen hölzernen Pfeilern unterstützt wird, so dafs dadurch ein sehr angenehmes luftiges Wohnzimmer entsteht. Die Dächer sind horizontal und bestehen aus Brettern; der Fufsboden ist meist mit Schilfteppichen belegt und bildet den Aufenthaltsort der Perser. Zwischen den Pfeilern der Hallen zieht man Netze, um Insecten von ihnen abzuhalten; sie bilden zugleich durchsichtige Wände und hindern dem Fremden den freien Zutritt: denn man hält hier das ganze Hausgeräthe, alle Geschirre, hängt an der Decke der Halle in ähnliche Netze Melonen und Arbusen auf, stellt an die Seiten Wallnüsse, Reifs, oder verwahrt die Kleidungsstücke dort; auch selbst die Kissen zum Nachtlager liegen da, weil ein Theil der Hausleute hier schläft.

An der Hinterseite des Hauses bringt man oft dunkle

Absatzkammern an, wo man gern flüssige Sachen aufbewahrt, die durch die Sonnenwärme leiden könnten. Im Hofe endlich laufen Hühner, Enten, Gänse umher. Die Bewohner scheinen meist arm, was nur daher kommen mag, daſs sie so wenig thätig sind; denn der Boden muſs sehr fruchtbar seyn. Die Perser beackern ihn fast nie; sie graben ihn nur oberflächlich mit der Schaufel auf, und dennoch erwächst ihnen eine reiche Ernte.

Das rechte Ufer des Flusses bildet eigentlich eine Landspitze, weil er eine Strecke parallel mit dem Meeresufer läuft, das hier aus lauter hohen Flugsandbergen besteht. Am rechten Fluſsufer liegen einige ziemlich groſse Gebäude, die oft mit einer Kalkmauer umgeben sind. Von diesen Häusern weiter ostwärts befindet sich eine sehr alte Medsched, die aber sonst nichts Eigenthümliches hat; sie ist mit Dachziegeln gedeckt und im Innern ziemlich einfach mit Rohrdecken versehen. Sie hat einen Thurm, ist nach Hinten ausgebaut und wird von einer hohen Steinmauer umgeben; nebenbei ist ein schöner Garten, in dem der Mullah wohnt. Doch ehren die Perser sehr diese Medsched — von ihr hat auch der Ort seinen Namen Medsc ed-ssär, das heiſst: die Hauptmedsched — denn nach der Sage des Volkes liegt in ihr einer der zwölf Imame der Perser, der Imam Sadi Ibrahim, begraben;*) er soll in einer Schlacht mit den Türken gefallen seyn; sie haben ihm den Kopf abgehauen, daher soll er hier ohne Kopf liegen. Auch eine kufische Inschrift soll sich auf dem Grabe befinden, doch lassen die Perser keinen Christen nahe heran, nicht einmal über die Schwelle der Medsched; daher war es mir ganz unmöglich, darüber etwas Gewisses zu erfahren. Selbst die Perser aus Baku werden nicht in die Medsched gelassen, um sie nicht zu

*) Imame sind Schüler des Propheten Mahomed; nach G. Forster (voyage en Bengale, II. p. 289) heiſst dieser Imam Qasem.

entheiligen. Sie lassen nicht einmal lange auf das Grab sehen, weil es durch den Blick eines Christen entheiligt wird. Ueberhaupt findet man in Masenderan einen grofsen Hafs gegen Christen; ich sah einmal einer Alten zu, wie sie kleine Reifsbrode im Freien auf einem kleinen Ofen in der Erde buck; gleich rief sie eine Menge Knaben herbei, machte selbst ein fürchterliches Geschrei und hörte mit den Knaben nicht eher zu schreien auf, bis ich mich entfernt hatte: denn schon mein blofser Blick konnte die Brode unrein machen. Nie gaben sie aus demselben Geschirr, woraus sie trinken, den Matrosen einen Trunk; sie gossen das Wasser ihnen gewöhnlich in die Hände oder in ihre Mütze.

Um jene Medsched herum ist das Land sehr sumpfig und enthält Teiche, in denen aufser Fröschen (*Rana* cachinnans, *Pall.* und einigen andern, so *R.* esculenta) auch eine Menge Schildkröten leben; vorzüglich *Emys* caspia*) und eine andere kleinere Art, die der *E.* europaea nahe kommt, doch verschieden ist; in den Sümpfen wächst meist viel Schilf; Felder sieht man nirgends, aber Gärten in Menge; doch gleichen diese eher verwilderten Plätzen; die angeborne Trägheit erlaubt den Persern nicht, viel zu arbeiten.

Viele Gesträuche, vorzüglich der schwarze Brombeerstrauch, wachsen überall an Wegen, und auf ihnen lebt häufig *Hyla* viridis; aber wo man freie Plätze antrifft, da sieht man sie ganz von *Sambucus* ebulus und *Polypodium* filix mas bedeckt; sie nehmen oft ganze werstweite Strecken ein. Auch Feigenbäume findet man überall,

---

*) Es ist auffallend, wie Hr. Prof. Eschscholtz eine *Chelonia*, eine Seeschildkröte des offenen Oceans, im caspischen Meere annehmen konnte (s. die Quatember, Bd. I. Heft I. Mitau 1829); die Verwechslung der Zettel des zoologischen Cabinets der Univ. Dorpat war wohl nur einzige Ursache davon.

doch nur einzeln, oft sehr starke dicke Stämme. Von andern Pflanzen fand sich *Verbena* officinalis sehr häufig und am Flufsufer *Cyperus* fuscus, *C.*, Monti und einige gewöhnliche Juncus-Arten. Im Bobulstrome leben nur wenige Fische, so *Cyprinus* ballerus; am meisten Welse und Lachse von bedeutender Gröfse (*Salmo* sylvaticus *LGm.*, mit Unrecht als Varietät des S. salar *L.* gehalten); im April werden hier aber eine Menge Fische gefangen, die zum Laichen aus dem Meere in ihn hinaufsteigen.

Insecten waren hier nur selten, meist Gryllen; auch *Mantis* religiosa, *Truxalis* viridis u. a. Von Landschnecken fand sich nur *Helix* ericetorum; auch an der Küste war die Zahl der Seemuscheln sehr gering und nur zu bekannten Arten gehörig.

Den 12 October besuchte ich aufs Neue das Ufer; meine Ausbeute war aber heute nicht gröfser, als gestern. Am rechten Flufsufer wurden so eben eine Menge Kaufmannswaaren ausgeladen, die mit einem Kaufmannsschiff aus Lankeran gekommen waren. Es waren meist hölzerne, kleine Kisten mit Eisen beschlagen und bunt bemalt, kleinere steckten in gröfseren; so nehmen sie beim Versenden wenig Raum weg. Diese, so wie die anderen Waaren, kommen aus Astrachan, wohin sie von dem berühmten Makarjeff'schen Jahrmarkte gebracht werden. Diese Kisten, deren einige 4 bis 6 Fufs Länge hatten, werden hier sehr theuer verkauft, und gerade sie geben das beste Zeugnifs über die Trägheit der Perser, die sich aus dem schönsten Holze der Cypressen weit bessere Kisten machen könnten, wenn sie im Stande wären, ihre Trägheit zu heherrschen. Nächstdem lagen am Ufer eine Menge eiserner Stangen, gufseiserner Töpfe und andere Eisenwaaren; ferner Thierhäute in grofser Menge, obwohl die Perser Kühe und Schafe genug haben, um diese Häute sich bereiten zu können. Der Herr dieses Schiffes

war ein Armenier und die Arbeiter desselben meist Tataren.

Den 13 und 14 October war ich nach Balfrusch geritten, in Gesellschaft eines dortigen reichen und angesehenen Persers, Hadschi Ibrahim Hüssein, dessen Haus in Balfrusch war, und der so eben Waaren eingekauft hatte, weſshalb er einige Zeit in Medsched-ssär wohnte. Wir ritten Morgens um 8 Uhr auf gemietheten Pferden weg, während die Eigenthümer der Pferde neben uns zu Fuſse liefen, aber sobald wir etwas zu schnell ritten, uns gleich in die Zügel fielen und uns zwangen, Schritt vor Schritt zu reiten, damit sie bequem nachkommen könnten. Der Weg führte uns meist immer am Ufer des Flusses Bobul, an dem auch Balfrusch liegt, das für die Hauptstadt Masenderans gilt; wir kamen durch viel kleines Gehölz, worin Nuſsbäume, Ahorne, Ellern, Eschen (vorzüglich *Quercus castaneaefolia, Mey.*), Granatbäume, Feigenbäume, Loniceren, Mespilus, Rubus, auch die schöne *Gleditschia caspia* wuchsen; um sie schlang sich die Weinrebe oder *Smilax excelsa* bis zur Spitze der höchsten Stämme. Die freien Plätze wurden auch hier von Farrenkraut (*Polypodium* filix mas), *Sambucus ebulus* und Hahnebutten ganz und gar eingenommen.

Wir ritten also ziemlich angenehm durch sehr fruchtbare waldreiche Gegenden, in denen sich noch überall der Gesang der Nachtigall hören lieſs; aber nur die Natur und die durch ihre Pflege entstandene Mannichfaltigkeit der Bäume und Gesträuche zog unsere Aufmerksamkeit auf sich; nur selten kamen wir an eine Zuckerplantage, oder an einen Garten vor ein Paar Hütten, worin Melonen, Arbusen, Granat- oder Citronenbäume standen. Sonst trafen wir häufig einzelne Häuser an, meist Schmiede, oder ganze Reihen von Hütten; in denen die rohe Baumwolle gereinigt oder gehechelt wird; der Arbeiter hält dabei mit der rechten Hand ein violinebogenähnliches Instrument, am Bogenrande mit der linken

ken schlägt er mit einem Keil auf die Saite über die ausgebreitete Baumwolle, die dadurch aus einander gerissen und gesäubert wird.

Wir kamen dann über mehrere Kaufhöfe, die zerstreute Hütten an der Strafse bildeten, und endlich bei mehrern Badstuben vorbei von der Gestalt sehr hoher und breiter Lehmhügel, mit mehrern Kuppen geziert, die ganz mit Gras bewachsen waren. Die Gegenden wurden hier immer mehr angebaut und fruchtbarer, die Strafse gröfser und geebneter, wir befanden uns hier im Bezirk der Stadt, die sehr weit und grofs ist; eine Menge einzelner Häuser, die an der Strafse lagen, werden schon zu ihr gerechnet, obgleich wir noch mehrere Werst reiten mufsten, ehe wir zum Chan kamen, der etwa mitten in der Stadt wohnt.

Jetzt versammelten sich eine Menge Knaben um uns, die uns nicht besonders freundlich bewillkommneten, meist sogar mit Schimpfwörtern belegten, denen meine Begleitung sehr ausgesetzt war, auf die man sogar mit Koth warf oder einzelnen Matrosen sogar ins Gesicht hieb; selbst unsere Pferde-Eigenthümer wurden hier dreister; sie stellten sich vor die Pferde und verlangten, dafs wir Schritt vor Schritt reiten und ihre Pferde durchaus nicht antreiben oder schlagen sollten; sie drohten uns sogar, wenn wir es thäten. Da wir so weit in einem fremden Lande unter so sehr unhöflichen Menschen waren, so durften wir nicht viel dagegen einzuwenden haben, und ich konnte namentlich sehr zufrieden seyn, dafs ich so gut wegkam, ohne nur im mindesten beleidigt zu werden.

Jetzt rückten die Häuser immer mehr an einander und wurden zahlreicher; das Leben nahm immer mehr zu, und viel Volk lief auf der Strafse zusammen. Vor einzelnen Häusern sahen wir Bäume aller Art, selbst einige hohe prachtvolle Cypressen stehen. Eine schöne neue Eiche (*Quercus castaneaefolia*, *Mey.*), *Gleditschia* caspia, *Desf.*, und eine neue *Alnus denticulata*, *Mey.*

finden sich nicht selten an der Landstraſse; zu ihnen gesellen sich *Platanus* orientalis *L.*, *Carpinus* Betulus *L.*, und orientalis, *Lam.*; wir kamen darauf bei mehrern Medscheds vorbei, die nichts weiter als Schilfteppiche im Innern enthielten; höchstens hängt auſserdem noch eine Laterne an der Decke, wodurch die Medsched Abends erleuchtet wird. Wir kamen bei einer Schule vorbei, wo ein Mullah, von einer Menge Knaben umgeben, im Lesen und Schreiben Unterricht ertheilte; auch dieſs Gebäude bildete eine leere Halle, die vorn von einigen Säulen gestützt war. Fast bei jedem Hause trafen wir einen groſsen Garten an, und da überdieſs die Häuser so weit von einander stehen, so erhält die Stadt an sich einen so bedeutenden Umfang.

Ehe wir zu ihr gekommen waren, hörten wir in einem Hause an der Straſse eine Hochzeitmusik; es wird immer mehrere Tage vor der Hochzeit gespielt; die Instrumente sind ein Paar kleine Pauken, die man mit Klöpfeln schlug, eine türkische Trommel, eine Bulalaika und eine nach Unten breit zulaufende Schalmei; alle diese Instrumente machen eine rauschende Musik. Die Musiker hatten sich im Freien vor dem Hause unter einen Baum gelagert, den viele gaffende Zuhörer umgaben; auch in ihre Schleier gehüllte Weiber mangelten nicht. Vor ihnen war ein Teppich gebreitet, und ein Jude, in persischer Kleidung, mit schwarzem und krausem Lockenhaar, das ihm zu beiden Seiten des Kopfs lang herabhing, während der Scheitel kahl war, machte bald seine Kunststücke im Tanzen und Springen; gewöhnlich sind Juden die Tänzer bei solchen Festen der Perser, seltener Armenier; die Perser selbst treten wohl nie auf. Der Tänzer legte zuerst seine Harlekinskleidung an, hing um die Schulter einen kurzen Mantel, an dem lauter bunte, lang und schmal geschnittene Tuchstücke frei herabfielen; bei seinen Bewegungen der Schulter, die er unaufhörlich erzittern machte, flogen diese beständig hin und her; erst sprang

er auf dem Boden tanzend umher, indem er mit den Händen ein Paar Schellen unaufhörlich schellte; dann warf er sich über den Kopf, stellte sich auf mein Pferd und sprang über den Kopf rücklings auf die Erde hinab, mit den Füßsen auftretend, oder er machte denselben Sprung so, daſs er zugleich in den Mund und in die Hände ein Paar scharfe Messer nahm, und beim Rückwärtsspringen über den Kopf stehend auf den Boden kam. Oder er warf sich von der Schulter eines stehenden Menschen eben so herab.

Das war für die Perser ein non plus ultra in der gymnastischen Kunst, und ein tschok jakschi*) (tatarisch, sehr brav!) wurde ihm mit lautem Beifall allgemein zugeklatscht. Die Gegend, in der sich dieser Springer sehen lieſs, war sehr schön, und schöne Bäume umgaben das Haus des Bräutigams, den man aber nirgends sah. —

Auf dem ganzen Wege sahen wir kein einziges Korn- oder Reiſsfeld; Korn mag man vielleicht gar nicht bauen, weil sein Gewinn zu mühsam ist; aber Reiſs, das unentbehrlichste Bedürfniſs der Perser, müſste ganz vortrefflich am Bobul gedeihen, der im Frühjahr weit über seine Ufer tritt. Man sah nur einzelne kleine Zuckerplantagen, alle übrigen Plätze waren theils verwildert, oder enthielten Gesträuche aller Art, oder riesengroſse Farrenkräuter, dessen zweite Generation in diesem Jahre so sehr in die Höhe geschossen war. Von einzelnen Bäumen fingen schon die Blätter an abzufallen, so von Nuſsbäumen, die meisten andern trugen Früchte.

Wir ritten gerade zum Chan, Ali Akber (verkürzt von Abubeker) Badshagla, den Tages zuvor schon der Steuermann und der Schiffsarzt besucht und bei ihm eine gute Aufnahme gefunden hatten; er betrug sich sehr zu-

*) Dieſs ist eigentlich tatarisch, eine Sprache, die an allen Küsten des Meers, also auch an dem persischen, von dem Volk neben der Landessprache gesprochen wird.

vorkommend gegen sie und liefs die übrige Schiffsgesellschaft gleichfalls zu sich laden. Als wir ankamen, zeigte er jedoch eine etwas mifsmuthige Stimmung und durchaus nicht die gepriesene freundliche Zuvorkommenheit: denn er fing gleich von einem Gegenstande an, worin er aber vom Capitän des Schiffs, der mit uns war, keine Hülfe erwarten konnte, die ihm schon gestern halb abgeschlagen wurde, und heute mufste die Unmöglichkeit der Erfüllung seiner Bitte gleich wiederholt werden, weil er nicht säumte, sie sofort nach der ersten Bewillkommnung vorzubringen.

Die Sache war nämlich folgende: Vorigen Sommer war an der Küste von Medsched-ssär ein persisches Kaufmannsschiff mit einer grofsen Ladung von Eisen- und Kupferplatten gestrandet: diefs an sich schon alt und etwas schadhaft konnte sich nahe am Ufer gegen den heftigen Sturm, der es hin und her schleuderte, nicht halten, die Arbeiter meinten daher, dem Sturm weniger preisgegeben zu seyn, wenn sie von dieser geringen Tiefe weiter ins Meer hineingingen; sie kappten das Ankertau, weil sie nicht Zeit hatten, das Anker in die Höhe zu ziehen. Kaum war das Schiff frei, so wurde es völlig ein Spiel des Sturms, er warf es ans Ufer, zertrümmerte es in zwei Hälften, deren gröfsere untersank und mit der besten Ladung in den Meeressand begraben wurde, während die andere ans Ufer geworfen ward.

Da das Ufer hier kaum einen Faden tief war, so hätten sie gleich dafür sorgen müssen, dafs die Ladung gerettet würde; ihre gränzenlose Trägheit gab ihnen dazu nicht Kraft genug, und ihre nicht geringere Wasserscheu konnte sie nicht bewegen, einige Tage fortdauernd im Wasser zu arbeiten; die Ladung versank mithin immer tiefer und wurde immer mehr vom Sande bedeckt, den die Wellen zuführten. So war sie denn gegenwärtig ganz verschüttet und jetzt keine Möglichkeit, den mehrere Fufs

über derselben liegenden Sand fortzuschaffen, da er immer aufs Neue von den Wellen zugeführt werden würde.

Der einzige Grund also, weſshalb sich der Chan früher gegen seine Gäste sehr artig betragen hatte, war, weil er hoffte, man würde ihm die Ladung herausziehen; als er aber hörte, daſs unsere Matrosen unmöglich im Stande wären, eine Arbeit der Art allein in den wenigen Tagen unseres hiesigen Aufenthalts zu verrichten, so wollte er auch nichts mehr von uns wissen und behandelte uns ziemlich kalt.

Der Capitän hatte ihm nämlich geradezu seine Hülfe abgeschlagen, was nicht recht war, da wir mit Persern zu thun hatten; er meinte, ich würde gleich nach meiner Zurückkunft nach Medsched-ssär weiter segeln, und wollte darin, wie es schien, mir keine neue Veranlassung zu Unannehmlichkeiten geben; allein da ich ihm sagte, daſs ich vielleicht noch ins Gebirge hineinreiten würde, wenn mir der Chan eine sichere Begleitung dorthin gäbe, und daſs ich diese nur zu erwarten hätte, wenn man ihm einige Hoffnung machte, mit vereinten Kräften die untergesunkenen Kupferplatten aus dem Meeressande hervorzuziehen, so erbot sich der Capitän, wenn auch nur zum ersten Versuch, dem Chan zu helfen, wenn er seine Leute zugleich hinschicken wolle. Dadurch wurde die Miene des Chans gleich anders, er wandte sich freundlich zu uns, und fing auch schon von andern Dingen zu sprechen an, wiewohl sein Hauptgegenstand immer die untergesunkene Ladung blieb. Er führte uns darauf in den Garten, den aber als neue Anlage nur eine sehr hohe Mauer auszeichnete, denn Citronatbäume sieht man nur einzeln in ihm; dann begleitete er uns durch einen sehr schlechten Pferdestall zu einer Versammlung von wenigstens 60 alten Hähnen, die als untaugliche Diener des Hühnerstaats zusammen eingesperrt waren, um der Küche zu dienen, und zuletzt kamen wir bei seinem Harem vorbei, in dem seine beiden Frauen wohnen, die wir natürlich nicht sehen konn-

ten. Das steinerne Gebäude ist an sich sehr weitläuftig; es wurde erst in diesem Jahre errichtet, und man baut noch fortwährend daran. Die eine Hälfte gehört dem Chan zu seinem Gebrauche; er hat darin seine Wohnzimmer, worin er seine Geschäfte besorgt und Besuche annimmt; man gelangt durch einen weitläuftigen Hofraum, der an den Seiten mit Ziegelsteinen ausgelegte Trottoirs und in der Mitte eine kleine Plantage von Pomeranzenbäumen enthält, zu diesem Theile des Gebäudes, das nach dem Hofe hin als offene Halle mit einigen Säulen geschmückt ist, nach der Hinterseite oder dem Garten hin völlig geschlossene Gastzimmer enthält, dessen grofse Thüren jedoch weit aufgemacht und es selbst in ein luftiges Wohnzimmer umgewandelt werden kann. Die Zimmer seiner Frauen waren geräumiger und von Aufsen mit weit mehr buntem Schnitzwerke verziert, mithin im Innern gewifs schöner meublirt. Vor ihnen war ein hübsches Gärtchen auf dem Hofraum, wohin die Fenster hinausgingen.

Er gab uns darauf einen Führer mit, der uns auf den Kaufhof und in den Schachschen Palast führen sollte. Der Kaufhof (Basar) besteht aus einer Menge Karavanserais, worin die Kaufleute ihre Waaren niederlegen oder sie auch zum Verkaufe ausstellen; er ist einige Werst lang, und diese ganze weite Strecke geht man immer fort durch Ladenreihen, zu denen eigene Strafsen führen. Aufser den gewöhnlichen Efswaaren aller Art, zu denen vorzüglich frische und getrocknete Früchte gehören, sieht man eine Menge Eisen-, Thon-, Glas-, Porcellan-Waaren; viele Tuch-, Seiden- und Baumwollen-Waaren — man sieht eine Menge Schneider, Schuhmacher, Mützenmacher, Schmiede u. a. Handwerker in rastloser Thätigkeit ihre Waaren verfertigen und sie feil bieten. Man verkaufte auch Eis von dem etwa zwei Tagreisen entfernten Demovan, einem ewigen Eisgletscher.

Im Ganzen ist der Kaufhof sehr grofs, aber die

Strafse durch die Budenreihe zu eng; denn unaufhörlich wälzt sich eine grofse Menge theils müfsiger, theils kauflustiger Leute vorwärts, oder es zeigen sich Leute zu Pferde oder mit einem Pferde bespannte Arben, die vorüberfahren, und die uns mehr als Einmal Stöfse gaben. Im Ganzen ist der Kaufhof sehr unordentlich gebaut und ungemein schmutzig. Der mittlere Gang der Ladenreihen ist gedeckt, so dafs man vor dem Regen so ziemlich gesichert ist.

Von hier gingen wir etwa 1½ Werst aufserhalb der Stadt nach dem Palaste des Schachs, in dem er zuweilen bei seiner Reise nach Balfrusch wohnt; wir mufsten erst bei einem breiten Teich vorbei, der oben mit dem Bobul eine Verbindung hat; über ihn führte eine sehr lange, hölzerne Brücke, die ziemlich baufällig war, so dafs man nur mit der gröfsten Gefahr über sie gehen konnte; die Pfeiler waren zwar Mauerwerk, aber schon halb verwittert; die Bretter der Brücke sehr schmal und dünn, dabei lagen sie lose neben einander, denn die wenigen Nägel, die sie ehemals befestigten, waren ausgefallen und keine neue Reparatur unternommen worden; man mufste mit der gröfsten Behutsamkeit hinübergehen, um nicht einzubrechen. Nymphaea alba und einige Arten Lemna bedeckten den ganzen Teich.

Der Platz dagegen, auf dem der Schachsche Palast steht, ist sehr reinlich, mit herrlichen, sehr hohen Cypressenbäumen besetzt und mit kleinen Bassins geziert: daher liegt auch der Palast sehr schön, da man von ihm eine weite Aussicht auf die Stadt hat; er ist von Ziegelsteinen aufgeführt und von Aufsen mit Kalk beworfen, nur so lose, dafs er an vielen Stellen wieder einfällt; vorzüglich stürzen die Decken der Zimmer ein. Das Gebäude ist ein Achteck, dessen abwechselnde vier lange Seiten die Säle oder Zimmer des Schachs enthalten; während die kleinern Seiten die engen, schmalen Gemächer der Frauen desselben einnehmen, die oft so klein sind, dafs man sich

kaum in ihnen frei bewegen kann. In der Mitte des Gebäudes ist ein grofser länglicher Hofraum, der zum Garten für die Frauen des Schachs bestimmt ist; jede pflanzt darin ihre Blumen, vorzüglich Rosensträuche, und pflegt sie. Die vier Säle des Schachs, wie auch die kleinern Frauengemächer gehen auf diesen Hofraum oder Rosengarten hinaus und sind nach dieser Seite hin mit Vorhängen versehen; die grofsen Säle haben sehr grofse Vorhänge vor den Fenstern, die mit kleinen, buntgemalten Fensterscheiben versehen sind. In allen Zimmern sah ich keine andern Meubles als einige schilfene Teppiche. Marmor war nirgends.

Hinter dem Palast steht in einiger Entfernung ein schönes Badehaus, mit einem kuppenförmigen Dache, von Ziegelsteinen aufgeführt; einen Ofen bemerkt man nicht in ihm; die Wärme steigt durch unterirdische Oefen vom Fufsboden auf; das gewärmte Wasser fliefst in steinerne Behälter an den Wänden; in andern Behältern wird kaltes Wasser aufbewahrt; man begiefst sich damit nach Belieben. Das Licht fällt von Oben hinein; an den Seiten einiger Zimmer sind steinerne Ruhebänke angebracht. Nicht weit von diesem Badehause befindet sich das Badehaus der Frauen, ganz auf dieselbe Art eingerichtet. Im Ganzen sind also diese Badehäuser, deren in der Stadt über hundert seyn können, so wie der Palast sehr einfach und ohne alle Pracht, nur die Bauart aus Ziegelsteinen unterscheidet letztern von den gewöhnlichen Häusern der Stadt, die meist aus Holz erbaut sind und eine kleine, unansehnliche Gestalt haben.

Die Häuser der Stadt sind überhaupt ohne alle Ordnung und Ebenmafs gebaut, die Strafsen so krumm wie möglich, und oft gar nicht Strafsen zu nennen; denn Jeder geht da zwischen den Häusern durch, wo er einen Weg zu finden glaubt; sie sind überdiefs ungepflastert und schmutzig, so dafs man in Balfrusch durchaus kein Mittel zur Gesundheit und Reinlichkeit der Orte anwendet.

Man sagte mir, es seyen an 6000 Häuser und an 70,000 Einwohner in Balfrusch; dazu rechnet man aber alle diejenigen mit, die bis an die Küste von Medsched-ssär wohnen. Rings um die Stadt ist Wald; nirgends sieht man einen Wall oder eine Mauer um sie, nirgends Thore: daher erstreckt sie sich auch so weit nach der Küste hin. *)

Aufser Persern und wenigen Armeniern wohnen auch viele Judenfamilien in Balfrusch; sie nennen sich Israeliten und scheinen ihre eigenthümliche Sprache zu haben, obgleich sie meist persisch sprechen; sie kleiden sich ganz jüdisch, etwa wie die Juden in Polen, obgleich auch mit der persischen Tracht in der ihrigen einige Aehnlichkeit bemerkt wird. Unser Führer brachte uns zu einem Juden, der sehr guten, nur sehr theuren Wein haben sollte; denn die Perser verkaufen ihn nicht, da sie ihn nicht trinken dürfen. Wir trafen beim Juden, was sich erwarten liefs, sehr grofsen Schmutz in den Zimmern an, und im Hofe standen 6 bis 8 ungeheure irdene Kufschins, deren jeder gewifs ein halbes Fafs Wein in sich enthalten mochte; sie waren nur oberflächlich mit einem Deckel bedeckt; in ihnen soll der Wein in Gährung kommen und sich lange gut erhalten. Doch war der beste Wein, den der Jude zu einem hohen Preise rechnete, ganz sauer, so dafs es unmöglich war ihn zu trinken; ein anderer glich eher einem Spiritus. Die Trauben von Bal-

*) Balfrusch ist nur Handelstadt, es wohnen nur Kaufleute darin, selbst der Chan ist ein Kaufmann. Fraser zählt in Balfrusch gegen 20 bis 30 Collegien und eine grofse Menge Mullahs oder Gelehrte, wie er sie nennt; jene Collegien beschränken sich aber alle auf niedere Schulen für Knaben, wo Lesen und Schreiben die Hauptgegenstände des Unterrichts bilden, und diese Gelehrten sind ihre Lehrer, deren Gelehrsamkeit mithin hauptsächlich in der schönen Hand, die sie schreiben, besteht; ich fragte mehrere Mullahs nach arabischen Werken, deren Titel ich ihnen vorzeigte, doch fand ich nirgends die geringste Spur von solchen Werken auf.

frusch sind dagegen sehr schön; nur versteht man nicht, aus ihnen einen guten Wein zu pressen.

Als wir Abends von unserm Ritte und Spaziergange müde und matt zum Chan zurückkehrten, fanden wir ihn etwas freundlicher gestimmt; er hatte über eine hölzerne Bank einen Teppich breiten lassen und wartete uns mit Thee auf. Als Zeichen seiner Freundschaft für mich schenkte er mir eine Patavia von seltener Gröfse und einige Pomeranzen. Er schlug uns darauf einen Spaziergang vor, und sprach unaufhörlich von seinem versunkenen Schiffe, das, wie es schien, seine eignen Waaren an Bord gehabt hatte. Wir mufsten ihm versprechen, die Matrosen morgen ans Ufer zu schicken, um über die Möglichkeit zu entscheiden, ob die Kupferplatten noch aus dem Meeressande hervorzuziehen wären oder nicht; er selbst versprach hinzukommen, um die Arbeit mit anzusehen.

Zum Abendessen erhielten wir ein Paar gebratene Hühner, — es waren gewifs nicht die jüngsten unter den oben erwähnten Hähnen, — Pilaw mit Korinthen und Hammelfleisch, und vielem Safran bereitet; und ein angenehm schmeckendes Sorbet, eine Art Limonade, die wir mit sehr dünnen, leichten, obgleich sehr grofsen Löffeln schlürften; diese persischen Löffel sind sehr tief, und der Stiel ist mit mannichfachem Buntwerke geziert. Nebenbei befanden sich auf einem Teller einige Radieschen, auf einem andern Knoblauch und Sauerschmand, mit etwas Pikantem versetzt.

Als man uns das Essen auf einem Theebrette aufgetragen hatte, wollte der Diener sofort die beiden Hühner mit seinen nicht besonders reinlichen Fingern zerstückeln; doch liefs ich diese persische Galanterie nicht zu, sondern suchte selbst, so gut es anging, ohne Messer sie zu zerkleinern.

Der Chan afs mit uns zu gleicher Zeit, jedoch auf dem Fufsboden, wo ein schilfener Teppich ausgebreitet war; seine Tischgenossen waren unser persischer Dol-

metscher Agassi Mahmed Beg und Hadshi Ibrahim Hüssein, die mit uns nach dem Schachschen Palast gegangen waren.

In der Regel essen die Perser nur zweimal am Tage, Morgens, etwa um 9 Uhr, und Abends um 8 Uhr; die Abendmahlzeit ist ihre Hauptmahlzeit; wer aufser der Zeit zu ihnen kommt, bekommt nichts zu essen und nichts zu trinken, wenn er selbst nicht etwa darnach fragt, was ihm als einem Fremden überall frei steht. Man bringt ihm nicht einmal den Kallian, ohne dafs er darum bittet; Thee trinken nur wenige reichere Perser, wie der Chan; Kaffee dagegen wohl keiner.

Sie leben im Genufs der Lebensmittel sehr mäfsig; nur schwelgen sie dafür desto mehr in der Liebe aus; ihre Frauen besuchen sie, so oft sie nur können.

Die Nacht blieben wir beim Chan. Er hatte uns eine grofse Bettstelle, worauf vier Daunenkissen und vier seidene Decken lagen, zurecht machen lassen. Ich zog aber vor, meine nächtliche Ruhe auf einem Teppich am Boden zu halten, wohin ich die Kissen und Decke, die mir bestimmt waren, bringen liefs. Man wollte eine Nachtlampe anzünden, wie diefs bei Persern Sitte ist; doch verbat ich es mir, um desto schneller in einen Schlaf zu verfallen, der mich auch für die vielen Strapazen des ungewohnten Rittes sehr erquickte.

Am andern Morgen sagte uns der Chan, dafs wir zum Hadshi Ibrahim zum Frühstück gehen müfsten, da er uns, als seine Freunde, zu bewirthen wünsche; wir dürften es ihm, sagte er, nicht abschlagen, denn es sey hiesige Sitte, dafs ein Freund den andern bewirthe. Daher hatten wir vor der Hand beim Chan nichts mehr zu erwarten.

Mir hatte er gestern einige Führer als sicheres Geleit ins Gebirge, nach dem Demovan, versprochen, von wo ich nach Aschraff und Ssari reisen wollte; allein heute war davon keine Rede mehr. Dagegen ging wieder das

Gespräch von den Kupferplatten an, und ich sah wohl, dafs ich keine Unterstützung der Art erhalten würde, bevor diese nicht herausgezogen wären. Der Chan rieth mir gestern, nicht gerade ins Gebirge zu reiten, wie mein Plan war, weil es da zu kothig wäre; sondern erst Ssari und Aschraff zu besuchen, wo das Gebirge ganz nahe sey. Er sagte mir, da ich als Freund zu ihm gekommen wäre, so müsse er mir auch als Freund rathen; er versprach mir auch, und das verstehen alle Perser, die Pferde und seine Führer nach Medschedssär nachzuschicken —! Alles nur persische Floskeln! denn ich mufste wieder durch Balfrusch reiten, um nach Ssari zu kommen. Ich sah sehr leicht, dafs er erst unsern Beistand abwarten wollte, und dann zu seiner Hülfeleistung für meine Untersuchungen, die ihm überhaupt sehr verdächtig vorkamen, schreiten wollte.

Der Schach Feth Ali war zwar selbst von dem russischen Gesandten am persischen Hofe im Namen des hochseligen Kaisers Alexander ersucht worden, mir in meinen naturhistorischen Untersuchungen Hülfe zu Theil werden zu lassen, wenn ich die persischen Küsten des caspischen Meers betreten würde. Der Schach hatte auch mit der gröfsten Bereitwilligkeit versprochen, überall an den Küsten Befehl zu geben, dafs man mich mit der gehörigen Begleitung unterstützen und Hülfe, wo ich sie verlangen würde, leisten solle. Ein solcher Befehl des Schachs war aber hier nirgends bekannt; daher wufste man auch weder etwas von mir, noch meiner Expedition. Wahrscheinlich hatte der Schach weder den Befehl gegeben, noch geben wollen; da er nicht besonders liebt, dafs Russen sein Land durchreisen. *)

*) Im folgenden Jahre traf ich denselben russischen Chargé d'Affaires in Tiflis, der meiner wegen den Schach gesprochen hatte; er sagte mir, der Befehl sey wirklich vom Schach an jene Chane ergangen, doch achteten sie in der

Kurz, ich mufste von unserm Chan Abschied nehmen, da ich wohl sah, dafs ich mit ihm nicht weiter kommen würde. Vor dem Zurückritt nach Medsched-ssär besuchte ich noch den Hadshi Ibrahim, der sein Möglichstes that, uns mit einem sehr schlechten Thee aus einer ganz alten, zerbrochenen Theemaschine, die überall leckte, und einem Frühstück aux doigts zu bewirthen, an Früchten, meist waren es sehr grofse süfse Citronen, fehlte es nicht. So kamen wir denn gegen Mittag auf die Corvette zurück.

Nachmittags besuchte die Corvette der Geheimsecretär (Myrsa-Sadek) des Schah-Sadek von Ssari Mohammed Küli Myrsa. (Diefs bezeichnet einen Sohn des Schachs, der als Kriegsgouverneur in Ssari wohnt, und ohne dessen Erlaubnifs der Chan von Balfrusch nichts zu thun vermag.) Der Chan hatte sofort auch einen Expressen an ihn abgeschickt, als die Corvette die Anker fallen liefs, um zu fragen, ob man uns ans Ufer und in die Stadt lassen könne. Der Schach-Sadek gab, wie es scheint, nur seine Einwilligung, indem er die Hoffnung hatte, mit den Matrosen des Schiffs die Kupferplatten herauszuziehen. Jener Geheimsecretär oder Procuror der Provinz war von ihm abgeschickt, uns zu unserer Ankunft Glück zu wünschen und uns jene Bitte vorzutragen. Zu gleicher Zeit bat er den Schiffsarzt, *) mit ihm nach Ssari zu reiten,

Regel nicht auf solche Befehle und hätten auch ihn nicht vollzogen.

*) Die Perser sind fast alle hypochondrisch; daher hatte der Arzt auch so viele Krankenconsultationen bei seinem Besuche in Balfrusch. Unser Hadshi Ibrahim befragte ihn auch wegen seiner Frau, doch durfte er sie nicht sehen; er liefs sie in den Garten kommen, und da mufste sich der Arzt an die Thüre von der andern Seite stellen, um ihren Puls zu untersuchen; sie streckte dabei ihre Hand zur Gartenthür heraus, war aber sonst schon gegen 40 Jahre alt. In Balfrusch sahen wir auffallend viele graue

um eine seiner Frauen zu behandeln, die von so vielen persischen Aerzten ohne Erfolg behandelt worden wäre. Da ich nicht auf dem Schiffe war, so trieb ihn die Neugierde, eine Dame aus Europa zu sehen; er liefs daher meine Frau um Erlaubnifs bitten, sie besuchen zu dürfen. Er unterhielt sich sehr lange mit ihr, da sie ihm gefiel; nur entstellte sie ihr blondes Haar, wie er meinte; wie viel schöner wäre sie, wenn sie es roth färben wollte, wie diefs alle schönen Perserinnen thäten. Als Zeichen seines besondern Beifalls wollte er ihr einen silbernen Ring mit einem Türkis schenken; meine Frau sagte, es wäre bei ihnen nicht Sitte, dafs eine Frau von einem fremden Manne einen Ring entgegennehme und lehnte ihn durchaus von sich ab. Dadurch ward er sehr beleidigt und meinte, sie würde ihn durch das Verweigern seines Geschenkes weit mehr kränken, als wenn sie ihm — eine Ohrfeige gebe. So mufste denn meine Frau jenen Ring entgegennehmen, um ihn nicht zu sehr zu kränken; jetzt suchte sie lange nach einem Gegengeschenk, denn so erfordert es die Artigkeit in Persien, dafs ein Geschenk das andere bedingt. Endlich stiefs ihr eines meiner Rasiermesser auf, und diefs erhielt der feiste Geheimsecretär zum Gegengeschenk. Darüber war er noch mehr erstaunt und äufserte sich etwa so: „Es ist ein Weib, aber was für einen Verstand hat sie!“ Der grofse Verstand lag nämlich darin, dafs sie ein Geschenk durch das andere zu erwiedern wufste, ohne den Koran gelesen zu haben. (Diefs wird nämlich im Koran zum Gesetz gemacht, und zwar noch mit der Bedingung, dafs das Gegengeschenk gröfser seyn müsse als das Geschenk.)

Endlich kehrte der Geheimsecretär des Schah-Sadek ans Ufer zurück, wo er mich fand, und mich gleich von den Kupferplatten unterhielt; ich sollte durchaus

---

und schwarze Staarkranke, vielleicht eine Folge der grofsen Hitze und des blendenden Sonnenlichts.

mitreiten, um selbst über die Möglichkeit des Herausziehens derselben zu urtheilen, dann sollte ich auch Pferde und Begleitung nach dem Gebirge bekommen. Anders dürfte er mich gar nicht nach Ssari mitnehmen; denn was, meinte er, würde ich wohl dem Schah-Sadek antworten, wenn er mich fragen würde, warum die Kupferplatten nicht herausgezogen wären? Ich würde darauf antworten, sagte ich, dafs es unmöglich wäre für eine so geringe Anzahl Menschen, wie unsere Matrosen. Diese Antwort schien ihm doch gar zu kühn zu seyn, und er fürchtete sehr die üble Aufnahme derselben.

Der Schah-Sadek hat etwa zwanzig Jahre und wird sehr von den Persern gefürchtet; er soll sehr streng seyn; der Chan von Balfrusch darf ohne seine Einwilligung nirgends ausreiten; um auf die Corvette kommen zu dürfen, mufste er erst ihn um Erlaubnifs bitten. In Balfrusch dagegen gilt der Chan wieder Alles; er ist gleichsam Gouverneur der Stadt und gibt dem Schach jährlich eine gewisse Summe für die Verwaltung seiner Provinz; dafür kann er aber die Einwohner so viel pressen, als er will; er legt ihnen verschiedene Steuern auf, die namentlich die Kaufleute, Handwerker und andere Arbeiter tragen müssen; vom Kaufhof erhält er die allergröfsten Einkünfte. Gefällt der Chan dem Schach nicht mehr, so schickt er einen andern hin, und läfst diesen seines ganzen Vermögens berauben. Chan kann überhaupt Jeder werden, der nur Geld hat und für diese Ehre zahlen kann; wer am meisten zahlt, erhält die beste Provinz. Es gibt aber aufserdem viele Titularchane, die sich jedoch diese Titel eben so erkaufen müssen; es leben ihrer sehr viele am Hofe und gelangen von da zu allerlei Stellen der Provinzen. Auch Armenier werden zu Chans gemacht, wenn sie die gehörigen Geldverdienste besitzen; denn sonst gehört dazu kein anderer Adel.

Masenderan gehört zu einer der fruchtbarsten Provinzen Persiens, die so oft in persischen Gedichten be-

sungen worden ist; so singt Ferdusi: Was ist Masenderan? Ist's nicht ein Land der Rosen? Nicht zu heiſs und nicht zu kalt, ein ewiger Frühling!

Das Land ist sehr fruchtbar und angenehm; daher verlegte auch Abbas der Groſse seine Residenz nach Ferabat wegen der schönen Lage des Orts, und Feth Ali besuchte früher oft seinen Palast bei Balfrusch. Die Perser nennen überhaupt Masenderan den Garten des Königreichs; es bildet einen Theil des alten Hyrcaniens, und hier wohnten die Marden.

Auch die Schönheit der Mädchen wird in Masenderan gepriesen; keine Provinz Persiens soll so viele auffallende Schönheiten besitzen als sie. Nur hat man die Beobachtung gemacht, daſs die Frauen gleich nach der ersten oder zweiten Niederkunft ihre Schönheit verlieren, eine alte, runzliche Haut bekommen und sich selbst nicht mehr ähnlich sehen. Die heiſse, drückende Hitze soll der weiblichen Schönheit sehr schaden; durch die eigene Luft verwelkt ihre zarte Haut, und Runzeln zeigen sich überall, wo die frühere Fülle schwindet.

Wenn die Provinz gehörig bebaut würde, so könnte sie sehr groſse Einkünfte liefern; Masenderan würde alle edlen Früchte hervorzubringen im Stande seyn; nur müſste man sie gehörig cultiviren; von der Cultur wissen die Perser durchaus nichts. Nächstdem müſste ein vorzüglicher Gegenstand der Cultur Seidenzucht, Baumwollen-, Reiſs- und Weinbau seyn — Gegenstände, auf die hier zu wenig die Aufmerksamkeit gerichtet wird. Das Zuckerrohr müſste endlich hier einen ausgebreiteten Handelszweig bilden. Es kommt hier sehr gut fort; doch sucht man das Land gar nicht aufzuackern und zur gröſsern Fruchtbarkeit zu erheben; bis jetzt bereitet man nur einen sehr schlechten, widerlich süſs schmeckenden, ganz braunen Lumpenzucker in Masenderan, bei gehöriger Cultur des Zuckerrohrs und einer besonderen Raffination desselben, die man etwa in Astrachan im Groſsen anlegen könn-

könnte, müfste die Provinz sehr reiche Einkünfte tragen, davon abgesehen, dafs man dort Indigocultur einführen könnte, die hier eben so gut gedeihen müfste als das Zuckerrohr, oder Cassia und Galbanum, die hier vortrefflich fortkommen. Doch dann müfste das Land unter russischem Schutze stehen und europäische Ansiedler erhalten.

Zu den vorzüglichen Pflanzen, die damals blühten, gehören: *Cyperus* fuscus, *L.*, Monti, *L.*, flavescens, *L.*, *Carex* nemorosa, *Lumn.*, *Sorghum* saccharatum, *Pers.*, *Saccharum* cylindricum, *Lam.*, und viele *Panica*, so *Panicum* sanguinale *L.* (var. *P.* ciliare, *Retz*), glabrum, *Gaud.* (var. racemis gracilioribus, gluma inferiore nulla), crus galli, *L.* (muticum et submuticum), glaucum, *L.*, miliaceum, *L.* (verwildert); ferner *Tamarix* hispida, *W.*, *Sambucus* Ebulus, *L.*, *Pimpinella* peregrina, *L.*, *Smilax* excelsa, *L.*, *Planera* Richardi, *Mich.*, *Erigeron* graveolens, *L.*, *Inula* dysenterica, *L.*, *Centaurea* Calcitrapa, *L.*, *Amaranthus* pallidus, *MB.*, *Acinos* graveolens, *DC.*, *Siegesbeckia* iberica, *W.*, *Hibiscus* cannabinus, *L.*, u. a.

Die Hauptstädte sind Balfrusch, Saari, Amul, Korumabad, aber das ganze Land ist von Dörfern überfüllt.

Masenderan liefert vorzüglich Baumwolle, dann Seide; Kerman dagegen Wolle.

Von der Rhede vor Medschedisär sieht man einen hohen Gebirgszug, der sich von Westen nach Osten hinzieht und eine Kette der südlichen kaukasischen Gebirge zu seyn scheint, als deren Hauptgipfel der Ararat genannt werden mufs. Die höchste Kuppe bildet in Masenderan der Demvan (oder Demavend, wie ihn Olivier nennt), dessen Gipfel aus ewigem Schnee besteht. Olivier *) erzählt, dafs aus ihm mitunter Rauch hervorsteige; er fand von Teheran bis zum Berge Lavastücke, und auf dem

*) *Olivier*, voyage en Perse, III. p. 126. — v. Buch, in der Hertha III. 3. (Geographie der Vulcane.)

dritten Theile seiner Höhe sah er einen ungeheuern Felsen von Basalt in ziemlich regelmäſsigen fünfseitigen Säulen; dann folgten granitische Gesteine; den Gipfel erreichte er nicht. Es ist aus Allem sehr wahrscheinlich, daſs diese Schneekuppe eben so ein Porphyrfels ist, wie der Kasbek, Elbrus und Ararat, und daſs sie alle gleichzeitiger und ähnlicher Entstehung sind.

Ich selbst kam nicht auf die nahgelegenen Berge, trotz meiner eifrigen Bemühungen; in Balfrusch sah ich aber häufig einen Kalkstein, den man zum Bauen der Häuser anwendet; sein Gefüge ist fest und dicht, sein Bruch splittrig und seine Farbe grau; er bildet dort wahrscheinlich ein Flötzgebirge am Fuſse des Porphyrfelsens Demovan, so daſs er dadurch dem um Krasnowodsk beobachteten Kalkstein nahe käme. Man bricht den Kalkstein einige Tagreisen von Balfrusch nach dem Gebirge hin. Aber auch ein Marmorkalk scheint dort gebrochen zu werden; denn Gmelin *) sah in Aschraff die Wände, so wie die Fuſsböden daraus bestehen, mithin muſsten sie in der Nähe irgendwo gebrochen werden. Jetzt sollen keine Spuren mehr von dergleichen schönen Gebäuden in Aschraff gefunden werden.

Fraser **) fand um Ssari und Aschraff ebenfalls Kalkstein, Sandstein und eine Kalkbreccia oder ein Kalksteinconglomerat, gerade wie ich ähnliche Massen an der Ostküste bei Krasnowodsk, beobachtete; auch er kam nicht höher ins Gebirge hinein.

So wie im Kaukasus im Allgemeinen die niedrigen Kuppen jüngerer Bildung vom Kalkstein, die höhern älte-

*) Gmelin Reise, III. p. 465. Dieser Marmor erinnert an einen ähnlichen Marmorkalk der Insel Tschelekän, auf der sich aber nur lose Blöcke von ihm finden.

**) *James B. Fraser*, Travels and adventures in the persian provinces on the southern banks of the caspian sea, with an appendix containing short notices on the geology and commerce of Persia. London, 1826, p. 356.

rer Bildung dagegen von Porphyrmassen, oft zu erstaunenswürdigen hohen Felsenkuppen aufgethürmt, gebildet werden, so wiederholt sich dasselbe auch hier. Frasers Beobachtungen bestätigen diefs auch für den andern Theil Persiens. Er fand so den persischen Golf zunächst von Kalkgebirgen in den Niedrigungen umgeben; dann folgten auf sie Conglomerate von Kieselsteinen, durch ein kalkiges Bindemittel verbunden, wie etwa die ähnliche Kalkbreccia bei Ssari. Dort wurden die Breccien nächstdem von Quarz, grünem Serpentin und Kalkstein gebildet. Um Ispahan zeigten sich wieder Kalkberge.

Kaum kam er jenseits Ispahan auf den Weg nach Teheran, so verliefsen ihn die Kalkberge, und eine hohe Kette von Urgebirgen zeigte sich. Späterhin aber fing wieder Kalkstein an und wurde von einem Trappgestein durchsetzt.

Nach Cohrut hin nahm der Kalkstein die höchsten Kuppen ein, die niederen dagegen ein sonderbarer Conglomeratkalkstein mit Nummulitenversteinerungen oder andern achatähnlichen Geschieben. Niedriger als er lag eine Thonschicht und Porphyr in einem sehr verwitterten Zustande. Ueberhaupt traf man öfters auf Thonporphyr- und Granitblöcke; doch wurde ihr gegenseitiges Verhalten nicht bestimmt. Je höher er nun kam, desto mehr fand er den Granit anstehen, ferner grobkörniger Quarz mit Chlorit, Glimmerlager und Trapp-Porphyr, in welchem bald Quarz, bald Glimmer vorherrschte. Um das Dorf Cohrut selbst fand er einen Feldspathporphyr von Eisen gefärbt anstehen. Nachher stand dieser und der Granit zugleich an; der Feldspathporphyr ging bald in Thonlager, bald in einen Quarzfels über. Massen von Trapp-Porphyr traf man zwischen dem Granit.

Um Teheran finden sich am Fufse der Gebirge Abänderungen von Porphyr, häufig mit Chlorit gefärbt und von dichtem Feldspath mit Grünerde; auch Granit und einen ältern Kalkstein sieht man da.

Drei Tagreisen weiter besteht ein 4 bis 5 englische Meilen langer Gebirgspafs aus Kalkstein und Gyps; und 120 engl. Meilen von Teheran entfernt trifft man um die Stadt Semnun verschieden gefärbte Kalksteine an, Grünsteine in grofsen gestaltlosen Massen und nächstdem Sandstein und Conglomeratsandsteine.

Aus einem Conglomeratsandsteine mit Granit, Grünstein, Porphyr, Kalkstein und Sandstein in verschiedenen Abänderungen bestehen die niedern Hügel um Abbasabad.

Bei Subzawar findet sich aufs Neue Sandstein und Grünstein mit einer Art Trappgestein in grofsen Blöcken. Nach 4 engl. Meilen von da ist der Weg längs den Gebirgen von einem Sandstein eingenommen. Ein gelber splittriger Kalkstein bildet den niedern Theil dieses Passes; Serpentin, der zufällig schiefrig ist und in grofser Menge vorkommt, folgt auf ihn und Quarz und Feldspath findet sich in den höhern Theilen des Passes.

Etwa 40 Meilen westwärts von Nishapor sind die berühmten Türkisgruben, die so lange die einzige Quelle dieses Edelsteins waren.

Das Thal nämlich, das zu den Dörfern Madan führt, die von den Bergleuten bewohnt werden, wird mehrere Meilen weit von Bergen aus grauer, rother, gelber, brauner oder weifser Porphyrerde begränzt; Kalksteinlager oder Porphyrconglomerate kommen häufig zwischen diesen Hügeln vor; in diesem letztern finden sich häufige Porphyr- und Sandsteingeschiebe, wie auf dem Wege nach Teheran. Auch Thonporphyr, bald im zerfallenen, bald im dichten Zustande, wird meist unter diesen Conglomeraten gefunden. Die Türkisgruben, 6 an der Zahl, liegen auf einer ziemlichen Höhe über jenen Dörfern in den Porphyrbergen. Die Türkisse hängen bald Porphyr-, bald Jaspisstücken an.

Von Nishapore nach Derrud zeigten sich Quarzfelsen, mit grofsen Chloritlagern wechselnd, und diese beiden Felsmassen bildeten bald den ganzen Gipfel dieser Berge.

Das Gebirge, worüber dieser Gebirgspaſs führt, kann nicht weniger als 3000 Fuſs über der Ebene erhoben seyn, und zwischen 6 und 7000 Fuſs über dem caspischen Meere liegen.

An der Südseite erheben sich Kalkgebirge; auf sie folgen Schieferfelsen; Thon mit Quarz gemischt, nimmt die höhern Gegenden ein und Granit die Nordseite und niedern Theile; eine Anordnung, wie man sie auch zwischen Ispahan und Cashan findet.

Ostwärts kam Fraser nicht weiter als bis Mesched, das etwa 12 bis 14 engl. Meilen von dem Fuſse des eben genannten Passes entfernt ist. Von da ging er nach Astrabat. Als er ziemlich nahe von Shirvan in Chorasan, etwa 140 Meilen WNW von Mesched gekommen war, traf er auf eine schmale Gebirgsreihe von sonderbarer Bildung. Sie bestand aus einem rothen und weiſsen dichten Kalksteine mit Breccia, welche Bruchstücke desselben in einem Kalkcämente enthielt, die zufällig zwischen den Schichten lagen. Bald trat er in eine Berggegend, die aus Sandstein und den so eben beschriebenen Felsmassen bestanden, und stieg darauf auf die Abdachung zum caspischen Meere herab; hier zeigte sich aber nur ein dichter Kalkstein, wie auch von da bis Aschraff, Ssari und Räscht, wo jedoch alle Felsmassen Granit wurden.

Die Bruchstücke und Kieselgeschiebe in dem Fluſsbette und an der Seeseite waren von derselben Art, wie jene, die von den Bergen herabgeworfen waren, gelber und grauer splittriger Kalkstein im Ueberfluſs, auch eine schwarze Abänderung desselben, die sich in allen Ebenen Persiens zeigte. Granitabänderungen, Chlorite und Conglomerate aller jener oben erwähnten Arten fanden sich hier häufig in groſsen Massen.

Die Bergpässe der höher gelegenen Gebirge von Adserbishan nach Ghilan hin sind alle sehr steil, oft 7000 Fuſs über dem Niveau des caspischen Meers. Zuerst stöſst

man auf einen gelben splittrigen Kalkstein, auf den bald ein anderer dichter Kalkstein folgt; ferner auf einen braunen Porphyr, der leicht zerstörbar ist. Und dann folgte ein Kalksteinconglomerat.

Um Ardebil findet sich ein weifser Kalkstein, der aber bald auf dem Wege nach Tauris mit Porphyr wechselt, welcher wahrscheinlich Hornblende enthält. Auf ihn folgte ein dunkles Trappgestein, das die höchsten Kuppen bildete. Bald wurde er hell und durchsichtig. Aber auch weifser dichter Kalkstein findet sich um Tauris sehr häufig. Etwa 40 engl. Meilen südöstlich von hier zeigen sich Conglomerate von Kieselsteinen, mit kalkigen Bindemassen, die auf Granit ruhen. In den Spalten findet man Porphyrstücke.

Eine Bergkette, die sich von Tuschwish, einem Dorfe an dem bei Tauris gelegenen Salzsee Uronia, bis zur Ebene von Morand erstreckt, bestand aus einem lehmichten Sandstein, einem dichten Kalksteine und einem Muschelkalksteine, mit Pectines angefüllt, die auch um den See selbst an vielen Stellen häufig vorkommen sollen. (Vielleicht sind diefs Cardienversteinerungen, und der Kalkstein ein Tertiankalk, wie an der Ost- und Südküste des caspischen Meeres.)

Uebrigens geht aus diesen Bemerkungen über die Gebirgsbildung der Südküste des caspischen Meers, vorzüglich um Aschraff und Ssari, eine auffallende Uebereinstimmung mit dem Bau der Ostküste um Krasnowodsk hervor.

Zwölftes Capitel.

Reise nach Ghilan.

Wir hatten den 16 October Abends die Anker gelichtet, um nach Ghilan zu steuern, obgleich uns der Chan von Balfrusch sagen liefs, dafs er heute Abend bestimmt in Me

dsched-sär eintreffen würde, theils um unsere Corvette zu besuchen, theils um sich selbst von der Unmöglichkeit zu überzeugen, die versunkenen Kupferplatten herauszuziehen. Da wir aber schon gestern auf ihn vergebens gewartet hatten, ich übrigens auch von ihm keine weitere Hülfe hoffen durfte, so liefs ich bei einem frisch sich einstellenden Winde von NO weiter steuern, um nicht die kostbare Zeit mit unnützen persischen Gesprächen hinzubringen und lästige Gäste zu bewirthen.

Wir richteten unsern Lauf nach Enselli, der allergefahrvollsten Rhede des caspischen Meeres, von wo ich nach Räscht reiten wollte, der Hauptniederlage der persischen Waaren für Rufsland, wodurch Enselli als Hafen von Räscht ungemein belebt wird; Kaufmannsschiffe aus Astrachan besuchen es daher jährlich sehr stark.

Wir waren bis zum 21 October immerfort unter Segel, die wir nie einziehen durften, obgleich der Wind ziemlich nachliefs, weil wir meist über eine Tiefe von mehr als 100 Faden fuhren; oft trieb uns der Wind zurück, und wir mufsten ihm nachgeben, da wir nirgends Anker werfen konnten. Ein Glück für uns war es, dafs der Wind nicht ganz conträr wurde; er hätte uns, Gott weifs wohin, treiben können. Es waren ganze Tage, wo wir in der Stunde kaum einen Knoten machten. Bei diesem langsamen Gange half uns jedoch auch die Strömung etwas, die von Osten kam und westwärts dem Ufer entlang geht. Die Tiefe nahm allmählich ab, sie wurde 100, dann 70 bis 50 Faden und immer niedriger, bis wir endlich Enselli weit vor uns am äufsersten Horizonte bemerkten.

Den 20 October warfen wir die Anker bei einer Entfernung von mehr als 6 Werst vom Ufer und einer Tiefe von 15½ Faden: denn näher durften wir uns nicht heranwagen, um nicht von den hier so häufig wüthenden Stürmen zu leiden. Der Ankergrund ist dabei sehr schlecht,

und von vielen Kieselsteinen bedeckt, dabei so lose, dafs kein Anker hält. Ueberdiefs ist die Brandung entsetzlich stark, selbst beim geringsten Winde der Wellenschlag so heftig, dafs er nicht genug feste Schiffe äufserst leicht beschädigt, daher mufs sich jedes Schiff auf dieser ganz offenen, dem Winde mithin von allen Seiten preisgegebenen Rhede sehr in Acht nehmen. Selten kommt eines davon ohne einen seiner Anker einzubüfsen, deren hier im Meeresgrunde so viele liegen, dafs ein Schiff, das seine Anker wirft, diese meist mit fremden, in die seinigen verwickelt, hervorzieht. Entsteht ein Sturm, so mufs das Schiff sofort weiter ins Meer hinein steuern, und bei der gröfsten Eile hat es kaum Zeit die Anker zu lichten, sondern mufs sie meist eiligst kappen, um nicht an die Küste geworfen oder in den Grund gebohrt zu werden.

Kleinere Schiffe, vorzüglich die Astrachanischen Kaufmannsschouten, können dagegen in den Hafen einlaufen, wo sie sehr sicher in einem Meerbusen vor Anker liegen. Auch jetzt lagen dort eine Menge Fahrzeuge der Art vor Anker, andere waren eben mit Waaren aus Astrachan gekommen und hatten sich zwei Werst von der Küste vor Anker gelegt, um sie erst zum Theil auszuladen und dann desto leichter über die seichte Stelle vor der Einfahrt in den Meerbusen hinein steuern zu können. Selbst diese Fahrzeuge lagen bis 8 Faden vor Anker und wagen sich nie mehr als zwei Werst an die Küste: so grofs ist die Furcht der Seefahrer auf dieser Rhede.

Es wurde heute den ganzen Tag nicht heiter, daher fürchtete ich die bald eintretende Dunkelheit und fuhr nicht selbst ans Land, sondern ein tatarischer Unterofficier wurde dorthin gesandt, um zu sehen, wie man ihn empfangen würde. Die Tage sind in dieser Jahreszeit hier sehr kurz, schon um 4 oder spätestens halb 5 Uhr geht die Sonne unter, und bald darauf wird es so dunkel, dafs alsdann die C rvette aus einer kleinen Entfernung nicht

mehr bemerkt wird. Der Unterofficier war auf dem Boote eines Kaufmannsschiffs ans Ufer gefahren; kaum zeigte er sich im Hafen, so wurde er gleich mit dem gröfsten Geschrei vom Volke empfangen; sie schrien ihm zu (denn seine Uniform machte ihn gleich als Soldat kenntlich) zurückzukehren und nicht ans Land zu kommen. Sie verwehrten ihm sogar das Anlanden auf alle nur mögliche Art, so dafs er seinen Fufs durchaus nicht aus dem Boote setzen durfte; er sagte zwar, er sey von der Corvette zum Chan gesandt, um von ihm die Erlaubnifs zum Anlanden für mich zu erbitten; doch half das Alles nichts; man fing zuletzt an, auf ihn mit Erdstücken zu werfen; da hielt er es natürlich für rathsamer, zurückzukehren.

Dessen ungeachtet fuhr ich den 21 October in der Frühe selbst ans Land, um doch wenigstens einen neuen Versuch zu machen; der Anblick des Meerbusens war sehr schön, man sah überall ein schönes Gehölz am Ufer, selbst auf den vielen Inseln des Meerbusens, die meist nur Sandhügel waren, wuchsen hohe Bäume; im Meerbusen lagen aufser vielen Astrachanischen Kaufmannsschiffen eine ganze Menge Baku'scher Boote und persischer zweimastiger Sandalen vor Anker, mit sehr vielen kleinen Kirdshimen. Dadurch gewann der Hafen ein sehr belebtes Ansehen; diefs wurde noch durch das herrliche Hochgebirge gehoben, das sich im Hintergrunde mannichfach gruppirte. Die Häuser dagegen erschienen nur als kleine, unansehnliche Hütten von Schilfrohr, Lehm oder Holz erbaut; die Dächer waren bei allen Häusern von Schilf. Rechts vom Eingange in den Meerbusen befindet sich die gröfste Anzahl Häuser auf einer Landzunge, die ganz aus Flugsand besteht und nur wenige Bäume hat, die aber da, wo die Häuserreihe aufhört, zahlreicher werden und Gärten bilden. Diefs ist die eigentlich Ensellische Seite; gegenüber die Kasjansche Seite, auf einer andern links gelegenen Landzunge.

Unter jenen kleinen Hütten erhebt sich noch ein großes Gebäude von Holz, worin der frühere Chan, den der Schach vor einiger Zeit absetzte, lebt; es hat eine schöne Lage und wird ringsher von Bäumen umgeben.

Als ich nun im Katter landen wollte, schrie man mir vom Ufer zu, wo sich eine Menge Perser versammelt hatten, um es zu verhindern; selbst ein Kaufmannsschiff zu besteigen, wollte man uns nicht erlauben; ich mußte mich also, in unserm Boote bleibend, mit Persern unterreden, die in einem Kirdshim vom Chan an mich abgesandt waren. Er ließ uns zwar, wie es die persische Artigkeit erfordert, zu unserer Ankunft Glück wünschen, aber zugleich bedauern, daß er ohne Wissen und Willen des Schah Sadek von Ghilan, einem sechsjährigen Sohne des Schachs in Räscht, uns das Anlanden nicht gestatten könne. Ich ließ ihm den Zweck meiner Reise sagen, und fügte hinzu, daß der Schach selbst die Erlaubniß sein Land zu besuchen, gegeben habe; — doch wußte er davon nichts und sagte nur, er wolle sofort einen Boten nach Räscht abfertigen, um sich die Verhaltungsregeln zu erbitten. In zwei Tagen würde ich unfehlbar Antwort erhalten.

Ein alter Perser, der ziemlich gut russisch sprach, dabei aber blondes Haar hatte, was man nur selten bei Persern antrifft, und dann gleich auf einen russischen Läufling schließen kann, setzte mir dieß Alles aus einander, und ich konnte wohl mit Recht daraus schließen, daß dieß nichts weiter als ein persischer Kunstgriff war, um uns nur von dem Hafen entfernt zu halten und uns auf der gefahrvollen Rhede das Warten auf eine Antwort zu verargen. Schon seit mehreren Jahren gestatten die Perser, wiewohl der Schach in gutem Vernehmen mit dem russischen Hofe lebt, kein Anlanden an die Küste von Enselli; sie haben schon öfter Militärschiffen das Einlaufen gewehrt, was aber nicht mit russischen Kaufmannsschiffen der Fall ist; diese führen ihnen Waaren aus Astra-

chen zu, und auf ihnen findet sich kein Militär, mithin auch keine Kanons, deren wir dagegen viele an Bord hatten. Noch im vorigen Jahre hatten sie den russischen Consul aus Enselli vertrieben, so daſs er erst mit List das Ufer erreichen konnte, dann aber bald wieder den Hafen verlassen und endlich nach Baku zurücksegeln muſste, da sich der Schach selbst seine Gegenwart in Enselli verbat, obgleich er ihm dafür einen Aufenthalt in Teheran anbot.

Kurz, dieſs Alles bewog mich, nicht länger auf der gefahrvollen Rhede zu harren und endlich doch nur meine Hoffnung getäuscht zu sehen, da ich nicht leicht Begleiter nach dem Gebirge vom Chan zu erwarten hatte.

Ehemals muſs die Tiefe des Meerbusens viel bedeutender gewesen seyn. Zu Peters des Groſsen Zeiten und auch späterhin, als die Engländer ihre Handelsversuche in dem nördlichen Persien machten, konnten groſse Kauffahrteischiffe durch die Durchfahrt in den Meerbusen hineinsteuern und vor Peribasar, einem Dorfe, das unweit der Mündung des Flusses gleichen Namens am Meerbusen zur Beförderung des Waarentransports angelegt wurde, Anker werfen; ja damals segelten die Schiffsboote auf dem Flusse Siaruthar bis vor Räscht; dieser ergieſst sich nämlich in den Fluſs von Peribasar.

Mir verhinderte man den Zutritt zur Ghilanischen Küste; anders wurde dagegen S. G. Gmelin vom Chan empfangen. Hedaët Chan, damaliger Beherrscher von Ghilan, bewillkommnete ihn sehr freundschaftlich und sandte ihm eine Menge schöner Geschenke entgegen, als Confituren, Reiſs, Schafe, Hühner, Enten, Gänse, Früchte aller Art; aber wahrscheinlich nur aus Politik; denn nachher fiel der unglückliche Gmelin meist wohl durch Ränke dieses Chans in die Hände von Feth Ali Chan.

Nach Hedaët Chan war Chara Chan Herrscher von Ghilan, unter der Regierung des Schachs von Persien

Aga - Mahomed Chan. Jetzt ist ein minderjähriger Sohn des Schachs Feth Ali, Jahija Myrsa, Oberhaupt in Räscht, ohne dessen Erlaubnifs der Chan von Enselli nichts zu thun vermag.

Einen Monat später fand Gmelin im December drei Wochen lang 2 bis 3 Fufs hohen Schnee. Die Orangen- und Badrankenbäume erfroren, und während dieser Witterung entstanden beständig Stürme aus Osten; diese lockten unglaubliche Heerden von Flamingo's von der Ostküste her. Zu Anfang des Januars hörte diese Witterung auf, und sogleich stellte sich der Frühling ein.

Aufser Enselli sind andere Hauptmärkte Räscht, Lahajan und Fomen, doch ist ganz Ghilan gleich Masenderan voll Dörfer, welche alle ihre Waaren dorthin bringen. Unter die rohen Producte gehören vorzüglich Seide, Reifs, Orangen u. a. Früchte, Hanf, Schiffs- und Bauholz in grofser Menge, Fische aller Art. Zu den Manufacturwaaren gehören vornehmlich seidene Stoffe mannichfacher Art, baumwollene und wollene Zeuge, ferner Messer und andere Waffen aus Eisen und Stahl.

Rohe Seide wird vorzüglich aus Masenderan und Ghilan in grofser Menge ausgeführt, aus Ghilan allein jährlich an 900,000 englische Pfund, wovon drei Zehntheile nach Astrachan gebracht werden, eine ähnliche Menge nach Bagdad, ⅓ nach Constantinopel, Aleppo und den anderen Städten Asiens, der Rest, ⅕ des Ganzen, geht nach Ispahan, Yesd und Cashan.

Da ich nicht ans Land kam, so konnte ich auch nicht über seine Vegetation urtheilen. Von Fischen brachte man mir nur eine Perca lucioperca. Der *Cyprinus* bulatmai, der nach Gmelin hier sehr häufig seyn soll, wurde nicht gefangen. *Syngnathus* pelagicus soll eben so nicht selten im Meerbusen gefangen werden; eben so auch Petromyzones, deren einen Gmelin im Magen eines Welses fand.

Von Amphibien fand er am häufigsten *Rana* temporaria und ridibunda, nächstdem eine Menge Schlangen und Eidechsen.

Dreizehntes Capitel.

Rückreise nach Baku.

Bei diesem seltsamen Empfange in Enselli blieb mir nichts mehr übrig, als nach Baku zurückzukehren; ich wäre gern erst nach den Ausflüssen des Kur gefahren; allein das Ufer ist hier so flach, dafs man kaum mit einem Katter in ihn hineinkommen kann. Saallian liegt dabei sehr weit vom Ufer. Nächstdem war auch schon die schlechte Jahreszeit da, die für naturhistorische Untersuchungen immer weniger Ausbeute versprach, und ich mufste zum Ueberwintern nach Baku die Segel spannen lassen. Anfangs hatten wir reinen Ostwind, als wir am 22 October früh Morgens um 5 Uhr die Enselli-sche Rhede verliefsen; wir machten etwa 80 Werst, dann änderte er sich und wurde SO, und endlich blies er plötzlich gegen Abend aus W und wurde WSW, so dafs wir bei einer grundlosen Tiefe nicht Anker werfen, sondern seinem Wehen folgen und so ins Meer hineinsteuern mufsten.

Nachmittags änderte sich der Wind plötzlich und wurde NW, und zwar so heftig, dafs wir kaum die Segel umlegen und ins Meer hineinsteuern konnten. Die grundlose Tiefe erlaubte uns immer noch nicht, die Anker zu werfen; der Sturm heulte fürchterlich und trieb uns mit Gewalt südostwärts fort, und wir waren der Meinung, morgen früh vor Astrabat Anker werfen zu können, wenn er die Nacht so durchwüthete.

Hätte uns dieser Sturm auf der Enzellischen Rhede ergriffen (und viel fehlte daran nicht), so würden wir nicht so gut davon gekommen seyn. Diefs war auch ohne Zweifel der gröfste Sturm, dem wir bei unserer Fahrt auf dem Meere preisgegeben waren; doch fing grade jetzt die stürmische Herbst- und Winterzeit an, so dafs es schon darum Zeit war, dem Segeln ein Ende zu machen.

Des Nachts legte sich zu unserm Glücke der Sturm, und ein leichter Ostwind brachte uns wieder auf den vorigen Weg zurück.

Den 23 October hielten wir Anfangs bei einem sanften O und SO unsern Lauf nach der Westküste des Meeres, nach der Insel Saara, wo die russische Flotille vor Anker liegt, um an der persischen Gränze zu kreuzen, da ein reiner Ost in unsere Segel blies, und es unmöglich war, mit ihm nordwärts zum Ausflufs des Kur zu gelangen. Der Wind war zu heftig, wir segelten 7¼ Knoten in einer Stunde, fast zwei deutsche Meilen; die Tiefe war zwar bedeutend, doch nahm sie allmählich ab, weil wir uns immer mehr der Küste näherten. Gegen 5 Uhr sahen wir Land und einige Baku'sche Boote, die vor der Landzunge des Kur vor Anker lagen.

Der Wind trieb uns zu stark westwärts, daher warfen wir Anker, bei einer Tiefe von 7 Faden, um nicht auf eine Untiefe zu gerathen. Jetzt fing wieder eine angenehme, warme Witterung an; am Mittage war die Luft selbst zu heifs, aber Nachmittags legte sich die Hitze und wurde sehr angenehm. Abends empfanden wir dagegen eine unangenehme Kälte.

Den 24 October trat aufs Neue ein günstiger Wind ein, ein SW, bei dem wir die Anker lichten und um die unter dem Wasser befindliche Landzunge herumsteuern konnten. Dort liegen eine Menge Inseln, als Saarachol, Chonmalitchol, Musachol, Karachol; sie trennen den Kisilagatschkischen Meerbusen vom offenen Meere. Die Insel Saara, wo meist der

Hercules, einige Briggs und Transportschiffe überwintern, wenn es ihnen zu spät wird, nach Astrachan zurückzusegeln, liegt vor dem Eingange in diesen Meerbusen; südwestlich von ihr Lankeran auf einer Landspitze der Westküste, an der sich nordwärts nach dem Flusse Kisilagatsch, eine Menge grofser und kleiner Inseln befinden.

Der Meerbusen von Kisilagatsch ist hier sehr flach, und vermindert sich seit einigen Jahren sehr stark; der Kur ergiefst sich in ihn mit drei Armen, der südliche behält den Namen Kur; die beiden andern dagegen heifsen Armänka und Akuscha. Man trifft da selten eine gröfsere Tiefe als 4 bis 5 Fufs, meist 3 Fufs, so dafs unser Barkas nicht einmal überall durchkönnte, die Corvette dagegen bei einer Entfernung von 30 bis 40 Wersten von der Küste Anker werfen mufste.

Wir steuerten daher bei dem nördlichen und östlichen Ausflufs des Kur vorbei, kamen aber nicht viel weiter, weil der Wind sich änderte und aus Norden zu blasen anfing, und mufsten aufs Neue vor der Bank, Pogarelaja plita, und der Insel Oblivnoi Anker werfen, bei einer Tiefe von 8 Faden.

Im Jahre 1776, als Güldenstädt seine Charte des caspischen Meeres herausgab, befanden sich da nur Klippen unter dem Wasser, vor denen sich jedoch die Schiffer sehr in Acht nehmen mufsten; nach und nach traten sie als Inseln über das Niveau des Meeres empor und sehen jetzt durch ihre Gröfse aus der Ferne wie ein Schiff unter Segel aus. Vor 18 Jahren soll noch 8 Fufs Wasser über jener Bank gewesen seyn.

Unter Oblivnoi lagen südwärts noch mehrere andere kleine Inseln, als die Schlangeninsel, die Sandinsel und die Insel Kargalin, alle im Meerbusen von Kargalin.

Vor uns nordwärts lag die Insel Sswinoi, Loss' und Visir, vor dem Pirssagatschen Meerbusen; eben

so viele kleine Inseln liegen im Kisilagatschen Meerbusen, als Tschandyk, Talin, Shaladin, Alibugala, Volag, Gardogala u. s. w. Am nächsten waren uns Oblimoi und Visir; jene ist höher und gröfser und scheint nur einen Kalkfels zu bilden, ohne alle Vegetation. Eben so auch Visir, eine Insel, die seit einigen Jahren sehr zugenommen hat.

Den 25 October erhob sich ein Sturm aus Norden, der unser Schiff so fürchterlich schaukelte, dafs wir uns vor Kopfschmerzen nirgends zu lassen wufsten. Endlich hörte er auf, aber es trat eine Windstille ein, die mehrere Tage anhielt.

Erst den 28 October konnten wir die Anker lichten und bei einem leichten Südwinde weiter nach Baku hinauf steuern. Wir kamen bei der Insel Bulla vorbei, und da der Wind immer heftiger wurde, so konnten wir versichert seyn, morgen früh in Baku einzutreffen.

Allein unsere Seeleute hatten sich, wie oft, in ihren Schiffsrechnungen versehen; sie hatten zwar ihren Lach alle Viertelstunden geworfen und ihre Sanduhren beobachtet, hatten dabei auf den Fehler des Schiffs, auf sein Seitwärtsweichen Rücksicht genommen und waren dennoch in der Dunkelheit der Nacht zu weit nordwärts gerathen.

Sie mufsten daher zu unserm allgemeinen Verdrufs Morgens um 4 Uhr den 29 October noch einmal Anker werfen und erst den Aufgang der Sonne abwarten, um zu sehen, wohin sie Aeolus neckend vertrieben hatte; da fand es sich denn, dafs sie weit nordwärts von den Inseln Nargin und Wulf hinaufgesegelt waren und mithin aufs Neue zurücksteuern mufsten. Dazu war aber der Wind sehr ungünstig, daher quälten sie sich den ganzen Tag durchs Laviren ab, und erst Abends erschienen sie, doch wieder in der Dämmerung, vor den Baku'schen Ohren, von wo sie durch abermaliges Laviren allmählich in die Bucht einlaufen konnten; so war es aber leider wiederum

Nacht

Nacht geworden, als wir die Anker warfen, und ich hatte noch die letzte unangenehme Nacht auf dem Schiffe zu überstehen; war aber dabei überaus vergnügt, eine solche mit so vielen Schwierigkeiten verknüpfte Reise glücklich zurückgelegt zu haben.

Den 30 October früh um 8 Uhr spannten wir die Segel und begrüſsten mit sieben Kanonenschüssen die Festung; gleich darauf wurde in der Festung die Flagge aufgesteckt und der Gruſs unsers Hercules mit eben so vielen Kanonenschüssen beantwortet.

Gegen Mittag fuhr ich mit den Meinigen ans Land, die noch glücklicher als ich über das Ende der Reise waren.

Aber auch unsere Ankunft in Baku war mit einigen Unannehmlichkeiten verbunden; der stellvertretende Commandant, der bei unserer ersten Anwesenheit so viele Artigkeit für mich gezeigt hatte, wollte mir sofort eine gute Wohnung bei einem der angesehensten Bewohner der Stadt geben, da er mir die von mir früher eingenommene, sehr bequeme Wohnung gegenwärtig versagen muſste, weil er sie für seinen bald aus Kuba zu erwartenden Chef aufbewahrte.

Das Haus also, welches der Commandant mir jetzt anzuweisen befohlen hatte, gehörte einem bejahrten reichen Perser, Hadshi Myr Hadi, der anfangs durchaus keiner freundlichen Ueberredung nachgeben wollte, um den Befehl des Commandanten zu erfüllen; doch blieb mir anfangs diese hartnäckige Weigerung des Persers, mir seine Wohnung einzuräumen, völlig unbekannt.

Als man mich endlich nach langem Harren in dieses Haus führte, fand ich die beiden mir angewiesenen Zimmer sehr unbequem und zum Ueberwintern gänzlich untauglich; überall in den Wänden und im Fuſsboden befanden sich Spalten, durch welche der Wind von allen Seiten unaufhörlich blies. Ein noch gröſserer Uebelstand war der Mangel eines Ofens, der hier überhaupt

in den persischen Wohnungen fehlt, wodurch diese im Winter oder in der feuchten Jahreszeit überhaupt, wegen der grofsen durch die Mauern eindringenden Feuchtigkeit, für Europäer unbewohnbar werden.

Es blieb mir jedoch nichts weiter übrig, als jene Perserwohnung einzunehmen, da wieder einige warme Tage einzutreten schienen. Kaum war ich in sie getreten, so empfing mich ein fürchterliches Geheul der beiden Weiber des alten Hadshi Myr Hadi, der ihnen entrissen und endlich eingesperrt worden war, um ihn seines Ungehorsams wegen zu strafen. Diefs schien aber den Persern eine unaustilgbare Schande für einen angeblichen Nachkommen der Hüssein'schen Familie; er war überdiefs ein Hadshi, ein fast als Heiliger verehrter Mann, der das Grab des Propheten in Mekka besucht und sich diesen Zunamen dadurch verschafft hatte, und den daher selbst der Schach nicht körperlich zu strafen vermag.

Das Geheul der Weiber nahm immer mehr zu, so dafs ich mich entschliefsen mufste, selbst zum Commandanten zu gehen und um die Freilassung des Hadshi zu bitten; es gelang mir auch, sie zu erhalten. Und unbeschreiblich grofs war die Freude der Weiber, als sie ihren alten Mann ankommen sahen, unbeschreiblich grofs auch sein Dank gegen mich.

Er räumte mir sogleich noch ein Zimmer ein und sagte mir, er habe sich keinen Augenblick geweigert, mir seine Wohnung abzutreten, und jetzt, da ich mich ihm so sehr verbunden hätte, gehöre mir sein ganzes Haus und Alles, was drinn wäre. Er schenkte es mir also auf eine ächt persiche Art, und wiederholte mir dasselbe mehrere Tage hinter einander; dabei blieb aber das Haus immer das seinige, und ich ihm gewifs ein sehr unwillkommener Gast.

Doch war es auffallend, wie sehr den armen, alten

Hadshi Myr *) Hadi die Einsetzung erschreckt hatte; er sagte mir den andern Tag, er fühle es in sich, dafs er einen solchen Schimpf nicht lange werde überleben können, er müsse aus Scham vor einer solchen schimpflichen Behandlung sterben, und wirklich hatte er wahr gesagt, wie wir bald hören werden.

Unser alter Wirth besuchte mich täglich, und kam nie mit leeren Händen, bald brachte er uns Granatäpfel, bald gebratene Kastanien, bald Weintrauben, bald andere Früchte; plötzlich blieb er aus, und ich hörte, dafs er sehr krank sey; er hatte vielleicht zu viel Arbusen oder Weintrauben gegessen: kurz der arme Schelm, mit nagendem Gram im Herzen, bekam eine fürchterliche Dysenterie, vielleicht mit Hämorrhoidalzufällen verbunden, da er daran schon früher gelitten hatte, so dafs er bei seiner Anlage zur Lungenschwindsucht bald sehr geschwächt wurde.

Er wollte durchaus keinen russischen Arzt zu Rathe ziehen, auch meine ihm angebotenen Arzneien nicht annehmen, was ihm gegen Pflicht und Gewissen war; er würde als ein Hadshi seine Religion entweiht haben, wenn er sich eines christlichen Arztes bedient hätte. Diese sterben eher, als dafs sie Arzneien aus christlichen Händen entgegen nehmen; nur ärmere Perser, die noch nicht in Mekka waren, nehmen wohl den Rath eines christlichen Arztes an.

Mein Wirth hatte aber gleich nach einem indischen Arzte, Sseid Myrsin Labdin, der aber ebenfalls Mahomedaner von der Schahischen Secte war, geschickt, um sich von ihm behandeln zu lassen; meist gab er ihm grob ge-

---

*) Myr bedeutet dasselbe, was Sseid; ursprünglich wurden damit die Verwandten Hüsseins bezeichnet; waren sie arm, so nannte man sie Sseid, wurden sie reicher, Myr; aber im Allgemeinen nennt man alle Perser so, die lesen und schreiben können; daher auch Myrsa, ein Schreiber.

pulvertes Sandelholz, das der Magen eines so geschwächten Schwindsüchtigen kaum zu ertragen im Stande war. Durch die fernere, sehr unzweckmäfsige Behandlung dieses mahomedanischen Aeskulaps, der ihn überdiefs noch mit recht vielem Theriak fütterte, mufste er bald unterliegen. Er soll in einer Woche über 300 blutige Stühle*) gehabt haben, und obgleich er immer schlechter wurde, so nahm er dennoch keinen russischen Arzt, nicht einmal meine Arzneien; nur mit Gewalt flöfste ich ihm einige Analeptica ein, doch behielt er sie nicht lange im Munde, er spie sie bald wieder aus; Lavendelöl oder eine wohlriechende Pomade dagegen liefs er sich oft von mir zum Riechen ausbitten; er hatte sie einmal bei mir bemerkt, und glaubte, es sey keine Sünde, sie zu riechen, da sie doch nicht in den Magen käme.

Der mahomedanische Arzt hatte übrigens so ziemliche Kenntnifs von einzelnen medicinischen Schriften in arabisch-persischer Sprache, kannte auch die meisten Arzneimittel, wufste ihren Gebrauch — nur was die Hauptsache ist, wufste nichts von Erkenntnifs der Krankheit und ihrer Natur, also auch nicht, welche Mittel angewandt werden müfsten.

Die persischen Aerzte verordnen oft ächte Perlen, die sie zum Zerstofsen auf die Seite nehmen, hier aber in die Tasche stecken, und dafür Perlmutter zerstofsen, die gewifs in den meisten Fällen ganz dieselben Dienste thut. Die Arzneimittel kaufen sie roh aus den Kaufläden und

*) Nichts ist gewöhnlicher, als dafs sich in Baku und im Kaukasus überhaupt zu einer fieberhaften Krankheit gleich eine fürchterliche Diarrhöe gesellt, wie ich diefs auch an mir und meinen Reisegefährten erfahren habe: denn in jeder Krankheit tritt gleich die gallichte Beimischung heftig auf, und ohne Zweifel wäre der Tod unseres armen Hadshi damals auf Rechnung der Cholera gekommen, da ihm ein Erbrechen überdiefs nicht fehlte, und seine Hauptklagen sich auf die Dysenterie bezogen.

bereiten daraus selbst in Gegenwart des Kranken ihre Pulver oder Tränke. Sie geben oft und viel Opium, das sie für ein Universalmittel halten. Ihre Krankenbesuche lassen sie sich theuer bezahlen, und machen dabei immer vorher ab, wie viel sie haben wollen, wenn sie den Kranken herstellen. Dabei müssen sie aber im Verlaufe der Krankheit für zwei bis drei Besuche einen Theil dieser Summe erhalten, damit ihre Sorgfalt in der Behandlung nicht sinke. Tout comme chez nous!

Unser armer Hadshi wurde endlich ganz schlecht; er verlor seine Besinnung und bekam ein todtenbleiches Aussehen; jetzt liefsen seine Verwandten — denn er war sehr reich — nicht zu, dafs ich noch meine Arzneien an ihm versuchte; stirbt er, meinte einer von ihnen, so würde man nicht sagen, der persische Arzt, sondern ich sey an seinem Tode Schuld. Doch plötzlich sammelte der Kranke neue Kräfte, richtete sich im Bette auf und fing zu sprechen an. Er unterhielt sich zum Abschiede mit seinen Verwandten und verkündete ihnen seinen letzten Willen — eine sehr rührende Scene! Um sein Lager, auf dem er mit seinem bleichen, eingefallenen Todtengesichte halb aufgerichtet gehalten wurde, vertheilte er mit leiser, kaum vernehmbarer Stimme seinen Frauen, Kindern und andern Verwandten sein Vermögen; dem Einen vermachte er 1000 R. S., einem Andern 2000 R. u. s. w., aber den gröfsten Antheil seines Vermögens, 5000 Ducaten, erhielt sein ältester Sohn, seine zwei Frauen und zwei andere Kinder; er befahl auch seine Leiche nach Kerbela, bei Bagdad, zu bringen und sie dort der heiligen Erde, in der Hüssein läge, anzuvertrauen, und erwählte sich einen Anwesenden, der ihn nach dem Tode waschen sollte; denn auch diefs wird als grofse Auszeichnung betrachtet. Eben so bestimmte er auch die Mullahs, die bei seiner Leiche den Koran lesen sollten. Kaum hatte er seinen letzten Willen auszusagen beendigt, als auch schon der Mullah eintrat, um den Koran zu lesen, da sich der Ster-

bende ganz erschöpft zurückgelegt hatte. Der älteste Sohn setzte mit vielen Thränen im Auge das Lesen fort. Unterdessen hatten sich die Weiber um ihn versammelt und weinten fürchterlich.

Ganz ruhig verschied nun der Alte, und seine Augen schlossen sich ohne bemerkbare Verzuckung der übrigen Glieder. Kaum war er verschieden, so liefen alle Weiber in demselben Augenblicke ins Vorzimmer, warfen ihre Schleier vom Kopfe und zerrissen sich das in unordentlichen Flechten herabhängende Kopfhaar unter dem lautesten Geheul; sie schlugen sich dabei abwechselnd Brust und Schenkel so fürchterlich, dafs man es beinahe durch die ganze Stadt hören konnte. Ihr schreckliches Geheul bestand nur aus den Worten Wakschai — Schakschai,*) das verstümmelt ist aus Wah Hüssein, Schah Hüssein! O weh, Hüssein, Herrscher Hüssein! Wie mit einem gewissen Tacte schlugen sie sich und rissen sich das Haar aus. Bald war die Brust blutig, und viele Haare, aus dem Kopfe gerissen, lagen am Boden. Diese Weibergruppe war fürchterlich anzusehen, und schien Erinnyen zu bilden; mit fliegenden, lang herabhängenden schwarzen Haaren, in breiten blauen Pantalons und blauen rotheingekanteten Jacken suchte eine die andere im Heulen zu übertreffen und sich stärker die Brust zu zerschlagen. Die Männer hatten sich unterdessen mit der Leiche beschäftigt, einige heulten, nur nicht so laut, wie die Weiber, andere schienen kalt dabei zu seyn; der älteste Sohn wollte vor Gram vergehen. Endlich gingen die Männer von der Leiche weg und machten so den Weibern Platz; sie gingen unter laut schreiendem Geheul (wakschai, schakschai) zur Leiche, sich Brust und Schenkel schlagend. Endlich kamen aufs Neue die

*) Ich fragte bei mehreren der Leidtragenden vergebens um Bedeutung dieser Worte: späterhin erfuhr ich es erst durch einen Myrsa, s. o. S. 172.

Männer hinein, und die Weiber gingen in das kleine Vorzimmer zurück, setzten aber dabei ihre laute Wehklage fort. *)

---

*) Auch bei andern mahomedanischen Völkern des Kaukasus findet eine ähnliche laute Wehklage beim Verscheiden eines ihrer Verwandten statt: so bei den Kuratschai; die Weiber heulen beim Leichenzuge fürchterlich (Klaproth I. 522). Selbst bei christlichen Völkern des Kaukasus war diefs ehemals Sitte und zu ihnen wahrscheinlich von den Mahomedanern übergegangen. So sagt noch Chardin (voyage en Perse I, 325) von den Mingreliern: „Ihre Trauer ist eine ganz verzweifelte. Wenn eine Frau ihren Mann oder einen nahen Verwandten verliert, so zerreifst sie ihre Kleider, entblöfst sich bis zum Gürtel, reifst ihre Haare aus, und zerritzt mit den Nägeln die Haut des Körpers und des Gesichts, schlägt die Brust, schreit, heult, fletscht die Zähne, schäumt, macht die Wüthende und Besessene, in einem furchtbarren Grade. Die Männer zeigen in einer ähnlichen barbarischen Art ihren Schmerz, zerreifsen ihre Kleider, lassen sich Kopf und Gesicht abscheren und schlagen sich die Brust. Die Trauer dauert 40 Tage; nachdem sie die ersten 10 Tage wüthend gewesen ist, vermindert sie sich allmählich. Während jener 10 Tage kommen eine Menge Verwandte des Todten und eine Menge Männer und Weiber zusammen, um ihn zu beweinen. Man stellt sich in Ordnung und Reihe um den Todten, schlägt sich die Brust und schreit wäh! wäh! Geschrei und Schläge sind abgemessen und geben einen schauerlichen Ton von sich. Diefs Alles stellt ein jammernswerthes Bild der Verzweiflung dar, die man nicht ohne Schaudern ansehen kann. Mit einemmal hört man nichts. Die Trauer bleibt ganz still; darauf vernimmt man plötzlich ein ungeheures Geschrei von Neuem, und es nimmt die frühere Heftigkeit an. Am Tage der Beerdigung gibt man ein Fest für die Verwandten, Freunde und Nachbarn des Verstorbenen. Die Frauen essen besonders. Der Bischof hält die Messe und nimmt darauf mit Recht Alles, was dem Todten angehörte, sein Pferd, seine Kleider, Waffen, Geld. Die Trauer zerstört manche Familie in Mingrelien; doch ist man verbunden, sie öffentlich zu machen. Der Bischof hält mit Gewalt eine Seelenmesse

Unterdessen hatten sich aber eine Menge Perser versammelt, um die Leiche zu waschen, sie hatten einen langen Canal zum Abfliefsen des Wassers im Hofe gegraben und ein grofses bretternes Gerüst errichtet, über welches sie weifse Laken ausbreiteten, damit man das Waschen der Leiche nicht sähe. Sie wurde alsdann hieher gebracht, unter dem Gerüste auf ein Paar Bretter gelegt, und jetzt wusch der vom Verstorbenen Erwählte die Leiche, während ihm ein anderer Perser das Wasser reichte. Beide werden dafür besonders bezahlt.

Hierauf zieht man der Leiche ein weifses Hemd und weifse Strümpfe an, denn nur weifses Zeug darf um die Leiche gelegt werden; man stopft ihr Baumwolle in Nase, Mund, Ohren und Augen, und wickelt sie so in ein weifs baumwollenes Tuch. Darauf legt man sie in einen Sarg ohne Deckel, der für alle Todten dient, in einer Medsched aufbewahrt wird und nur zum Wegtragen der Leiche bestimmt ist, denn sie wird ohne Sarg der Erde anvertraut.

Unterdessen war es aber ziemlich spät geworden, und die Tschureks, die man am Grabe unter die armen Mullahs und andere Arme, die sich dem Leichenzuge anzuschliefsen pflegen, vertheilt, waren nicht fertig geworden; daher mufste man die Leiche im Hause übernächtigen lassen, was zwar gegen die Vorschrift des Korans ist, doch 2 bis 3, ja sogar 4 Tage geschehen darf, wenn nur ein Mullah bei der Leiche den Koran unaufhörlich liest. Diefs geschah auch hier die ganze Nacht hindurch. Gegen Abend nahm das Geschrei der

wegen des grofsen Vortheils, den er davon hat." — Ein ähnliches Klaggeschrei erhoben römische Frauen bei den Leichenbegängnissen, und je mehr ihrer gemiethet waren, desto mehr ging der vornehme Stand und der Reichthum des Verschiedenen hervor.

Weiber ein wenig ab, da sie mit Bereitung von Ploff und Hammelbraten für die Gäste zu thun hatten. Die meisten der heulenden Weiber werden überdiefs bezahlt und lassen sich immer von Neuem hören.

Den andern Morgen fing aber das Geheul desto früher und um so lauter an, und erreichte namentlich, als man sich zum Wegtragen der Leiche rüstete, den höchsten Grad. Ein Mullah stellte sich aufs Dach des Hauses und rief den Vorübergehenden auf der Strafse zu, dafs hier ein Todter sey, und dafs man sich eben rüste ihn wegzutragen; darauf versammelten sich allmählich mehrere Perser, um sich an den Leichenzug anzuschliefsen.

Indem jetzt sechs Perser den Sargkasten mit der Leiche aufhoben, um ihn fortzutragen, stürzten die Weiber mit ihrem lauten Geheul oben auf die Galerie des Hauses hinaus, um ihm, mit fliegendem Haare und blutig geschlagener Brust, zu folgen. Doch zwang man sie zurückzubleiben, wodurch ihr heulendes Wehklagen um so lauter wurde, so dafs man es weit und breit hören konnte.

Man trug nun die Leiche unter Begleitung einer Menge Perser zum Thore hinaus; da es regnete, so hatte man über sie einen Baldachin von rothem Seidenzeuge gelegt; er aber wurde von einem hölzernen Gerüste gehalten, worin der Sarg hineingeschoben wird. Man brachte den Sarg so schnell wie möglich aus dem Thore der Stadt, ohne dafs dabei irgend eine Ordnung beobachtet wurde, die man überhaupt bei den Persern nicht kennt; die Mullahs gingen keineswegs dem Zuge voran, sondern schleppten sich langsam hinterdrein. Der Zug ging an den Fufs der nahen Kalksteinkette, wo in einem Felsen eine von Natur vorhandene Höhle künstlich erweitert und so zum Todtenkeller eingerichtet worden war. Zu ihr führte ein ganz enger schmaler Eingang, durch den man nur mit Mühe in die Höhle hinein konnte. In dieser unterirdischen Höhle sollte die

Leiche überwintern, um im nächsten Frühjahr die weite und kostspielige Reise nach Bagdad anzutreten. Man legt sie dabei auf einen Esel und bringt sie dorthin; der Transport soll über 100 Ducaten kosten. Aber es ist eine sehr grofse Frage, ob man noch die Leiche in einem transportabeln Zustande wieder finden wird; denn Ratten und Mäuse, so wie andere Raubthiere in Menge, halten sich in diesen unterirdischen Schlupfwinkeln auf, deren frühzeitige Beute gewifs bald die sterblichen Reste des alten Hadshi werden könnten, wenn sie ohne Sarg in der Höhle aufbewahrt werden wird, wie diefs bei Persern Sitte ist.

Diefs Todtengewölbe, das jedoch einer Rattenhöhle weit ähnlicher sah, war durch die Kunst nach Aufsen durchaus nicht ausgebaut, so dafs es ein Fremder nicht leicht bemerkt hätte; ich selbst konnte es einige Tage darauf nicht wieder finden; vielleicht thut man diefs absichtlich, damit Niemand die Ruhe des Todten stören könne, wenn sein Grab unbekannt bleibt.

Als man nun die Leiche niedergelegt hatte, so erwartete ich hier eine neue Wehklage; aber täuschte mich sehr darin, denn die Weiber fehlten, und die Männer halten das Weinen um einen Todten vielleicht für eine Entehrung; man sah daher nur den ältesten Sohn Thränen vergiefsen. Er fühlte wohl, welche Stütze ihm in seinem zarten Alter entrissen worden war; obgleich ihm der gröfste Theil des Vermögens nach dem Vermächtnifs zukommen sollte, so ist es mit Gewifsheit anzunehmen, dafs er nicht den kleinsten bekommen hat, wie diefs in Persien in der Regel der Fall ist, wo sich Verwandte um die Theilung des Vermögens beschäftigen, und die Beerdigung übernehmen; hier war ein einäugiger Onkel sehr bemüht, Alles, was nur möglich war, an sich zu reifsen.

Nachdem nun der heilige Hadshi seinem Rattenloche, das er sich übrigens selbst bestimmt hatte, ehe er nach Bagdad gebracht werden sollte, anvertraut war, schob man die Leiche ohne Sarg, in ein Laken gewickelt, durch

den engen Eingang in die Höhle, wo ein Perser sie empfing, darauf lagerten sich die Mullahs und andere Perser auf Teppichen, am Fuſse der Bergkette, um den Koran zu lesen, während dabei für die anwesenden Gäste die gestern bereiteten Brode vertheilt werden sollten.

Hierauf ging Alles aus einander, und bei meiner Zurückkunft in die Wohnung des Verstorbenen war das Schreien und Lärmen der Weiber immer noch dasselbe.

Gegen Abend wurden die Gäste bewirthet; sie tranken Thee aus vergoldeten Porcellantassen, die der Selige immer sorgfältig aufbewahrt hatte, wurden mit Hammelbraten auf kleinen Porcellantellern bewirthet und lebten auf seine Kosten ganz gemüthlich. Alles dieſs war von dem einäugigen Onkel veranstaltet, der die Schlüssel zur Geldkiste führte und weder sich noch Andere dabei vergaſs.

Doch erfordert es auch die hiesige Sitte, daſs 4 Tage hinter einander Pilaw und Hammel- oder Hühnerbraten für die nächsten Freunde und Verwandten des Verstorbenen zum Mittag- und Abendessen bereitet werden; es stellten sich daher Abends die Gäste zahlreich ein, so daſs die ganze Bewirthung eher einem fröhlichen Gastgebote als einer Todtenfeier ähnlich sah. Dabei las ein Mullah beständig den Koran für die Seligkeit des Verstorbenen. Es waren meist an 50 bis 80 Gäste da, denen die Schmausereien und der Kallian sehr wohl behagten. Der ganze Hof war von dem Blute der geschlachteten Hühner bespritzt, und aus den groſsen Kesseln, in denen man mitten im Hofe Ploff kochte, stieg der dicke Rauch in die Höhe, so daſs entfernte Bewohner hier eine Feuersbrunst vermeinten, und die nächsten Nachbarn sich über die dicken Rauchwolken, die überall in ihre Zimmer drangen, beim Commandanten mit einer Klage beschwerten.

So schien man also den alten Hadshi bald zu vergessen; nur die Weiber trauerten um ihn, die vielleicht auch das Meiste durch seinen Tod verloren. Jeden Morgen er-

neuerten sie ihr Wehklagerufen, schlugen sich die Brust, und rissen sich das Haar aus. Unterdessen fanden sich andere Verwandte und Freundinnen des Seligen ein, und lagerten sich mit seinen beiden Frauen um seine hinterlassenen Kleidungsstücke; dabei erhoben sie eine neue Wehklage und zerrissen sich ihr Hemd.

Kaum wurde es aber Mittag, mit dem die eigentliche Sterbestunde des Seligen herankam, so wurde das Geschrei so fürchterlich, dafs ich nicht im Hause bleiben konnte, denn alle versammelten Weiber, deren oft vierzig waren, nahmen nun an dem Geheul Theil. Sie schrien mit abgemessenen Tönen ihr lautes Wakschai, Schakschai; andere Weiber riefen mit gellender, durchdringender Stimme dazwischen Agá, Agá, Agá (Herr, Herr, Herr), Ali, Imam, Hüssein, Alles aber nach einem gewissen Tacte, obgleich aufserst verworren unter einander.

Plötzlich hörte darauf das Geschrei wie abgebrochen auf, und eine Perserin sang mit einer fein durchdringenden Stimme ein tatarisches Lied, worin sie die Tugenden des Hingeschiedenen pries, seine schönen, schwarzen Augen lobte und die Zahl der Kinder und hinterlassenen Weiber nannte. Aber auch diesem Trauerliede fehlte nicht musikalischer Tact; die Sängerin dehnte die Worte meist aus, so dafs das Lied wie die Wogen eines sanftbewegten Meeres dahinwallte.

Da die Weiber sich die beiden ersten Tage mattgeschrien hatten, so konnten sie die folgenden Tage nicht mehr so laut schreien, und gegen den sechsten Tag liefs etwa die Wehklage nach. Es wurde nur jede Woche einmal Ploff und Hammelbraten gereicht, der Koran gelesen und Vormittags gewehklagt, was überhaupt ganz von der Liebe der Weiber abhängt, wie lange es fortgesetzt wird. Meist dauert es 40 Tage lang, in denen jede Woche einmal, zum Schwelgen die Männer, die Weiber zum Wehklagen zusammen kommen. Nach einem Jahre geschieht's

dann am Sterbetage zum letzten Male, und damit hat die ganze Trauer ein Ende.

Eben so gleichgültig, wie man den alten Hadshi in seine Kalksteinhöhle schob, sah ich einige Tage darauf ein Kind bestatten; es mochte vielleicht nicht viel über zwei Jahre alt gewesen seyn. Man grub auf dem Gottesacker der Perser ein Grab, nicht über 2 Fuſs tief, füllte es mit Steinen aus, die der Vater des verstorbenen Kindes mit dem Todtengräber ganz gleichgültig von den nahe-gelegenen Gräbern herbeiwälzte, und dabei so munter umherlief, daſs man gar nicht in seinen Augen den Verlust eines Kindes las.

Jetzt brachte auch ein anderer Perser ganz allein das Kind, das in Leinwand gewickelt, über den Kopf und um die Füſse zugebunden und in eine Decke geschlagen war, hieher, und legte es neben dem Grabe nieder. Alle vier Perser waren frohen Muthes und scherzten unter einander. Als die Gruft mit den Steinen ausgefüllt war, nahm der Todtengräber das Kind beim Kopf und den Füſsen und schob es in die Grube hinein, legte es, wie natürlich ohne Sarg und nur in Leinwand gewickelt, auf die Steine, und warf dann Sand auf dasselbe. Die Grube wurde zunächst mit Steinen zugedeckt und mit Erde beworfen. Der Kopf des Kindes lag dabei nach Morgen. Die Decke, womit das Kind zugedeckt war, und ein Kissen, worauf es lag, wurden zurückgetragen. Hierauf ging der Vater mit den andern Persern zur Stadt zurück, und sie vertieften sich in andere Gespräche, als ob sie gar keine Leichenbestattung gehabt hätten!!

Baku ist übrigens ein sehr gesunder Ort, doch gibt es im Winter, wo selten ein höherer Frost als 6 bis 8° Réaum. herrscht, eine groſse Zahl Kranker; die Wohnungen sind ohne Oefen, daher die Luft in den Zimmern meist feucht und naſskalt; ein Zugwind findet nächstdem in allen Häusern statt, da sie sehr lose gebaut sind und sich überall in den Wänden Spalten finden.

Auch ich hatte viel zu leiden; meine frühere Wohnung war mir vorenthalten, und ich erhielt diese, in der ich erst jene oben erwähnten Todesscenen des Hadshi Myr Hadi anhören und dann meine Frau in eine schwere Krankheit verfallen sehen mufste. Der stellvertretende Commandant weigerte sich hartnäckig, mir eine andere Wohnung mit einem Ofen zu besorgen, bis ich ihn endlich dazu zwang, doch war sie nicht viel besser, nur etwas wärmer, weil sie einen Ofen hatte, statt dessen die Perser gewöhnlich ihren Mangal in der Mitte des Zimmers haben, wie diefs schon oben bemerkt wurde.

Durch die Krankheit meiner Frau, die, durch Erkältung entstanden, bald in ein bösartiges Gallenfieber überging, hatte ich viel zu leiden, da hier so wenig Hülfe von einer andern Familie zu erwarten ist; ich war ihr der Einzige, der sie pflegen konnte, und hatte mithin Gelegenheit, sie für die seltene treue Anhänglichkeit, mit der sie mir überall gefolgt war, zu belohnen; als ich sie wieder hergestellt sah, fehlten alle Erquickungen für sie; selbst gewöhnliche Krankensuppen oder leichte Fleischspeisen mufste sie entbehren, da hier für einen Kranken gar nichts zu bekommen ist. Nur die Familie des alten Consuls besuchte sie mitunter und interessirte sich für sie. Doch Gott errettete sie und erhielt sie mir; wir konnten dem allmächtigen weisen Lenker des menschlichen Geschickes nicht wenig dafür danken; er hatte sich mir auf der beschwerlichen Reise zur See, eben so gnädig bewiesen, so dafs ich alles Ungemach mit Gleichheit und Ruhe überstehen konnte. Dadurch hatte ich und meine Frau eine Prüfung überstanden, die wohl nicht schwerer seyn konnte und uns im Voraus für alle künftigen weniger empfindlich machen mufste.

In der Weihnachtswoche hatten wir den Anblick eines hiesigen Winters. Etwa den 12 December fiel der erste Schnee in kleinen sparsamen Flocken, die aber bald auf den nassen Strafsen schmolzen, und des Nachts fror es

ziemlich stark, wenigstens des Morgens. Jeden Morgen sah man Schnee auf den Strafsen und den Dächern, doch schmolz er meist gegen Mittag wieder, wo zuweilen die Sonne recht wärmt. Nachmittags war es meist sehr nebelicht, trübe und feucht, so dafs ein Regen, mit Schnee gemischt, fiel. Einige Werst von der Stadt soll aber ein weit tieferer Schnee von mehrern Fufs die ganze Landstrafse bedecken. Diefs Jahr fing der Winter etwas früh an, sonst stellt er sich selten vor dem Januar ein.

Der gröfste Frost, den ich beobachtete, war 8½° Réaum., meist am Tage 5 bis 6°, nur des Morgens 7 bis 8°; aber die Kälte war ziemlich empfindlich in den feuchten, steinernen Häusern, wo die Oefen meist schlecht gebaut sind, so dafs die Zimmer nur wenig erwärmt werden. Das Holz wird zu sehr hohen Preisen aus Lankeran gebracht, und stückweise, also fast nach dem Gewichte, wie in Teheran verkauft; für 100 kleine Stücke zahlte man 6 bis 8 Rubel Silber. Die Perser bedienen sich fast nie des Holzes, nur einige Reiche ausgenommen; die meisten bereiten ihr Essen mit getrocknetem Kuhmist oder einigen holzartigen Anabasen, Artemisien oder dem Alhagi; viele nehmen auch den von Naphtha durchdrungenen Lehm oder Kir, eine Art Erdpech, aus dem sie Kugeln formen und sie so ins Feuer werfen. Dadurch entsteht eine schnellere und gröfsere Flamme als durch den Kuhmist, den sie überall an den Wänden ihres Hofes trocknen, wodurch beim ersten Eintritt in einen solchen ofraum sich ein ungewohnter scheufslicher Anblick darstellt.

Die Perser feiern in Baku nur wenige Hauptfesttage im Jahre, doch geht ihnen das ganze Jahr mit Nichtsthun hin; nur der Handelssinn belebt sie, und daher legen diejenigen, welche sich etwas Geld erspart haben, gleich eine Bude an, die, meist klein und eng, nur für wenige Rubel Waaren in sich fafst; aber sie wissen ihren Vortheil bald gut wahrzunehmen, betrügen vorzüglich Rus-

sen und sammeln sich bald ein kleines Vermögen. Zum Kaufhof strömen nun die Müſsiggänger, und da sieht man sie den ganzen Tag gehalt- und sinnlose Gespräche führen; selten trifft man einige, die lesen und schreiben können. Sie heiſsen alsdann Mullah's oder Myrsa's, doch letztere müssen vorzüglich schön schreiben; erstere bilden meist Geistliche, die, meist sehr arm, in Medscheds und bei Leichenbegängnissen den Koran lesen und so ihr Leben fristen.

Einige der bessern Kaufleute können jedoch auch lesen, und ihre Kinder, wenn sie heranwachsen und guten Unterricht genossen haben, beschäftigen sich alsdann mit dem Lesen persischer Bücher. Vorzüglich versammeln sich Abends mehrere, beim Schein einer Lampe, um die sich die leselustige junge Welt im Kreise niederläſst und die Erzählungen früherer persischer Helden oder ausgezeichneter Männer, oft mit den unsinnigsten Mährchen ausgeschmückt, vorliest. Der Vorleser beginnt mit einer lauttönenden Stimme, die er mehrfach zu moduliren weiſs, hebt sie oder läſst sie sinken, so daſs ein Fremder, der den Sinn der Worte nicht genau versteht, einige Zeit bald aus Neugierde, bald mit einem gewissen Wohlgefallen diese abwechselnd dahin rauschende Declamation anhört; nie findet man bei Persern ein monotones, alle Aufmerksamkeit unterdrückendes Vorlesen, sondern ihre Art zu lesen könnte man eher einem Absingen vergleichen, wodurch allein ein Perser bei seinen bunten Fabeln Geschmack gewinnt. Beschreiben sie ihren Helden, so wissen sie sehr genau, was für eine Nase, was für einen Mund, was für Haare und Finger er gehabt hat: so ist's mit Abraham, Salomo, David, u. a., die sie alle sehr genau beschreiben können.

Ich zweifelte anfangs bei einer solchen Schilderung der Gesichtsbildung Abraham's, den doch Niemand der Geschichtschreiber gesehen hätte. Das nahm man mir sehr

mir sehr übel, und sie antworteten: Mahomed selbst habe ihn genau beschrieben, und er habe es geradezu von Gott vernommen! Da war mithin aller Streit geendigt. Manche haben eine grofse Menge Bücher, aber sie kennen ihre Titel nicht; fragt man also nach einem bestimmten Werke, so müssen sie erst nachsehen, ob sie es haben.

Die eigentlichen Festtage der Perser, die ihnen der Koran auferlegt, sind folgende vier: der Nou-russ, ihr Neujahr, das sie auch schon vor Mahomed feierten; der Tag fällt etwa auf den 9 oder 10 März, doch in verschiedenen Jahren auch selbst auf verschiedene Monate. Bis auf die Flucht Mahomeds von Mekka nach Medina fing man das Jahr mit diesem Monate an; von dieser Zeit an änderte man sowohl Jahreszahl, als auch den Anfang des neuen Jahres, den man in den Monat Muharrem versetzte, in welchem seine Flucht vorfiel. Doch feierte man Neujahr immer noch an jenem, ursprünglich den Anfang des neuen Jahres bezeichnenden Tage, und daher heifst er noch immer Nou-russ. An diesem Tage schenkt man einander Eier, doch meist nur Kinder; ein seltsamer Gebrauch, denn auch hier zeigt das Ei ein Sinnbild der Auferstehung, des neuen Wiederauflebens des Jahres an. Ifst man einen Monat vor Nouruss Eier und fallen Beerdigungen in diese Zeit, so erhalten die Weiber, die zum Tage der Beerdigung eingeladen sind, und die man also den Kindern gleichstellt, ebenfalls Eier zu essen. Die Kinder spielen nicht nur mit Eiern, sondern gehen auch am Tage, wochenlang vor dem Nouruss, von Haus zu Haus, lesen einige Stellen aus dem Koran vor und wünschen Glück; zugleich reicht man ihnen in eine kleine Schale, die auf dem Alkoran steht, einige Groschen. Abends dagegen gehen Knaben, mit hohen, spitzen Papiermützen geschmückt, von Haus zu Haus und tanzen für einige Groschen vor jeder Thüre, mit brennenden Naphthakerzen in der einen, und mit einer Klapper

in der andern Hand; dazu singen sie persische oder tatarische Lieder.

Erwachsene halten dagegen mit Lanzen zu Pferde Uebungen und kleine Gefechte oder Turniere; kämpfen sehr gewandt unter einander, und machen zugleich allerlei gymnastisch-äquilibristische Sprünge; andere halten ein Wettrennen. Da um diese Zeit das Frühjahr anfängt, so werden diese verschiedenen gymnastischen Uebungen durch die schöne Witterung meist sehr begünstigt, und viel Volk versammelt sich, um sie anzusehen, vor den Thoren der Stadt. Im eigentlichen Persien sind noch 4 Wochen nach dem Nou-russ die Buden geschlossen, und die Feier wird in der ganzen Zeit fortgesetzt; in Baku hingegen schliefst man höchstens 1 bis 2 Tage die Buden und setzt alle Arbeiten aus. *)

---

*) Chardin (voyage en Perse II. p. 269) macht folgende Beschreibung von dem Nou-russ in Persien: „Man kündigt das neue Jahr durch dreimalige Kanonen- und Flintenschüsse an. Die Astrologen, schön gekleidet, begeben sich in den Palast des Schachs oder zum Gouverneur des Orts, 1 bis 2 Stunden vor der Tag- und Nachtgleiche, um den Augenblick zu beobachten, wo das Jahr anfängt. Alsdann geben sie ein Zeichen, und man schiefst dreimal. Musikalische Instrumente, Cymbeln, Hörner und Trompeten lassen sich in den Lüften vernehmen. Bei allen Reichen finden nun Gesänge und Freuden statt. In Ispahan wird 8 Tage lang vor dem Palaste des Schachs gespielt, getanzt, Feuerwerk abgebrannt und Komödie gemacht. Die Perser nennen das Fest auch das Fest der neuen Kleider, weil es keinen so armen Menschen gibt, der nicht ein neues Kleid anzieht; viele ziehen an jedem der 8 Feiertage ein anderes neues Kleid an; jeder legt überhaupt Alles, was er nur Schönes und Reiches besitzt, an. Jeder schickt dem Andern Geschenke, aber vom Abende an gemalte Eier, oft goldene, die 3 Ducaten das Stück an Werth haben. Seit den ältesten Zeiten war es unter Persern Sitte, einander Eier zum Neujahre zu schenken, denn das Ei bedeutet den Ursprung und Anfang der Dinge. (Daher

Nach den großsen Fasten im Monat April, dem Ramasan der Perser, die 30 Tage lang dauern und im Koran sehr strenge befohlen werden, folgen einige Festtage Schah"bal' genannt, wo man einander bewirthet und Besuche macht. Der Monat Ramasan ist der neunte des arabischen Jahres, in welchem der Alkoran das erste Mal ganz vollständig vom Himmel gekommen und durch den Engel Gabriel dem Propheten Mahomed übergeben worden seyn soll. Mahomed legte darin seinen Anhängern die Einigkeit Gottes, die Beschneidung, ein fünfmaliges Beten an jedem Tage, die Reinigung des Körpers, die Wallfahrt nach Mekka und jene Fasten als Grundlehren seiner neuen Religion auf.

Den Ghurban, d. h. Opfer, feiern die Perser im Monate Shelhedshäh; man schlachtet Hämmel zum Gedächtnisse des Brandopfers Ibrahims (Abrahams), der auf göttliches Geheifs seinen Sohn Isaak opfern wollte. Meist thun es aber nur Reiche und vertheilen die geschlachteten Hämmel alsdann unter Arme. Endlich gibt es in demselben Monat Shelhedshäh ein Fest:

Gkadir, an dem sie an Arme Almosen zu geben

---

spielt das Ei der Welt, woraus das Chaos hervorging, in den orientalischen Kosmogonien eine grofse Rolle; von Persien ging es nach Griechenland über. Nach den Hindus ist der Brahmanda oder das Welt-Ei dasselbe, was das Chaos, das vom Brahma entwickelt worden war.) Nach dem Augenblicke der Tag- und Nachtgleiche gehen die Grofsen zum Schach, um ihm Glück zu wünschen, in die schönsten Gewänder gekleidet, mit Geschenken in der Hand, bald mit Edelsteinen, bald mit seidenen Zeugen und Wohlgerüchen, bald mit Pferden und Geld, Jeder nach seiner Stelle und seinem Vermögen. Man gibt ihm gewöhnlich von 500 bis 1000 Ducaten. Auch die Grofsen aus den Provinzen dürfen nicht fehlen; diese werden beim Schach so bewirthet, wie sie selbst bei sich ihre Gäste aufnehmen müssen, die ihnen als Untergebene ebenfalls Geschenke überbringen."

verbunden sind, wie ihnen der Koran befiehlt; natürlich thun diefs meist reiche Kaufleute, denen der Handel im Laufe des Jahrs vielen Vortheil brachte. Wie viele Monate im Jahre sind und wie sie heifsen, weifs nicht jeder Perser; sie sagen, das müsse nur ein Myrsa wissen.

Sonst haben die Perser keine Festtage; nur im Muharrem, dem ersten Monate ihres arabischen Jahres, das nach der Flucht Mahomeds damit anfängt, begehen sie noch jenes Hüsseinsfest, das schon oben beschrieben wurde; da sie aber da unaufhörlich klagen, weinen und sich die Brust blutig schlagen, so nennen sie es keine Feier, sondern sehen es eher als Leidenszeit an, wo alle Freuden ruhen. An diesem Tage reichen sie gern Wasser den Armen, und Reiche miethen sich Wasserträger, um Wasser unter Aermere zu vertheilen, zum Gedächtnifs an die Leidenszeit Hüsseins, als er von Yessid mit seinen Weibern und Kindern nebst seinem ganzen Gefolge eingeschlossen war und in zehn Tagen nichts zu trinken bekommen haben soll, da man ihm den Zugang zum Brunnen abgeschnitten hatte. Den zehnten Tag liefs Yessid, erzählen die Baku'schen Perser, obwohl der Geschichte nicht ganz treu, die Söhne und Töchter des Hüssein vor dessen Augen umbringen, fesselte seine Weiber und liefs ihn darauf selbst tödten, nur sein Sohn Sseid Labdin entkam nach Damask, wo man ihn später zum Imam erklärte.

Den Sonntag feiern die Perser wie die Tataren am Freitage, doch stehen sie den Tag über in ihren Buden und verkaufen Waaren oder verrichten ihre Arbeiten; die Weiber allein besuchen einander an diesem Tage und feiern ihn mit Nichtsthun. Im eigentlichen Persien ist's dagegen, wie früher auch in Baku zu den Zeiten der Chane, streng untersagt und wird für eine grofse Sünde gehalten, am Sonntag in den Buden zu sitzen und Waaren zu verkaufen. Diefs thut man in Baku auch wahrschein-

lich nur, weil hier so viel russisches Militär steht, das doch immerfort einige Bedürfnisse hat.

Die Hochzeiten der Perser in Baku sind denen in Dagestan ganz gleich; nur scheint der Bräutigam für seine Braut hier nicht so viel zu zahlen. Der Vater der Braut gibt sie ihm ab, meist ohne alle Mitgabe, und er, als Mann, mufs sie ernähren und kleiden. Diefs sind meist die ersten Eheverbindungen, die für viele Perser von bessern Sitten auch die einzigen bleiben; sie heifsen Nekah, und die Frauen, Sänn, und ihrer, als gesetzliche, stehen den Persern nach dem Koran vier zu, auch ärmere haben selten mehr als Eine Frau, meist nur darum, weil sie eine zweite nicht kaufen und ernähren können; oder weil die üble Wirthschaft, welche die Menge der Weiber im Hause bewirkt, macht, dafs jede befehlen will, und ihre gegenseitige Eifersucht das Haus immer in Verwirrung unterhält.

Reiche Perser kaufen sich dagegen noch Sclavinnen, und ihre Religion erlaubt ihnen so viele zu nehmen, als sie nur ernähren können; kein bürgerlicher oder geistlicher Richter sieht auf ihre Behandlung von Seite des Mannes, der sie zu sich nimmt. Ein jeder Perser hat vollkommene Macht über seine Sclavin. Bekommt sie Kinder, so wird sie von ihrem Herrn besser gehalten, sie erhält selbst Dienerinnen und wird dann als Mutter eines gesetzlichen Erben des Hauses betrachtet; aber die gesetzliche Frau bleibt immer die Herrscherin des Hauses.

Sonderbarer als diese Verbindungen sind die Verehlichungen auf einige Zeit unter den Persern, die nichts desto weniger gesetzlich sind und den Weibern keine Schande oder Unehre verursachen. So heirathet ein Perser ein Mädchen auf 2 bis 3 Monate; sie wird mit ihm durch den Achon oder Oberpriester getraut; er erhält darüber einen Trauungsschein von ihm, und die Ehe ist gesetzlich geknüpft. Ist die Zeit, für die man überein kam,

verflossen, so wird der Trauungsschein vernichtet, und das Band der Ehe ist gelöst. Dadurch verliert die junge Wittwe gar nichts an ihrer Ehre, und sie kann sich gleich wieder an einen zweiten verheirathen, wenn sie der erste Mann nicht aufs Neue miethet. Solche Ehen, Mota-ah genannt, die früher in Baku unbekannt waren, sind erst seit einigen Jahren hier Mode geworden, als reiche Bakuer Perser nach dem Innern Persiens *) reisten, wo sie viel häufiger vorkommen und sie von da mitbrachten. Diese Eheverbindungen entstanden unter dem Chalifen Al Mamun, **) Harun al Raschid's Sohne; durch ein schriftliches Versprechen, das der Richter unterschreibt, macht sich der Mann gegen die Frau, die er nahm, verbindlich, sie eine gewisse Reihe Jahre zu halten, für eine unter beiden abgemachte Summe Geldes. Die Söhne dieser willkürlichen Verbindung gehören dem Vater, die Töchter der Mutter; sie führt sie mit sich fort, nach abgelaufenem Termine, und die

*) Diese Verbindung auf einige Zeit ist im ganzen Orient, selbst unter Christen, im Gebrauch; diese nennen sie matrimonio alla carta. Man fragte einen Araber, ob wohl der Mota-ah den Namen einer Ehe führen könne. „Wir geben wohl," sagte er, „dem Wolfe den Beinamen Vater der Schafe."

**) Diese Art Verbindung hat früher lebhafte Streitigkeiten unter den Mahomedanern verursacht, hinsichtlich ihrer Gesetzlichkeit, die der Chalif Al Mamun behauptete, als sich der Gadhy Yahhya dagegen mit einer seltenen Kraft setzte, durch Erklärung einer Stelle des Alkorans und durch Anführung einer wörtlichen Ueberlieferung des Propheten, die durch Ali erhalten wurde: „Der Gesandte Gottes hat mir befohlen, sagte Ali, durch den öffentlichen Ausrufer die Verbietung des Mota-ah bekannt zu machen und ihn für verabscheuungswerth zu erklären, obgleich ich ihn anfangs gebilligt habe." Der Vorschlag wurde angenommen, und die Heirath al-mota-ah für einen Augenblick verworfen.

Mitgift, die ihr der Mann mit den Zinsen wiedergibt, dient zu ihrem Unterhalt und zu ihrer Erziehung.

Wiederholen sich diese Ehebündnisse, und werden die Contracte zu oft erneuert, so schliefst der Mann mit der Frau, nach der vorläufigen Probe von mehrern Jahren, ein dauerhaftes Bündnifs, das dann wohl um so fester und inniger seyn kann, da es, durch gegenseitige Liebe geknüpft, durch die Gewohnheit gefesselt wird. Doch sind diefs nur seltene Fälle.

Die erste Ehe wird meist dem minderjährigen Sohne vom Vater bestimmt; er sucht dem Sohne seine erste Frau aus, und dieser mufs sie ohne Widerrede heirathen, selbst wenn sie noch einmal so alt seyn sollte als er. Dafür wird sie aber meist, wenn der Sohn älter wird, von ihm vergessen, verachtet und selbst verstofsen, und dann wählt er sich die zweite Frau nach eignem Willen und Geschmack, oder nimmt sich eine Sclavin ins Haus, deren Sohn für den ältesten und gesetzlichsten gilt, wenn sie dem Manne eher einen Sohn gebiert als seine erste Frau, selbst wenn diese von hohem Stande oder aus fürstlichem Geblüte war.

In dieser ersten Ehe kennt man keine Scheidung, aber beide Eheleute können sich nach eigner Willkür und gegenseitiger Uebereinkunft trennen, nur mufs der Mann den ihm vom Achon übergebenen Trauungsschein zurückgeben; dann geht sie von ihm und kann aufs Neue heirathen.

Obgleich es nun den Persern so aufserordentlich leicht gemacht ist, zu heirathen und sich von ihren Frauen zu trennen, so sollte man meinen, würden bei dem eingeschlossenen Leben der Frauen keine anderweitigen Laster und Ausschweifungen stattfinden. Aber das ist in Baku grade der entgegengesetzte Fall; das zügellose Leben, wozu auch das Militär Veranlassung gegeben haben mochte, findet unter den Persern eben so statt, wie in einer europäischen volkreichen Stadt; und da

das Klima diese Art der Ausschweifungen noch mehr begünstigt, so ist das Sittenverderbnifs in Baku nicht gering.

In Schirvan und Baku wohnen nirgends Türken, *) sondern nur Tataren schia'scher Secte, die man in der Regel Perser oder Kisilbaschi benennt; früher vor Schach Ismail mochten wohl Türken in Baku gewesen seyn, doch wurden sie theils von ihm ermordet, theils vertrieben, theils gingen sie, scheint es, zur schia'schen Secte über und behielten daher ihren türkisch-tatarischen Dialekt, den man noch jetzt in Schirvan, Dagestan und anderen Küstengegenden spricht. Auch von Afghanen weifs man in Schirvan nichts; sie wohnen nur an der Ostküste nach Buchara hin und jenseits Astrabat, wo Kashmir und Kabul ihre Hauptörter sind. Diefs sind lauter Ssünni. Eben so kennen die Baku'schen Perser den Namen der Terekmen'schen Tataren nicht (wie Klaproth I. Th. p. 25); Terekman ist wohl dasselbe Wort mit Türkmen', Turkoman, die nur an der Ostküste als Truchmenen wohnen und eben so Ssünni sind. Die Baku'schen Perser, die sich, so wie die Derbendschen, Tataren nennen, bezeichnen mit dem Namen Türkmen auch die Tataren ssünnischer Secte um Tarki, oder noch weiter am Ausflusse des Terek, der von ihnen seinen Namen erhalten haben mag; Lesghin ist damit gleichbedeutend, doch werden hiemit auch die Gebirgsbewohner Dagestans bezeichnet.

Die eigentlichen Perser Ghilans, Masenderans u. s. w. benennen dagegen die Baku'schen Perser, so wie die von Kuba und Derbend, Dagesthanli. Kubäh bezeichnete ursprünglich die ganze Provinz, die Russen trugen diesen Namen fälschlich auf die Stadt Kudjal über, wie die Perser Kuba noch jetzt nennen.

---

*) Klaproth, Reise I. p. 12. (in den Instructionen zur Reise).

Chadshar sollen nach Klaproth *) die Perser bei den Osseten heifsen, so wie diefs überhaupt der Name seyn soll, den im ganzen Kaukasus die Aliten führen. Diefs ist nicht gegründet; die Chadsharen wohnen nur um Astrabat, wohin sie vom Schach Ismail aus Damask versetzt seyn sollen; sie sind von jeher als Spitzbuben und Räuber bekannt gewesen, daher mag man wohl in entfernten Gegenden einzelne Perser so benennen, um sie zu lästern, ohne jedoch das ganze Volk so zu bezeichnen. Das Wort Chadshar ist aber jetzt ein ähnliches hartes Schimpfwort im Kaukasus, wie das Wort Kisilbaschi, in Constantinopel. Diefs ist aber ein Name, den sich die Perser selbst geben, um sich von andern auszuzeichnen, und ursprünglich wurden nur Vornehmere darunter verstanden. Diese Benennung soll daher entstanden seyn, dafs die edlern, vornehmern Perser an Sonn- oder Festtagen dem Schach ihre Aufwartung machten und sich dabei ausschmückten, gewöhnlich mit einer Pelzmütze mit einem rothen Boden, sie wurden daher Rothköpfe (Kisilbaschi), gleichsam Ritter, genannt. Die Vornehmern traten zuerst ein und nahmen die höhern Plätze bei Hofe ein. Späterhin ging dieser Name auf die ganze Nation über.

Gegenwärtig wird aber der Chadsharenstamm sehr geachtet, da der jetzige Schach Feth Ali, so wie auch sein Vorgänger Aga Mahomed Chan, aus ihm stammt, doch wird er von andern, den Gegnern der königlichen Familie, sehr verachtet, so dafs ihnen die Chadsharen den Zigeunern gleich gelten. Fälschlich werden die Chadsharen **) für einen georgischen Stamm gehalten, der von Schah Abbas nach Astrabat versetzt seyn soll.

An der ganzen West- und Ostküste des caspischen

*) Reise I. p. 70.

**) S. Klaproth, I. Thl. p. 25. (in den Instructionen zur Reise) und Güldenstädt, Reise I. p. 243. 327.

Meeres wird ein türkisch-tatarischer Dialekt gesprochen, bald mehr der türkischen (wie in Derbend und Baku), bald mehr der tatarischen (wie in Tarki, Mankischlag) ähnlich. Der türkisch-tatarische Dialekt in Baku enthält viele fremdartige Ausdrücke, die man in der Türkei nicht kennt; doch verstehen Türken diesen Dialekt, den man vorzüglich in Derbend, Baku, Schirvan, selbst in Talisch spricht, obgleich jene von der ssünnischen Secte, diese alle dagegen von der schia'schen sind. Aufserdem gibt es aber in Baku und Schirvan, so z. B. in Ssallian und andern Dörfern dieser Provinzen, einen platten Dialekt der eigentlich persischen Sprache, den man in Baku mit dem Namen Tat belegt; vorzüglich sprechen ihn die Weiber, und von ihnen erlernen ihn die Kinder, deren erste Sprache er bildet. Die vornehmern Perser der Baku'schen und Schirvan'schen Provinz sprechen dagegen unter einander nur den türkisch-tatarischen Dialekt; Schriftgelehrte dagegen die rein persische Sprache, wie sie noch jetzt um Ispahan gesprochen wird. Tat wird mithin als eine unedle, gemeine Mundart von diesen Persern verachtet und nur von Weibern gesprochen, die keine oder wenig Gelegenheit haben, mit Männern tatarisch zu sprechen.

Das Wort Tat scheint sehr alt zu seyn. Langlès, der Herausgeber der Chardin'schen Reise, *) sagt Folgendes darüber: „That oder Tadshyk ist der Name der ursprünglichen Bewohner Persiens, die feste Wohnplätze hatten und nicht gleich den übrigen als Nomaden umherirrten. Sie leben vorzüglich in Städten und Dörfern und werden als Nachkommen der Araber, der alten Guebern, der Juden und Christen angesehen, die gezwungen waren, den Islamismus anzunehmen. Sie widmen sich den Künsten, den Wissenschaften, dem Ackerbau; diejenigen, die sich durch ihre Kenntnisse und durch ihr

*) S. *Chardin*, voyage en Perse, T. X. p. 240.

Talent zu Intriguen auszeichnen, werden zu bürgerlichen Aemtern oder zu geistlichen Stellen befördert."

Der Ursprung dieses Wortes scheint aus einer andern Stelle der Chardin'schen Reise *) hervorzugehen: „Die Kurdshi bildeten ehemals die vorzüglichste Stärke der persischen Armee; sie waren eine sehr zahlreiche Cavallerie, mit Bogen, Pfeilen und Lanzen bewaffnet. Sie bildeten einen Theil der Leibwache des Schach's und waren vorzüglich zur Vertheidigung der Gränzen bestimmt. Der Militärstand war in ihren Familien erblich, ihre Ländereien waren sehr grofs, sie genossen bedeutende Freiheiten, selbst vor den Persern, denen sie immer vorgezogen wurden, wenn die Rede von ehrenvollen und vortheilhaften Aemtern war. Sie trugen im Kriege, als eine Auszeichnung, ein Tadshe, eine Art Tiare, dessen Ende sich erweiternd in eine flache Spitze endigte; mitten auf dieser ungeheuren Mütze erhob sich die hohe Spitze einer Palme. Die Mütze selbst zeigt 12 Seiten, welche die Zahl der Imame, die die Perser anerkennen, anzeigen, mithin also die Secte der Schias, der sie folgen. Die Farbe dieser breiten und flachen Mütze hat ihnen von den Türken den Namen Kisilbaschi verschafft; bei ihnen bedeutet es zwar eine schimpfliche Benennung, doch nahmen ihn die Kurdshi als eine ehrenvolle auf, die sie nur für sich behalten: denn sie benennen die Perser Tadshik oder gewöhnlich Tat."

Tat, womit man in Baku jenen platten Dialekt der persischen Sprache belegt, ist mithin keine eigene Sprache, sondern nur ein unedler Dialekt der persischen; doch scheint man diefs bisher übersehen zu haben und hat unnütze Vermuthungen über den Tat geäufsert. So hielt der Graf Potocki**) ihn für eine medische Sprache, und Klaproth ***) selbst erzählt uns folgendes

*) *Chardin*, l. c. T. V. p. 303 — 304.

**) v. Klaproth, Reise, I. p. 12.

***) v. Klaproth, l. c. II. p. 51.

Fabelhafte davon: „In Karabag, Ssallian und der umliegenden Gegend, so wie im ganzen nördlichen Persien belegt man mit dem Namen Tat die armen Kaufleute, welche lange Röcke, die bis an die Knöchel gehen, tragen und eine Lingua franca sprechen, die aus persischen, tatarischen und armenischen Wörtern gemischt ist. Auch Juden werden zu dem Tat gerechnet." Wenn ich auch nicht läugnen will, dafs die meisten Kaufleute, die jene platte persische Sprache sprechen, Tat genannt werden, so mufs ich aber geradezu bestreiten, dafs sie eine eigene Kleidung tragen; ich las diese Stelle einigen Baku'schen Persern vor, und sie lachten laut auf; sie versicherten mich dagegen, dafs ihr Tat nur persisch wäre, aber eine Menge platter, theils verdorbener, theils neuer, ganz verschiedener Wörter enthalte, wie man sie nicht in der persischen Sprache wieder fände; aber weder tatarische, noch armenische Wörter wären ihnen im Tat bekannt. Die Juden sprächen entweder ihre Sprache oder die Landessprache, also könnten sie auch sehr leicht Tat sprechen, nur gehörten sie nicht zu den Tadshiks.

Der ghilanisch-persische Dialekt bildet den Uebergang zwischen dem Tat und der eigentlichen persischen Sprache; in Ghilan wird nämlich das Persische so schnell gesprochen, dafs man entweder die Endbuchstaben gar nicht hört, indem sie verschlungen werden, oder sie verstümmeln und verkürzen in der Mitte das Wort. Dadurch entsteht eine platte Sprache, die dem Tat sehr ähnlich ist, aber doch noch viele rein-persische Wörter enthält, so z. B.

	Tat	Ghilanisch	Persisch
der Kopf,	sser,	sser,	sser.
das Auge,	tschüsch,	tschüsch,	tschetschm.
die Nase,	wini,	bini,	bini.
die Lippe,	leb,	leb,	leb.

Tat	Ghilanisch	Persisch
die **Zunge**, subun,	sabon,	seban.
der **Zahn**, dendu,	dendan,	dendán.
das **Ohr**, gusch,	gusch,	gusch.
der **Finger**, angusch,	anguscht,	anguscht.
die **Hand**, des,	des,	desp.
ein **Pferd**, äs,	äs,	äsp.
der **Regen**, baran,	baran,	baran.

Aus diesen wenigen Wörtern sieht man gleich, daſs Tat und Ghilanisch nur als Dialektverschiedenheiten der persischen Sprache angesehen werden können; jene gleichen sich unter einander mehr, als sie der letztern gleichen; und sind nur inso fern verschieden, als sie eine grobe Volkssprache bilden, aus der beim schnellen Sprechen einzelne Endsylben wegfallen. Dagegen ist die Sprache in Talisch ganz verschieden von allen drei eben genannten; ein Perser versteht jene drei leicht, diese muſs er aber besonders erlernen; so sehr eigenthümlich ist sie. Talisch nennt man, so wie Tat, eben so gut das Volk, als auch die ganze Provinz und die dort herrschende Sprache. Auch in Kuba wird Tat gesprochen, vielleicht wiederum mit einigen Eigenheiten, doch sieht man, daſs die Muttersprache die persische, das pharssy, ist.

Der Ursprung dieses Dialekts in Baku und Schirvan möchte vielleicht folgender seyn: als Schach Ismail, *) der Besieger Timurs, die Türken aus Baku vertrieb, lieſs er nur diejenigen am Leben, die sich zur schia'schen Secte bekannten; die andern muſsten alle über's Schwert springen. Diese besiegten Türken muſsten nun natürlich die persische Sprache erlernen, allein sie verstümmelten sie

*) Man erzählt von ihm, daſs er die Spaltung in der mahomedanischen Religion verursachte, um die Perser dahin zu bringen, sich ohne die geringste Furcht mit den Türken zu schlagen, da sie, weil sie Eine Religion mit den Türken hatten, niemals gegen sie fechten wollten.

zum Tat, einem Dialekt, den die Besieger selbst anzunehmen genöthigt waren, um sich mit ihnen zu verständigen, wenn sie nicht türkisch-tatarisch sprechen wollten, was doch nach und nach der Fall war. So nahmen denn die Sieger die Sprache der Besiegten an. In Derbend wird nur jener türkisch-tatarische Dialekt, aber kein Tat gesprochen; wahrscheinlich gingen dort viele Türken zur schia'schen Secte über, so dafs die Mehrzahl über die Sprache entschied. Auch in Baku scheint allmählich der Tat unterzugehen und auszusterben, da nur Kinder und Weiber ihn noch sprechen; die Weiber, ursprüngliche Perserinnen, behielten ihre platte persische Mundart bei, da sie zu wenig unter Männer kamen, um mit ihnen türkisch-tatarisch zu sprechen.

Der persische Kalender, dessen sich die Bewohner Baku's doch nur sehr selten bedienen, kommt in Persien heraus und wird ihnen meist aus Enselli oder Balfrusch zugeführt. Er enthält nicht nur die Monate und Tage, sondern, — was die Hauptsache ist, — Voraussagungen für jeden Tag. Will man z. B. wissen, ob dieser oder jener Tag für eine Hochzeit, für ein wichtiges Unternehmen, oder sonst wozu günstig ist, so wendet man sich an einen Kalenderkundigen, und dieser sieht auf den Tag und die Worte, die ihm zur Seite stehen, und die ihn bald zu einem Dies fastus oder infestus machen. Und darnach wird die Antwort eingerichtet. Ueber jedem Monat ist angezeigt, was in ihm geschehen wird; in diesem z. B. wird sich ein Mann mit der Frau zanken, in jenem der Schach seine Officianten schelten; der Schach wird mit dem Kaiser von Indien zerfallen; es wird ein König sterben; das Getreide, der Reifs werden gut oder schlecht gerathen; es werden viele Krankheiten herrschen u. s. w.

Ich machte dem gelehrten Myrsa, der mir den persischen Kalender auseinandersetzte, den Einwurf, dafs oft im ganzen Monate oder Jahre kein König stürbe, und dafs der Kalender mithin lüge. Die Antwort war: wenn

der König auch nicht in Persien stürbe, so stirbt er doch anderwärts, an einem entfernten Orte, von dem wir gerade keine Kenntnifs haben; so träfe der Kalender immer ein! Mithin eine sehr sichere Prophezeyung!

Der Mond und die Sonne sind mit Farben im Kalender abgebildet; zur Seite befindet sich der Thierkreis, woraus man sieht, dafs sie ihren Kalender zum Theil auf europäische Art einrichten wollten, dabei aber von ihrer fabelliebenden Phantasie zu weit vom rechten Wege abkamen. Uebrigens soll es schwer seyn, den Kalender zu verstehen, und in Baku sollen ihn kaum 2 bis 3 Menschen gehörig kennen, wahrscheinlich weil er einige mathematisch astronomische Kenntnisse voraussetzt, oder viele prophetische Deutungen erfordert.

Den ganzen Januar hatten wir Regen in Baku; liefs er an einem Tage nach, so waren den andern Tag die Strafsen überall trocken, die Sonne schien und wärmte schon sehr stark, und man konnte spazieren gehen. Am Neujahrstage war es überall trocken und so warm, dafs man ohne Mantel gehen konnte. Aber gegen Ende des Januarmonats fiel ein so starker Schnee (der erste starke in diesem Winter), mit einem geringen Frost begleitet, dafs er den ganzen Tag auf den Strafsen liegen blieb. Es zeigte sich des Morgens etwas Glatteis an schattigen Stellen, das überhaupt hier selten ist. Aber Tags darauf schmolz der Schnee aufs Neue, die Sonne schien warm, und die Luft war rein und heiter; doch fiel dabei etwas Regen.

Jetzt müssen die Baku'schen Einwohner, vorzüglich thun es die russischen, schnell ihre Keller mit Eis füllen; denn späterhin haben sie ihn nicht mehr zu erwarten; in Ermangelung des Eises nehmen sie Schnee, um im Sommer wenigstens einen kühlen Ort im Keller zu haben, wo sie Milch oder andere Speisen, die ohne Eiskeller in derselben Stunde verderben, aufbewahren können; daher kann man in den Sommermonaten nur

Abends oder Morgens frische Milch in Baku bekommen; in der Mittagszeit ist sie überall sauer geworden und verdorben.

Bald darauf wurde es auch sehr kothig in den Strafsen; das Wasser lief von den höhergelegenen Strafsen stromweise in die tiefern herab, und gelangte endlich so ins Meer. Dahin fliefst auch der Unrath aus den Häusern; in Baku, so wie in Persien, kennen die Perser nirgends Abtritte, aus denen sie den Unrath mit Einemmal fortschaffen könnten, sondern sie graben an einem Orte des Hauses eine Längsspalte in die Erde, in der sich überall Canäle finden, die ins Meer ihren Abflufs haben. Die Unreinlichkeit der Morgenländer beim Besuchen dieser geheimen Oerter ist sehr grofs, obwohl sie sie nie ohne einen Wasserkrug zu besuchen pflegen; da Reinlichkeit eine ihrer ersten Vorschriften im Koran ist, so meinen sie, sie zu befördern, wenn sie sich recht oft und — überall waschen.

Den ganzen Winter wurden wenig Vögel beobachtet, am häufigsten sah man einige Schnepfen und Rebhühner (*Tetrax francolinus*), dann aber *Otis tetrax* in grofser Menge, die hauptsächlich von russischen Soldaten geschossen und zum Verkauf umhergetragen wurden. Auch *Otis tarda* war nicht selten; späterhin zeigten sich einige Enten, *Anas casarca*, *Scandiaca*, *Rufina*, *Tadorna*; im März zeigte sich auch *Phoenicopterus ruber* in einzelnen Schwärmen.

Von Fischen wurde aus Ssallian der Lachs (*Salmo salar*) und der Schamaï (*Cyprinus chalcoides*) gebracht. Ein Gobius (etwa ein neuer oder *macrocephalus* Pall.) wurde sehr häufig bei Baku in der Bai gefangen. Auch Kuttume (*cyprinus nasus*) und grofse Barsche (*Perca lucioperca*) — wenn diese nicht etwa auch aus dem Kurflusse von Ssallian kamen — waren da nicht selten.

Den 11 Februar bekamen wir mit dem Vollmonde einen heftigen Frost, wie er diesen Winter noch gar nicht

nicht gewesen war und auch selten in Baku zu seyn pflegt, es fror 8° Réaum.; meist friert es 4° R.; in Kislar war der Frost um dieselbe Zeit weit bedeutender gewesen, gegen 23°, in Astrachan sogar 25°, eine auffallende Kälte und eben so auffallende Verschiedenheiten zwischen Gegenden, die nicht so sehr weit von einander abstehen.

Der Schnee ging aber schon mit Ende Februars weg, da er sonst weit länger auf den Feldern um Baku zu liegen pflegt. Im vergangenen Jahre war die gröfste Hitze im Julius 27½°; 28° fand sie am folgenden Tage, doch nur während zwei Stunden, statt. In Tiflis ist dagegen eine Hitze von 35° gar nichts Ungewöhnliches.

Die Kleidung der Männer in Baku weicht nicht von der der andern Tataren in Derbend und an der Ostküste des Meeres ab; sie verfertigen sie meist aus Tuch, seltener aus Atlas. Sie tragen ziemlich enganschliefsende Pantalons, die im Sommer von russischer Seide oder buntem Seidenzeuge sind, und oft an das kurze seidene Hemd angenäht werden; über dem Hemd tragen sie einen enganschliefsenden Kaftan, bald von feinem Tuch, bald von buntem Atlas, und binden ihn mit einem Shawl um den Gürtel zu. Ueber diesen Kaftan ziehen sie einen tuchenen Ueberrock an, der ihnen eben so eng ansitzt; die Aermel sind bis oben an das obere Armgelenk offen und hängen nach Hinten lose herab. Im Winter ist ihr Kaftan mit Pelz gefüttert, oder statt seiner ziehen sie einen Schafpelz an, nach Art des Kaftans verfertigt. Im Winter ziehen sie aufserdem noch über den Ueberrock einen weiten tuchenen Mantel, in den sie sich ganz einhüllen können. Die Mullahs tragen diesen Mantel gewöhnlich; bei ihnen ist er von hellem Tuch und mit einigen bunten Streifen der Länge nach besetzt. Auf den Kopf setzen sie eine Pelzmütze von bucharischen Schaffellen, die nach Oben spitz ist, und einen farbigen Boden aus rothem oder blauem Tuch hat. Ihre

Fufsbekleidung ist ganz einfach, bunte, wollene Socken und farbige Pantoffeln, diese legen sie überall vor der Thüre ab, ehe sie ins Zimmer treten. Ihr Barthaar färben einige schwarz, andere roth; der Kopf ist ihnen ganz beschoren, bis auf einen Zipfel Haare auf dem Scheitel.

Die Toilette einer Perserin in Baku ist eben so einfach als interessant für eine Europäerin. Zuerst wäscht sich die Perserin, indem sie niederhockt, Hände und Gesicht; das Waschen geschieht mit einem alten Leinwandlappen ohne Seife, denn sie kennen diese nicht; zum Waschen ihrer Kleidungsstücke aber bedienen sie sich eines fettigen Bolus aus den nahgelegenen Bergen. Hat die Perserin sich gewaschen, so weifst sie ihr Gesicht, und nun ist aus einem häfslichen, von der Sonne verbrannten, braunen, alten Gesichte ein schönes jugendliches geworden. Hierauf zieht sie ein seidenes moffnes Hemd an, das ganz kurz nicht einmal bis an die Hüften reicht; dann zieht sie ihre weiten Pantalons von Tirmanamah oder einem andern theuren Seidenzeuge an; bei manchen sind diese unten über eine Elle breit; ihre kurzen Strümpfe sind bald von Seide, meist von Wolle gewebt. Darauf schwärzt sie ihr Haar und flicht es in mehrere Flechten, mit denen sie ein Paar seidene Tücher auf dem Kopfe festbindet. Nun erst röthet sie das geweifste Gesicht, und färbt sich Augenbraunen und Augenlieder schwarz, mit einem schwarzen Stäbchen, das mit der Schwärze bestrichen ist; auch die Gegend zwischen beiden Augenbraunen über der Nasenwurzel wird geschwärzt.

Ist sie so weit mit dem schweren Theil ihrer Toilette fertig geworden, so zieht sie einen seidenen Kaftan oder ein Jubchen an, das bis an die Kniee reicht, oft aus schönem Tirmanamah meist mit Fuchsfell gefüttert; die Aermel sind lang und enganschliefsend; um den Hals legt sie nun Schnüre von Ducaten oder alten persischen Münzen, die ihr dann über die Brust herabhängen. Ueberhaupt liebt

die Perserin Gold und Silber in ihrem Putz, daher ist auch ihr Kaftan damit brodirt. Nun werden die Hände geröthet und silberne Ringe mit Rubinen, Smaragden oder auch Karneolen angesteckt; reichere haben schlechte persische Diamanten. So ist alsdann der ganze Putz vollendet.

Geht eine Perserin aus, so nimmt sie einen weißsen, groſsen Schlêier, meist von weiſsem Kalenkor oder rothem Seidenzeuge, über den Kopf und verhüllt sich damit; er reicht ihr bis an die Fersen, so daſs alsdann nichts weiter als die Augen zu sehen sind, wenn sie den Schleier zusammen nimmt. So gehen diese vermummten Figuren über die Straſse. In Derbend scheint mehr Reichthum und Luxus unter den Perserinnen zu seyn.

Die Wirthschaft einer Perserin ist dagegen keinesweges so reinlich und ohne Ekel anzusehen. Man kann sich nichts Schmutzigeres denken als die Art, wie eine Perserin ihre Tschuräks backt; dieſs ist die einzige Art von dünnen fladenförmigen Broden. Ihr Backofen besteht in einer groſsen, runden, kesselförmigen Vertiefung auf dem Feuerhërde, der einen besondern Rauchfang hat. Am Boden jener groſsen Vertiefung, die inwendig von Steinen rund ausgemauert ist, wird ein Feuer angemacht, meist aus Mistkuchen, von einigen kleinen Stücken Holz unterstützt. Ist die innere Wand des kesselförmigen Ofens, der also nach Oben ganz unbedeckt ist, heiſs geworden, so wird der zu kleinen Haufen geformte Teig herbeigebracht, mit beiden Händen platt aus einander geknetet und mit einem langen, spitzen, nadelförmigen Eisen werden fünf Löcher hineingestochen, damit die Wärme auch tiefer hinein dringe. Jetzt nimmt ein anderes Weib die Fladen und wirft sie von einer Hand in die andere, um sie anzufeuchten und so an die innere Ofenwand zu kleben. Darauf spritzt sie etwas Wasser auf die glühenden Kohlen, damit die Dämpfe an die Fladen steigen und sie gahr machen. So werden denn 10 bis 15 Fladen oder

Tschuräks nach und nach an den Ofen geklebt, aber ehe die letzten angeklebt werden, sind schon die ersten fertig und müssen abgenommen werden. Diese legt man dann gleich viel wohin, so auf die Kuhmistkuchen, die neben dem Ofen im Winkel lagen; auch erregt es ihnen keinen Ekel, die Nase in den Ofen hinein auszuschneuzen; aber das Widrigste kommt noch nach. Kaum ist die erste Hälfte der Tschuräks fertig geworden, so ziehen die Weiber ihre Hosen und Hemden aus, holen auch aus allen Winkeln des Hauses andere Kleidungsstücke der Art mit Ungeziefer herbei, und schütteln sie — horribile dictu! — über dem Ofen auf die Kohlen aus, und fahren dann gleich darauf wieder fort, ihre Fladen auszubacken!!

Aehnlichen Schmutz findet man bei der Bereitung anderer Speisen; und darin gleichen sie sehr den Kalmücken und ähnlichen tatarischen Völkerschaften.

Die Gefahr auf Reisen war früher im Kaukasus ungemein grofs; jetzt hat man mit einem einfachen Convoi von zwei oder einem Kosacken nichts zu fürchten. Früher konnte man nur durch grofse Belohnungen von den Chanen der einzelnen Provinzen erlangen, dafs sie den russischen Feldjägern oder der Post ein sicheres Geleit gaben; man war genöthigt, ihnen einen jährlichen Gehalt auszusetzen, damit sie den Postweg sicherten. Man konnte damals die Post oder die Militärgelder von einem Ort zum andern nicht ohne die Begleitung von 50 Mann Kosacken versenden, an die sich sogar noch eine Kanone anschliefsen mufste. Jetzt reitet ein Officier von Tiflis nach Baku und überbringt der ganzen Abtheilung der Truppen in Baku ihren Gehalt, ohne irgend einer Gefahr zu begegnen. Wollte man aber schnell eine Nachricht von Baku nach Tiflis senden, so konnte diefs nur durch einen gemietheten Tataren geschehen, der des Weges kundig zu Fufse durchs Gebirge lief, wo ihn keiner auf so unbekannten Fufsstiegen ertappen konnte;

aber ein solcher Eilbote kostete oft 20 Ducaten, doch war er sehr sicher. Damals plünderten Tataren und Lesghinen unaufhörlich russische Transporte, wenn sie nicht gehörig gedeckt waren, schlugen die Mannschaft todt und raubten ihnen Alles, was einigen Werth hatte. Damals konnte ein Baku'scher Commandant nicht so wie jetzt seine Zeit eiteln Beschäftigungen widmen; er mufste immerfort auf seiner Hut seyn, und den Feind nie aus dem Gesichte verlieren.

Jetzt ist nur noch der Weg über Tarki nach Kislär unsicher, so dafs man da nicht ohne grofse Begleitung reisen kann. Anfangs gaben in allen Gegenden, wo die russische Post ging, die Chane ihre Leute zur Bedeckung, und dafür erhielten sie alljährlich eine grofse Pension; doch hat schon jetzt der General Jermoloff vielen dieselbe genommen, und auch die wenigen noch übrigen werden sie wahrscheinlich nicht mehr lange behalten, da die Post und andere Reisende sich nie der Bedeckung der Chanischen Unterthanen bedienen.

Jetzt findet man in Baku, Dagestan, Schirvan, Gandsha, Tarki und andern Provinzen des Kaukasus bis Tiflis hin auf den dort eingerichteten Stationen Reitpferde und Tschopars; *) für ein bestimmtes Postgeld,

*) So nennt man eigentlich die Couriere in Persien, welche wichtige, dringende Angelegenheiten überbringen, vom türkischen Tschapkuhn, gradarius, tolutarius, velox equus; diefs dagegen kommt vom türkischen Tschapmak, galoppiren. Diese Tschopars sind sehr eilig, obgleich sie nicht überall Pferde (in Persien) finden. Es gibt dort nirgends eingerichtete Posten. In Persien nehmen die Eilboten des Schachs und die Chane die Pferde überall, wo sie sie finden, und sie haben die Erlaubnifs, sogar die Leute von den Pferden steigen zu lassen, die sie auf der Landstrafse treffen und sich auf sie zu setzen. Da wo sie durchkommen, müssen ihnen Pferde gestellt werden. Diefs ist aber eine sehr üble Einrichtung; denn geringere Leute, die nicht die Kraft haben, sich zu widersetzen, sind ge-

das Pferd zu 2 Kop. Silb. für die Werst, erhält man von diesen die nöthigen Pferde; es sind diefs meist schia'sche Tataren oder Armenier; vor Tiflis findet man auch ssünnische Tschopars. Aufser ihnen erhält man bald einen, bald zwei Kosacken zur Bedeckung mit, nächst dem Tschopar, dessen Pferde man reitet. Oft stellen die Kosacken selbst ihre Pferde, und dann findet man dort keine Tschopars, — so grofs ist jetzt die Sicherheit auf den Poststrafsen. Anders verhält es sich aber im Gebirge oder nur einige Werst von der Poststrafse, wohin man ohne grofse Begleitung nie reisen darf. Da die Commandanten der einzelnen Provinzen für die Sicherheit der Reisenden in denselben aufkommen, so haben die Kosacken den Befehl, nicht ohne specielleren Auftrag Reisende vom Wege ab ins Gebirge zu begleiten, was sie auch selbst wegen der augenscheinlichen Gefahr nie ohne Befehl thun werden.

Die gröfste Gefahr im Kaukasus entspringt noch gegenwärtig meist durch die Unruhen und Ueberfälle der Tschetschenzen und Tscherkessen. Ehemals war es in ihrem Gebiete so gefahrvoll, dafs wenn mehrere Rotten Militär zusammenstanden, immer eine des Nachts abwechselnd unter Gewehr bleiben mufste; ja man schlief in Kleidung neben der geladenen Kanone, um gleich bei einem Ueberfalle bereit zu seyn. Es hält sehr schwer, mit diesen beiden wilden Völkerstämmen fertig zu werden, denn sie wohnen auf unersteiglichen Berg-

nöthigt, den Courieren etwas Geld zu geben oder ihnen ihre Pferde auszuliefern und ihnen alsdann selbst nachzulaufen. Jene wagen aber nicht Pferde bei Standespersonen oder bei Beamten des Schachs zu nehmen, selbst nicht bei Fremden, die an den Hof reisen. Sie haben alsdann eine üble Folge zu fürchten. In der Regel nehmen sie Pferde auf den Dörfern, durch die sie kommen; um diese wieder zu bekommen, schickt man einen Menschen nach dem Dorfe, wohin sie ritten.

gipfeln, wohin man keine Kanonen führen kann. Jetzt ist General Jermoloff schon seit sechs Monaten in ihren Gebirgen, und obgleich er ein Dorf nach dem andern zerstört, so darf er sie doch nicht verlassen, denn sie sammeln sich immer von Neuem und überfallen alsdann seine Schaaren. Es leidet zwar keinen Zweifel, daſs sie von ihm bald besiegt und zur Ruhe gebracht seyn werden, doch wie lange diese dauern wird, ist nicht bestimmt; denn diese Bergvölker leben nur davon, daſs sie ewig plündern und rauben, wo ihre List und Menge überwiegt; müssen aber weichen, wenn man nur in einer gröſsern Masse ihnen die Spitze bietet. Dann ziehen sie sich in ihre Bergschluchten zurück, wo ihnen kein Heer folgen kann, und so hat der Krieg scheinbar ein Ende erreicht.

Anders dagegen ist es mit den Persern, den Gränznachbarn Ruſslands nach Süden; die russische Gränze ist dort zu weit ausgedehnt, als daſs sie auf allen Punkten zu jeder Zeit gedeckt seyn könnte, und daher ist nichts leichter als das Vordringen einer persischen Armee über sie in die russischen Provinzen, wenn es unvermuthet geschieht, ohne daſs sich das Militär an einem Punkte sammeln kann.*) Früher hatten die Perser wenig Kenntniſs der Taktik; sie drangen haufenweise ohne Ordnung, meist in groſsen Massen, auf die weit weniger zahlreichen Russen ein, die sie nur durch ein dicht geschlossenes Carré und durch ihre Kanonen abwehren und in Schranken halten konnten. Sie gingen meist in unregelmäſsigen Trupps, ohne irgend einem Commando zu gehor-

*) Daher konnten auch die Perser unter Anführung ihres Kronprinzen Abbas Myrsa im Spätsommer 1826 durch Karabagh bis nach Gandsha vorrücken, überall Verwüstungen und Verheerungen anrichten, selbst Schirvan und Kuba besetzen, ja sogar Tiflis bedrohen, Alles nur aus dem Grunde, weil die Gränze zu weitläuftig ist und ohne Militär war, so daſs dem Feinde ein offener Einmarsch in diese Provinzen frei stand.

chen, auf die Feinde los, und suchten sich gern haufenweise auf Hügeln oder Anhöhen zu postiren und da den Feind zu erwarten. Selten rückten sie in geschlossenen Reihen an und führten einzelne kleine Kanonen oder Falconets auf Kamelen mit sich.

Doch gegenwärtig hat sich ihre Disciplin und Taktik sehr verbessert, seitdem namentlich Engländer in die Dienste des Schachs getreten und Abbas Myrsa für europäische Taktik Liebe gewonnen hat. Hierzu kommen noch einige Ueberläufer vom russischen Militär, die so wie die Engländer vom Abbas Myrsa aufgenommen wurden und seine Leibwache bilden. Im Ganzen gibt es in Persien wenig stehende Truppen; sie werden meist in Kriegszeiten gemiethet und müssen immer ihren Sold richtig erhalten, sonst gehen sie aus ihrem Corps davon; ihren Officieren besonders zu gehorchen, ist so nicht ihre beste Tugend; sie mögen sich nicht gern dem Commando unterwerfen, was doch für eine gute Armee so aufserordentlich nöthig ist. Die besten und geregeltsten Truppen hat der Kronprinz Abbas Myrsa in Tauris, er ist selbst ein Krieger mit Leib und Seele; daher sind Waffenübungen seine Hauptbeschäftigung.

In Teheran hingegen besitzt der Schach selbst weniger Truppen; sie haben meist rothe Jacken, jene in Tauris dagegen blaue. Um den Schachschen Palast gehen unaufhörlich mehrere Wachen umher; aber sobald sich der Schach zur Ruhe begibt, legt sich auch die Schildwache in ihr Federbett und — der Palast ist Nachts ohne Wache! Die Teheranschen Truppen sind weit weniger disciplinirt als die Taurisischen; einige haben Schuhe, andere Stiefel; die Flinte halten sie nach Belieben, meist sehr nachlässig; läfst der Capitän exerciren, so hebt eine Hälfte früher, die andere später das Gewehr auf; doch das wird nicht so genau genommen. Eben so wenig fällt es auf, wenn die Hälfte beim Marschiren zurückbleibt, während die andere voranschreitet. Oft hält ein einzelner Soldat den ganzen

Zug auf; geht ihm z. B. sein Schuh los, so ruft er dem Capitän halt! zu; und dieser wartet aus Artigkeit, bis jener seinen Schuh zugebunden hat. Ein herrliches Commando! Und doch sind die Perser jetzt auf ihr Militär stolz; sie glauben, dafs das russische nicht besser disciplinirt sey! Auch Kanonen gibt es in Teheran, doch sehr altmodische, lange, grofse, die von dem Orte, wo sie einmal liegen, schwer weggebracht werden können. Man hat davon einige nach Räscht gebracht und möchte sie gern von da zurückbringen, doch sind die Perser zu unbeholfen, um es thun zu können.

In Teheran sollen nur etwa 100 Mann Soldaten seyn, die übrigen sind in den Provinzen vertheilt; die Hauptmacht befindet sich in Tauris; es sollen dort an 10,000 Mann stehen, von denen 1000 Mann, als Kern derselben, die Leibwache von Abbas Myrsa bilden.

Dagegen hat der Schach eine Leibwache von beinahe 1000 Frauen; darin besteht seine Taktik; er hat Frauen ohne Zahl, und obgleich schon über 70 Jahre alt, vermählt er sich noch regelmäfsig alle drei Monate. Er unterhält in allen Provinzen des Reichs alte Weiber, die ihm ohne Unterschied die schönsten Mädchen, persische, tatarische, armenische, georgische aufsuchen und nach Teheran führen. Nach dem Beilager ertönt meist eine rauschende Musik im Palast, und es nahen alsdann die Chane und Begs, um ihren Glückwunsch abzustatten; doch dürfen sie es nicht ohne reiche Geschenke thun.

Der Schach reitet regelmäfsig alle Monate auf die Jagd, von 30 bis 40 seiner Weiber begleitet, und in seinem Gefolge befinden sich reiche Chane, die Beutel mit Ducaten gefüllt. Nie kehrt er vor 3 bis 4 Wochen zurück; seine Jagd fängt damit an, dafs er einen Hammel an einen Pfahl binden läfst und ihn erschiefst. Die Glückwünsche seiner Chane dürfen nicht ohne klingende Geschenke seyn. Er kehrt natürlich reich mit Schätzen von seiner Jagd zurück.

Er soll überhaupt sehr geldgierig seyn; er gibt zwar seinen Frauen eine jährliche Gage, doch weiſs er ihnen das Geld auf eine leichte Art wieder abzunehmen; oder sie müssen ihm wieder selbst Geschenke machen, damit sie nur in seiner Gunst bleiben. So feierte einer seiner Söhne einmal seinen Geburtstag; er machte der Mutter ein ansehnliches Geschenk an Geld; um dieſs aber wieder zu erhalten, gibt er dem Sohne Confect und schickt ihn zur Mutter, um ihr von seiner Seite Glück zu wünschen; dafür war sie nun verbunden, ihm ein Geschenk an Geld zu machen, das der Vater dem Sohne wieder abnahm.

Er hat überhaupt über 80 Söhne, die jeden Morgen zu ihm kommen und sich ihm vorstellen müssen: dann sieht er sie den ganzen Tag nicht. Nie bleiben sie aber bei ihm zu Tische. In den Hauptstädten der Provinzen sind seine ältern Söhne meist die Chefs derselben; der älteste Abbas Myrsa hat das Generalcommando der Truppen und gilt vielleicht mehr als sein Vater. Von diesem ist er auch zu seinem Nachfolger ernannt. Er ist unter allen der fähigste, nur soll er dem Trunke sehr ergeben seyn. Als der Schach vor einigen Jahren ihn in Gegenwart der andern Brüder zu seinem Nachfolger ernannte, sagte ein anderer: „Ihr bestimmt ihn dazu, vielleicht wird er es auch, doch dieſs kann nur das Schwert entscheiden!" Es leidet keinen Zweifel, daſs es nicht zum Kriege kommen sollte; keine Thronveränderung in Persien ist ohne Bürgerkrieg. Doch ist Abbas Myrsa durch seine groſse Leibwache und durch seinen Einfluſs auf das Militär sehr geschützt. In Teheran leben allein 30 Söhne des Schachs.

Der Schach selbst ist aus dem verachteten Chadsharenstamme und wird daher selbst nicht geliebt; denn Chadsharen stehen bei den Persern in gleichen Ehren, als bei uns die Zigeuner. Selbst die Minister spotten mitunter über die niedrige Herkunft des Schachs.

Die Frauen des Schachs haben die Erlaubnifs in Teheran in jedes Haus zu gehen und müssen da gut aufgenommen und bewirthet werden. Gefällt ihnen diefs oder jenes Hausgeräthe, eine Theetasse oder ein hübscher Kasten, so sagen sie es nur dem Schach, dieser schickt sofort darnach und läfst es für sich fordern, was natürlich nie abgeschlagen werden darf.

Der Schach lebt sehr zurückgezogen, ist immer allein und besitzt gar nicht die Schätze, die man bei ihm erwartet; selbst sein Brillantenschmuck auf dem Rock, womit man ihn in Kupfer gestochen hat, ist gar nicht so bedeutend. Es sind nur flache, fast glanzlose Brillanten, klein und ohne allen Geschmack geschliffen. Es sind persische Diamanten, die den indischen oder brasilianischen an Feuer ungemein nachstehen. Aehnliche Diamanten, mit schlechten Smaragden und Rubinen versetzt, sieht man auch auf dem Sonnen-Löwen-Orden, auf dessen Stiftung unlängst die Engländer den Schach brachten; er enthält acht Strahlen, in der Mitte den Sonnenlöwen Persiens, und Diamanten mit jenen Steinen gemischt auf den Strahlen; dabei ist er sehr grob aus Gold gearbeitet.

Der Schach wohnt in einem schlechten Palast, wie es deren viele in Teheran gibt; es regnet sogar hinein, da das Dach, ohne Erdpech, überall schadhaft ist; die eine Hälfte des Palastes ist ganz baufällig und unbewohnbar. Und doch sind die Zimmer mit türkischen Shawls, wie man sagt, oder mit kostbaren sammtenen Teppichen aufgelegt. Er hat einen englischen Arzt, dessen Frau sich auch persisch kleidet und mit dem Schleier verhüllt über die Strafsen geht. Auch der Capitän, der das Obercommando der Teheranschen Truppen führt, ist ein Engländer.

Der englische Gesandte in Teheran lebt schon wenigstens 20 bis 25 Jahre dort und ist sehr bejahrt. Der

Schach liebt die Engländer und verläſst sich sehr auf ihren Rath.

Teheran ist überhaupt nur klein, und gleicht eher einem Dorfe, als einer Residenz; die Häuser sind unansehnlich und unbewohnbar, die Dächer ohne Erdpech, daher regnet es überall hinein; und da die Wände meist schadhaft sind, so haust der Wind beständig, und man läuft Gefahr in ihnen krank zu werden, wenn man darauf nicht achtet. Vor Teheran befindet sich eine alte eingefallene Brücke, über die man nur mit Lebensgefahr reitet, in der Mitte hat sie mehrere groſse Löcher. Der Schach selbst muſs mehrmal im Jahre über sie, und dennoch wird sie nicht ausgebessert.

Er ist sehr streng im Bestrafen der Verbrechen. Während der Anwesenheit des russischen Consuls Wazenko hatte man einen Dieb, der nur unbedeutende Dinge beim Schach gestohlen hatte, so bestraft, daſs man ihm Hände und Füſse abhieb und ihn lebendig in eine tiefe Gruft vergrub. Eine Hetäre des Schachs, über die eine andere geklagt hatte, wurde in eine Bombe geladen und so ausgeschossen!! Sind dieſs nicht Zeichen der gröſsten Rohheit und Grausamkeit!?

Die Chane der Provinzen müssen ihm beständig die Revenuen derselben oder eine bestimmte jährliche Summe für die Pacht des Chanats übersenden. Ehemals bedeuteten die Chane viel, und der Schach selbst war nur Chan, als er sich auf den Thron schwang. Um sich aber vor den andern mächtigern Chanen zu sichern, lieſs er sie allmählich aus dem Wege schaffen und zog ihr Vermögen ein; jetzt kann dagegen Jeder Chan werden, der dafür 50 Ducaten Abgaben dem Schach entrichtet. Früher hatten die Chane einen wichtigen Einfluſs aufs Volk, jetzt bedeuten sie nichts.

Die Abgaben in den Städten sind meist sehr drückend; so muſs jeder Arbeiter oder Kaufmann für seine Bude in Teheran jährlich etwa 1500 R. Banco zahlen, die

Schneider, Schuhmacher, Bäcker so gut wie der reichste Kaufmann. Diejenigen Einwohner, die keine Bude haben, zahlen auch keine Abgaben; die Abgaben für jeden Menschen, oder die Kopfsteuer kennt man in Persien nicht. Dafür müssen sie aber die Waaren theurer bezahlen, die nach Teheran hineingeführt werden. Am Thore nimmt man sogar von allen Lebensmitteln von Hühnern, Schafen, Holz, Stroh, die man in die Stadt führt, eine hohe Accise, weſshalb diese Lebensmittel so theuer sind. Holz gibt es überhaupt so wenig, daſs man es pfundweise verkauft. Die Wälder in Persien sind überall ausgerodet und daher ein groſser Holzmangel. Selbst das Wasser kostet Geld und ist so schmutzig, daſs man es ohne Ekel nicht trinken kann; wer nämlich das Wasser bei sich in einem Bassin haben will, muſs dafür bezahlen; es wird dorthin aus einem Flusse geleitet, der durch mehrere Straſsen läuft, und in den man allen nur möglichen Schmutz wirft, daher kann das Wasser nicht besonders rein seyn!

Die Perser, selbst in Teheran, sind gar keine abgesagten Feinde des Weins und Branntweins, obgleich beide Getränke ihnen stark im Alkoran untersagt sind, Man sieht in Teheran gar nicht selten betrunkene Perser in den Straſsen liegen, vorzüglich Abends; am Tage halten sie sich schon etwas mehr, da man sie alsdann meist dafür bestraft. Einst war der Schach auf die Jagd geritten, wie er dieſs in den Umgebungen Teherans oft thut, und sich da Hühner, Schafe und andere Lebensmittel schenken läſst; er blieb einige Tage länger, als gewöhnlich aus. Im trunkenen Muthe sagte daher ein Perser halb scherzend einigen Freunden: der Schach ist auf der Jagd umgekommen. Dieſs kam dem Schach Sadek, einem der ältesten Söhne, zu Ohren, der in Teheran in der Abwesenheit des Schachs befehligte; er lieſs sofort jenen Trunkenbold rufen und ihm die Zunge ausreiſsen.

sen. Die Männer gehen nur müſsig umher und bebauen im Frühjahr höchstens ein wenig das Feld, um etwas Weizen und Gerste zu säen. Man macht nur hier diese Art Teppiche, denn in Kuba werden andere verfertigt, die sich den gewebten nähern, nur nicht streifig sind, sondern mancherlei geschmackvolle Muster haben, die man schon von französischen Teppichen entnommen hat.

In Emirhadshan verfertigt man diese von dreierlei Gröſse, groſse nämlich, die im Zimmer in der Mitte liegen, zu 10 bis 15 Ducaten, kleine die oben liegen, und mittlere der Gröſse nach, und zugleich länger als jene, die an die Seiten des Zimmers gelegt werden. Man bezahlt sie mit 5 Ducaten. Die Arbeit ist sehr einfach, doch schwierig die Beschreibung.

Zuerst wird die Grundlage oder das Gewebe angelegt, worin der Teppich gearbeitet werden soll. Es ist dieſs ein sehr groſser Rahmen bei den gröſsten Teppichen, die über 5½ Arschinen lang und 2 Arschinen breit sind, von der Höhe von 2 bis 3 Arschinen, der oben und unten Querstäbe hat. An den obern Querstäben werden gedrehte, wollene, dünne Schnüre an einem Stück Wollenzeug angenäht, so daſs sie über den ganzen Rahmen reichen und unten über die Stäbe zurückgeschlagen werden; ihre Enden werden an der hintern Seite des Wollenzeuges befestigt. Dadurch nun entstehen zwei Schichten Fäden oder Schnüre, die noch deutlicher durch ein Querhölzchen geschieden werden, das sie von einander hält. Nach Unten legt man ein zweites schmales, bewegliches Querholz vor die vordere Lage; über dieses laufen die Fäden der Quere nach, so daſs die hintern an die vordern angezogen werden. Ueber dieſs Querholz wird nämlich ein Faden geschlungen, und so durch ihn jeder hintere Faden nach Vorn herangezogen; dadurch wird von beiden Lagen der getrennten Fäden eine fast gleiche Ebene gebildet. Ist die Arbeit bis hieher gediehen, so wird das Holz weiter hinaufgerückt. Zur Arbeit müssen aber viele, meist 10 bis 12 verschiedenartig

artig gefärbte wollene Knäule vorräthig seyn, die an dem obersten Querholze hängen.

Arbeitet nun die Perserin, so nimmt sie eine ihr nöthige Farbe, zieht mit der rechten Hand den Faden lang heraus, und indem sie mit dem Finger der linken Hand zwei jener Fäden des senkrecht ruhenden Gewebes (nämlich einen hintern und einen vordern) zu gleicher Zeit faſst, schlingt sie mit der rechten Hand jenen Faden um sie herum und knüpft ihn zu; gleich nach gemachter Schlinge reiſst sie den farbigen Faden ab und schreitet weiter fort.

Man kann eigentlich nicht sagen, sie mache durchs Umschlingen einen Knoten, sondern indem sie einen hintern und vordern gedrehten senkrechten Faden des Gewebes mit der linken Hand faſst, steckt sie den farbigen, wollenen Faden an der äuſsern Seite jener beiden hinein und zieht sie nun vereint aus ihrer Mitte (oder an ihrer innern Seite) heraus; jetzt reiſst sie beide farbige Fäden ab und läſst sie alsdann so hervorhängen. Hierauf schreitet sie zu einer neuen Umschlingung, wobei sie ebenfalls einen hintern und vordern Faden des Gewebes faſst und jene farbigen Fäden eben so um sie schlingt. Ist nun die ganze Querreihe fertig, so wird abwechselnd zwischen den hintern und vordern Fäden des Gewebes ein baumwollener Querfaden gezogen und mit einem gabelförmigen Instrument fest an das Flechtwerk angedrückt, um den farbigen, eben umschlungenen Fäden mehr Haltung zu geben. Da diese aber unordentlich weit hervorhängen und mithin eine rauhe Oberfläche bilden, so werden sie erst mit einer Scheere glatt geschoren, und dadurch entsteht eine gleiche Glätte des Teppichs.

Es ist nur zu bedauern, daſs die Weiber ohne Geschmack immer dasselbe Muster weben, und auch darin nur tatarische Figuren ohne allen Sinn, meist sternförmige hineinbringen. Hätten sie bessere Muster, so würden diese

Teppiche gewiſs nicht so wenig geschätzt werden, als es jetzt der Fall ist, da sie theils sehr dauerhaft sind und selbst gewaschen werden können, ohne daſs die Farbe verschieſst. In Kuba webt man jedoch die Teppiche ganz nach europäischem Muster, wenn man den Arbeiterinnen nur dasselbe zuschickt; doch ist der Preis alsdann theurer.

Auf den gröſsten Teppich arbeitet eine Perserin etwa vier Monate, was wohl deſshalb so lange dauert, weil die Weiber unaufhörlich durch ihre häuslichen Arbeiten davon abgehalten werden. Sonst weben sie auſserordentlich schnell, so daſs man mit aller Anstrengung der Augen kaum den Kunstgriff ihrer Hände erkennen kann, wenn sie es nicht absichtlich langsam machen.

Von hier aus bis Balachani, wo die schwarzen Naphthaquellen flieſsen, sind 7 Werst, und etwa 1 Werst von da auf dem Wege nach Ssarachani befinden sich die weiſsen Naphthaquellen. Jetzt waren sie versiegelt, da sie nur alle Monat einmal vom Pächter geöffnet werden. Die Quellen liegen in einer groſsen kesselförmigen Vertiefung, die jetzt noch mit Regen- und Schneewasser angefüllt war, so daſs mehrere Naphthaquellen mit ihren bretternen Wänden über die Oberfläche dieses scheinbaren Sees hervorragten. Im Sommer trocknet das Wasser ganz aus. An seinem Rande lag noch viel Schnee.

Auf der Ssarachaner Seite dieser kesselförmigen Vertiefung findet man einen Muschelkalkstein in ziemlich hohen Massen anstehen; auf der entgegengesetzten Seite herrscht nur eine lehmichte Erde, die überhaupt den ganzen Grund der Vertiefung bildet. Nirgends aber sieht man Sandstein. Im Lehmboden finden sich meist Muscheltrümmer von *Mytilus edulis*, *Cardium edule* und *rusticum* angesammelt, die sich noch jetzt im Meere finden; erstere Muschel ist besser erhalten als letztere, die ganz zertrümmert ist. Das Meer könnte sich vielleicht noch gar nicht so lange von hier zurückgezogen haben, es ist

über Ssarachani und Sich von hier etwa 6 Werst entfernt; doch stehen die Sichschen Berge auf dem Wege vor.

Oben wird der Lehmboden beackert, und man säet Weizen; *Merendera caucasica* und ein *Erodium* blühte hier sehr häufig. Auf der Ssarachanischen Seite der Vertiefung sind die Lehmberge einige Faden über sie erhaben, und in ihm dieselben Muscheltrümmer. Steigt man höher hinauf, so stöfst man auf jenen Muschelkalkstein, in dem nicht deutlich zu unterscheidende Muscheltrümmer liegen; doch scheinen sie meist kleinen feinen Mytilis anzugehören; sie liegen oft in grofser Menge von blendend weifser Farbe durch einander, so dafs ihnen nur wenige Cardien zugemengt sind. Nebenbei wird dieser Muschelkalkstein von gelblicher Farbe angetroffen, und in ihm liegen theils feine Muschelschalen, theils bemerkt man feine Spalten und Löcher, etwa wegen mangelnder Bindemasse entstanden, so dafs er dann einem Tuffkalke gleicht.

Höher hinauf bemerkt man einen derben Kalkstein, von grauer, oft auch weifslicher Farbe; er ist feinkörnig im Bruch und zeigt krystallinischen Glanz, aber in ihm liegen seltener Muscheltrümmer. Uebrigens ist er sehr hart und dicht. Noch höher stöfst man wiederum auf gelblichen Muschelkalk, der in grofsen Bänken gelagert ist und kleine Trümmer dünner mytilusähnlicher Versteinerungen führt, die durch und durch seine Masse zusammensetzen.

Von hier aus zeigt sich eine weite Ebene bis zum Dorfe Ssarachani, von wo etwa gegen ½ Werst das ewige Feuer befindlich ist. Diefs Dorf hat nur 33 Häuser und etwa 100 Einwohner; die Häuser sind klein, wie überall in diesen Dörfern und bilden meist ein fast dunkles Zimmer, worin die Bewohner mit ihrer ganzen Familie schlafen, essen und arbeiten. Ein solches Zimmer hat nur kleine Fenster, oft gar keine, und das Tageslicht fällt alsdann durch das offene Fenster hinein. Inwendig

ist ein solches Zimmer ausgeweifst und mit allerlei Figuren von bald schwarzem, bald rothem Papier beklebt; meist sind es Sterne oder ein guirlandenähnliches Band, aus lauter hellebardenähnlichen Spitzen bestehend, das an allen vier Wänden fortläuft.

An Holz leiden sie, wie die Bewohner der ganzen Provinz, Mangel, da sich nirgends die geringste Waldung findet; sie trocknen daher Kuhmist, den sie in viereckige, einen Fufs ins Gevierte haltende Kuchen kneten und übereinandergehäuft der Luft zum Trocknen aussetzen. Vor jedem Hause findet man 1 bis 2 sehr tiefe Gruben in der Erde, oft 3 bis 4 Fufs im Durchmesser, worin sie im Winter ihr Getreide aufbewahren, da ihnen Holz zu Kisten fehlt.

In jedem Dorfe befindet sich ein Aeltester, der die Befehle des Commandanten in Ausführung bringt. Die Gemeinde selbst erwählt ihn und mufs ihn für seine Mühe und seinen Zeitverlust durch einen jährlichen Gehalt entschädigen. Er mufs immer im Dorfe zur Stelle seyn, kann also nirgends Waaren oder Lebensmittel zum Verkauf verführen, wefshalb es billig ist, dafs er einen Gehalt empfängt. Diese Gemeinde ist aber so arm, dafs sie ihren Aeltesten noch nie bezahlt hat, aber ihn immer aufs Neue vom Commandanten erbitten, weil er die allgemeine Liebe besitzt. Er klagt sehr darüber; doch ist es nicht gut zu ändern. Es wird hier viel Kalk gebrannt; den man vom See Sich herführt; zum Kalkbrennen bedient man sich des ewigen Feuers.

Im Dorfe Ssarachani spricht man Tat, nicht türkisch-tatarisch. Ich liefs mir folgende Worte übersetzen:

Milch, schir.	Schaf, kuspän.
Kuh, marago.	Feuer, atasch.
Ei, turmuch.	Schreiben, binnuistän.
Pferd, aes,	Beten, namas gusästän.
Brod, nun, nicht tschuräk.	Pfeife rauchen, kallian keschi.
Kohlen, sogal.	

Mensch, märd.	Mutter, moi.
Mann, schwär.	Bruder, birwuar.
Frau, sänn.	Schwester, choar.
Weib, tschekerschan.	Sohn, kuck.
Vater, pjer.	Tochter, kiläh.

Von da ritt ich Tags darauf nach dem Salzsee Sich, der etwa 3 Werst von hier entfernt ist; anfangs kam ich durch eine Ebene und hatte die Sichschen Berge in ziemlicher Entfernung vor mir. Späterhin mufste ich durch ein früheres Flufsbette, das zu beiden Seiten hohe steile Ufer hatte; in ihm lagen Kieselgeschiebe von mannichfacher Gröfse und ein Stück des Rückenschildes einer Schildkröte, doch nicht versteinert, sondern nur ausgetrocknet. Wahrscheinlich mag sich hier *Emys caspia* finden. Die lehmichten Ufer enthielten viele versteinerte Muscheln der gewöhnlichen Art; oben lag ein Kalkstein mit denselben Versteinerungen des jetzigen Meeres, aber von nicht besonderer Härte.

Das Dorf Sich lag mir nun rechts am Abhange jenes Berges, und links ritt ich an den Salzsee. Seine Ufer sind sehr steil und bestehen oben aus lauter Muschelkalkstein mit Cardium- und Mytilustrümmern, denen ziemlich grofse Kieselgeschiebe zugemengt sind; der Kalk ist ziemlich hart. Der See war jetzt über 1 Werst lang, aber nicht sehr breit, sein Grund besteht aus einem Lehmboden mit Muscheltrümmern. Im heifsen Sommer trocknet er so weit aus, dafs die Arbeiter kaum bis ans Knie im Wasser stehen, um das Salz mit Aexten und Schaufeln auszuhauen. Ist das Jahr regnicht, oder war viel Schnee im Winter, so ist die Arbeit schwieriger, weil das Wasser sich nicht so leicht verzieht, sondern bis an den Leib zurückbleibt.

Das Salz sammelt sich am Boden an und ist an 3 Zoll dick, von schmutzig weifser Farbe, aber nicht bitter von Geschmack, auch nie roth, wie mitunter im Massasir. Die Salzkrystalle liegen dicht an einander und bil-

den eine derbe Masse, die oft mit einer schneeweifsen Rinde bedeckt ist, von wahrscheinlich zuletzt niedergeschlagenem Salze. Man gräbt das Salz meist an denselben Stellen; denn da der See sich im Winter mit Wasser bedeckt, so wird dadurch das Salz aufgelöst und überall wieder abgesetzt. Die Arbeit dauert oft 20 Tage, mitunter weniger Zeit; zu ihr kommen alle 35 Dörfer der Baku'schen Provinz zusammen, wefshalb sie auch der Krone keine Abgaben zahlen. Dessen ungeachtet mufs das Dorf Sich eine kleine Summe von 29 R. S. jährlich entrichten, die jedoch nicht als Kopfsteuer gilt. Das Dorf besteht aus 50 Häusern.

Aus sechs Salzseen wird Salz für den Pächter gewonnen; der siebente See, Kula genannt, der das beste und weifseste Salz besitzt, ist dagegen zum Gebrauch der dortigen Einwohner bestimmt und kommt mithin nicht dem Pächter zu. Zu den gröfsern Seen gehören vorzüglich die in der Nähe der Dörfer von Balachani, Mäschtava, Auschekusch und Massasir gelegenen, unter denen der letzte unter ihnen der gröfste und ergiebigste ist. Die Baku'sche Bucht ist vom See Sich etwa 2 Werst entfernt; doch nie kommt das Meerwasser bis zum See. An der Südseite des Sees befindet sich die hohe Bergkette, an deren Abhange das Dorf liegt. Sie besteht aus demselben Kalkstein, den ich auf der Ebene am Seeufer fand, mit Muscheltrümmern und oft sehr grofsen Kieselgeschieben, die sehr zahlreich in ihm und mitunter von der Gröfse eines Kinderkopfes sind; vorzüglich gegen die Spitze der Bergkuppe finden sie sich häufiger im Muschelkalk, der hier meist mit feinen Muscheltrümmern angefüllt ist; sein Bruch ist ziemlich grobkörnig, er ist dabei fest *) und von grauer Farbe. Oft zeigen

---

*) Von diesem festen Muschelkalkstein, vorzüglich um das Dorf Mäschtava, verfertigt man die Kornmühlensteine in Baku. Die meisten Einwohner haben in ihrem Hause eine

sich da, wo die Muschelschalen an einander gränzen, feine Spalten, vielleicht wegen des fehlenden Bindemittels, so dafs er dadurch tuffartig wird. Ueberhaupt ist dieser Kalkstein der Tertianzeit hier und in den meisten Gegenden der Umgebungen Baku's herrschend. Er ist ein Beweis von der früher gröfsern Ausdehnung des caspischen Meeres an der Westküste und bildet vereint mit dem Muschelkalk um Derbend, Tarki und Tük-karagan ohne Zweifel die ausgebreitetste Landseeformation der Tertianzeit. Von hier ritt ich immer am Strande entlang und hatte etwa 12 Werst bis zur Festung.

Vierzehntes Capitel.

Reise nach Ssallian.

Den 7 März 1825 ritt ich nach Ssallian, um den Fischfang anzusehen, der so eben seinen Anfang genommen hatte. Es gibt zwei Wege dahin, der eine, etwas weitere, 24 Agatschen (jede zu 7 Werst gerechnet; im Ganzen ist sie der Pharsange gleich) entfernt, führt theils über ebene Steppen, theils am Fufse der Schirvan-

---

solche kleine Mühle, die aus zwei rundzugehauenen auf einander liegenden Steinen besteht. Es wird nämlich in einem Hause in der Mitte des Zimmers eine runde Erhöhung von Erde errichtet, von der Gestalt eines Lehmberges, in dessen Mitte man einen dünnen Balken in eine Längsfurche legt; mitten in ihm befindet sich ein eiserner Pflock, der durch das Loch des auf ihm liegenden untern Steines durchgreift, und worin der obere Stein einpafst. Ein Pferd, das nun immer in die Runde getrieben wird, dreht den obern Stein umher und mahlt so das zwischen beiden Steinen befindliche Getreide zu Mehl.

schen Gebirge hin; der zweite geht nur am Ufer des Meers entlang und ist weit näher, kommt aber mit jenem etwa 6 Agatschen vor Baku zusammen. Auf jenem ritt ich hin, auf diesem zurück.

Im Allgemeinen bemerkt man an der ganzen Küste theils einen ebenen Lehmboden, der von den oben erwähnten, früher sehr thätigen Schlammvulcanen, wie aufgewühlt erscheint, theils mehrere Faden hohe Lehmberge, die, oft schroff an einander gruppirt, sehr weite Thäler zwischen sich lassen. Im Lehmboden findet man krystallinischen Gyps in flachen Tafeln, vorzüglich häufig vor der ersten Karavanserai; weiterhin ist er dem Lehm beigemischt und bildet nur kleine unförmliche Massen. Die Pferdehufe zertreten ihn, und dadurch erscheint der ganze Weg wie mit Schnee bedeckt.

Von Baku aus führt der Weg erst bergan, man kommt über einen Muschelkalkstein, der hier hohe Berge bildet, und steigt durch tiefe Schluchten immer höher hinan, bis etwa 4 Werst hinter der Stadt, wo der höchste Punkt ist, und wo man durch eine weite Aussicht sehr überrascht wird; man sieht links vor sich das offene Meer und die Baku'schen Ohren, so wie die Gruppe der Bergkette, auf der das Scheickhsche Dorf liegt; rechts hingegen eine offene tiefe Thalfläche, die noch vor Kurzem ein Meeresboden gewesen seyn mochte; in ihr ragen hin und wieder Lehmbänke hervor, aus horizontal geschichteten Lehmschichten bestehend, oder bilden oft hohe Lehmberge, auf denen bald Kieselgeschiebe, bald Muschelreste der jetzt im Meere lebenden Arten liegen; mehr rechts liegen sie amphitheatralisch zusammen und bilden Gruppen, die nach Oben von einem gelblichen Muschelkalkstein bedeckt sind, in dem man deutlich Cardium- und Mytilusreste erkennt; er ist auf den Lehmbergen gelägert und bildet die schroffe Wand der hiesigen höchsten Berge auf der Südwestseite von Baku, an der sich ein sehr schmaler, steiler Weg in die Tiefe hinabwindet;

die Muschelreste in ihm sind von blendender Weiſse, und die Reifen des Cardiums sehr stark und breit. Der schroffe Abhang des Berges könnte hier an 30 Faden hoch seyn.

Jenseits des Scheikhschen Dorfes fand ich einige Zeit vorher ebenfalls ein flaches Meeresufer, aber die Berge um das Dorf steigen steil in die Höhe, so daſs hier ehemals eine groſse Bucht des Meeres gewesen seyn muſs; weſshalb man wohl annehmen darf, daſs sich hier das Ufer immer mehr aus dem Wasser erhebt und dieſs mithin zurückzieht. Die Berge um das Scheikhsche Dorf bestehen aus einem gelblichen Kalkstein, der gleich einem Tuffkalke mit Löchern versehen ist; er enthält sehr fein zertrümmerte Muschelschalen, die da, wo sie an einander stoſsen, jene Löcher bilden; die Muscheln sind so zahlreich, daſs sie die ganze Kalkmasse zusammensetzen, und so zertrümmert, daſs sie unmöglich erkannt werden können, einigemal schien es mir sogar, als ob sie dünnen Serpulenröhren angehört hätten, die nur stark zerbrochen wären. Zwischen diesen Schalentrümmern finden sich oft kleine Quarzkörner inne liegend, und bilden dadurch ein sehr festes Gefüge; bisweilen erscheinen auch unter dem Muschelkalkstein ganze Sandschichten, won feinen losen Quarzkörnern gebildet, die dann mit dem geschichteten Muschelkalkstein wechseln.

Man kommt darauf einige Werst südlich von Baku über kleine Hügel und bald auf ebene Flächen hinab, die ringsher von Bergen begränzt werden; hier trifft man eine Menge kleiner Naphthaquellen und Bäche, in denen die Naphtha stromweise flieſst; diese kann Jeder benutzen.

Ehe man aber zum ersten Karavanserai kommt, zeigen sich bald kleine, bald groſse Lehmhügel, meist durch ehemalige Naphthavulcane entstanden, oder auch Hügel vom quarzigen Sandstein, die schräg geschichtet sind, und lauter groſse glänzende Quarzkörner enthalten; zwi-

schen ihnen liegen ganz kleine, gelbliche oder schwärzliche Quarzkörner, die mit jenen zusammen eine feste Sandsteinmasse bilden, welche in der Sonne einen lebhaften Glanz zeigt.

Ringsher in der Ebene findet man im Lehm Gypskrystalle. Vor dem Karavanserai dagegen steht ein Muschelkalkstein mit Cardium und Mytilus an, die durch kleine Kieselgeschiebe und Quarzkörner innig verbunden sind. Dieser Kalkstein scheint viel jünger zu seyn als der, welcher auf den Baku'schen Bergen oben aufliegt; er ist auch nur lose und ganz quarzig, ein späterer Absatz des Meeres, das von hier nicht über 100 Schritte entfernt ist; denn das Karavanserai liegt am flachen Meeresufer; wir trafen in ihm keinen Menschen an. Ueber dem Portal hat es eine neue persische Aufschrift und einen verdeckten Brunnen mit einem Dach zum Tränken der Pferde und Esel.

Von da kommt man alsdann über weite ebene Lehmsteppen, die jedoch westlich von hohen Lehmbergen begränzt werden, auf einen ganz unfruchtbaren Boden, in dem sich nur hin und wieder unförmliche Massen von Muschelkalkstein finden, die nur hieher geschleudert erscheinen. Beim dritten Karavanserai, das zwar das gröfste und festeste von allen dreien ist, die man bis Ssallian antrifft, findet man aufs Neue eine Art quarzigen Gesteins, das in sich lauter feine Löcher enthält und wie porös aussieht; vielleicht entstanden sie wegen der hier fehlenden Bindemasse, da sich die Quarzkörner ohne sie an einander legten und so kleine Löcher zwischen sich liefsen. Doch ist das Aussehen dieser Masse so auffallend, dafs man fast eine vulcanische Einwirkung bei der Bildung dieser Massen annehmen müfste, wofür auch die eigenthümliche Natur des Gesteins spräche, das nur aus krystallinischen Quarzkörnern besteht, die immer als durch Feuer geschmolzen und zusammengekittet angesehen werden müfsten. Dieser quarzige

Sandstein findet sich in ziemlicher Ausbreitung, ist horizontal gelagert, steigt aber nicht besonders hoch an; meist sieht man ihn den Grund der Ebenen bilden, oder bemerkt ihn in einem alten Flufsbette anstehen, wo er etwas Kalk in sich aufzunehmen scheint.

Dieser Flufs, der sich ehemals von den Lehmbergen ins Meer ergofs, hiefs Dsheiran Ketschmäs und ist jetzt ganz ausgetrocknet; sein Ufer ist mitunter ziemlich hoch; über ihn führte sonst eine hohe Brücke, deren halb eingestürzte Bögen man noch jetzt sieht.

Von hier fängt nun eine weite Ebene an, die mit Salzkraut, vorzüglich mit Anabasen, Schoberien, Salsolen und Artemisien bewachsen ist, die nahe am Meeresufer entlang fortführt und westlich von hohen Lehmbergen begränzt wird, auf denen man in einer Strecke von einigen Wersten lauter grofse unförmliche Blöcke von gelblichem Muschelkalkstein, ohne Zweifel denselben, wie beim Scheikhschen Dorfe, zerstreut umher liegen sieht, der auch mitunter in niedrigen Massen ansteht. In ihnen bemerkt man deutlich Muscheltrümmer, doch so fein und klein zertrümmert, dafs ihre Arten unmöglich erkannt werden können. Aber auch in diesen Blöcken erkennt man keinen ganz reinen Kalkstein, sondern sieht in ihm sehr kleine Quarzmassen in körnig krystallinischer Gestalt, die zwischen den Muscheltrümmern liegen; denn da die Muscheltrümmer so dicht neben einander bemerkt werden, so könnte man leicht annehmen, dafs hier ein kalkiges Bindemittel vorhanden sey.

Diese ungeheuren oft 2 bis 3 Faden ins Gevierte haltenden Steinblöcke bedecken nicht nur den Fufs der Lehmberge, sondern liegen auch auf ihrer Spitze und in der Steppe werstweit überall umher, so dafs sie offenbar durch irgend eine örtliche vulcanische Revolution hieher geschleudert seyn müfsten. — Auf dem halben Wege nach Ssallian ungefähr hören alle Berge auf, und

man kommt nur über Lehmsteppen, von denen die Gebirge ziemlich weit entfernt bleiben.

Der Fluſs Pirssagaht, über den ich auf dem halben Wege nach Ssallian reiten muſste, führte jetzt gar kein Wasser; dieſs zeigt sich nur im Frühjahr in ihm, so daſs man alsdann nicht gut durch ihn reiten kann, weil es zu hoch ist. Im Sommer dagegen trocknet es ganz aus oder kommt vielmehr nicht bis hieher, da es oben in der Schirvanschen Provinz durch groſse Canäle abgeleitet wird, um zur Bewässerung der Maulbeerplantagen zu dienen. Daher sind auch hier seine Ufer ziemlich unfruchtbar; über ihn führt eine steinerne Brücke, über welche ich zurückreiten muſste.

Beim Hinreiten traf ich in den Schamachinischen Gebirgen, denn Baku's Gränze erstreckt sich hier nicht weit, mehrere Familien Perser an, die etwa 10 Kibitken aufgeschlagen hatten und ihr Vieh weideten; sie nomadisiren im Winter in den Thälern und Ebenen, da sie im hohen Gebirge zur Winterszeit nirgends eine Weide finden. In diesen Ebenen finden ihre Heerden auch im Winter einige Weide. Ihr Reichthum besteht in wenigen Kühen und einer groſsen Heerde Schafe. Ihre Kibitken sind unansehnlich und aus bretternen Stäben zusammengeschlagen, über die sie Filzdecken legen und das Fundament mit Lehm bewerfen. Sie haben kein Holz, sondern brennen strauchartige Salsolen und Artemisien, die als dünne Reiser beim Brennen ein momentanes Feuer geben, das aber gleich wieder durch neue Reiser angefacht werden muſs, wenn es nicht ausgehen soll. So wird in einer Stunde ein sehr groſser Haufen Reiser verbrannt, die man nur mit Mühe aus der weiten Steppe zusammenlas; an manchen Stellen bedecken sie aber ganze, ungeheure Felder. Doch ist der fürchterliche Rauch, der von ihnen emporsteigt, kaum zu ertragen; es war mir nicht möglich, kaum länger als eine Viertelstunde in der Kibitke zu bleiben, da sie der Rauch ganz erfüllte; und obgleich im Freien eine groſse

Kälte mit einem scharfen Nordwind herrschte, so zog ich doch den Aufenthalt im Freien vor.

Diese armen Leute waren eben beschäftigt, sich Tschuräks zu backen; die Perserin nimmt einen zum runden Haufen geballten Teig, rollt ihn auf einer umgekehrten hölzernen Schüssel zu einem sehr dünnen, grofsen Fladen mit einem eisernen Stabe aus einander; legt diesen auf eine eiserne dünne Pfanne über ihr Anabasenfeuer und dreht ihn nach einigen Minuten um. Dann ist er fertig und meist zusammengerollt; mit dem eisernen Stabe wirft sie ihn hierauf in einen Winkel, und legt einen neuen Tschuräk auf die Pfanne.

Dabei sitzen nur Kinder und Alte umher, trinken ihre Kuhmilch und rauchen ihren Kallian, während eine Kuh dicht vor ihnen in der Kibitke sich von ihrem Harne entledigt. Schon daraus kann man sehen, wie schmutzig es in einer solchen Kibitke aussehen mag; selbst die Kalmücken leben nicht unreinlicher als diese Schamachinischen Perser. Sie sprechen einen türkisch-tatarischen Dialekt, wie in Baku.

In einer anderen Kibitke webte eine Perserin einen Teppich, gleich denen von Emirhadshan, woraus man schliefsen mufs, dafs sie auch im Schirvanschen verfertigt werden. Im Sommer ziehen sich diese Leute tiefer ins Gebirge zurück.

Ich ritt um Mitternacht von da weg, weil ich doch nirgends einen warmen und zugleich reinen Ort zum Nachtlager finden konnte, und kam bald in die ebene Ssalliansche Steppe, in der ich sehr viel vom Nordwinde zu leiden hatte, so dafs ich mich vor der fürchterlichen Kälte, obgleich ich einen sehr dick wattirten Mantel hatte, nirgends zu lassen wufste. Zu meinem Glücke war er mir im Rücken. Doch war ich vom Reiten zu sehr erschöpft und mufste mich daher ausruhen. Da fafste mich aber der Wind so fürchterlich, dafs ich's für rathsamer hielt, eher

weiter zu reiten, als hier zu liegen und vom heftigen Nordwinde zu leiden.

Auf dem ganzen Wege gibt's hier weiter keine Karavanserai, durchaus kein Gehölz oder einen Hügel, hinter dem man sich etwa vor der Wuth des Boreas verstecken konnte. Dabei ist der Weg so einförmig und so langweilig, daſs man vor Ungeduld, die Stadt nicht erreichen zu können, vergehen müſste. Endlich kamen wir auf die Schamachinische Landstraſse hinaus und bald darauf bei einem langen See vorbei, in dem sich jedoch kein Salz findet. *)

Ehe man aber zum Kur-Ufer gelangt, etwa 5 Werst von ihm entfernt, befindet sich ein nicht besonders hoher Berg, von den Ssallianschen Tataren Istissu, d. h. Warmwasser genannt; an dessen Fuſse sprudelt ein warmes, salziges Wasser, aber ohne alle Beimischung von schwefelhaltigem Wasserstoffgase. **) Das Wasser quillt aus der Erde hervor und flieſst in die Tiefe als ein kleiner Bach ab. Auch dieſs deutet auf einen unterirdischen Erhitzungsproceſs.

Es war Morgens 7 Uhr, als ich am dieſsseitigen Kur-Ufer vor Ssallian bei der Kosackenstation eintraf; die donschen Kosacken hatten jetzt den Cordon. In der Station traf ich einen Kosackenofficier, der gegen die Türken und Franzosen gefochten hatte und mit den rus-

*) Die Gegend um Ssallian selbst ist ganz flach und durchweg lehmig; die beiden Ufer des Kur bestehen eben so aus einem hohen Lehmboden. Früher war hier überall Meeresboden; ja zu Tacitus Zeit (Annal. VI. 33.) muſs die ganze Fläche unter Wasser gestanden und hier eine weite Bucht gebildet haben; das Meer scheint sich damals bis zu den nächsten Schamachinischen Gebirgen erstreckt zu haben.

**) Man hat aber auch warme Schwefelwasser in der Nähe von Ssallian beobachtet. S. Tableau des provinces entre les fleuves Terek et Kour. Petersb. 1798. p. 56.

sischen Truppen vor Paris gewesen war; sein Commando besteht in etwa 18 Kosacken.

Ich fuhr auf einem Kulas über den Kur und liefs meine Pferde und Führer diefsseits; diefs Boot besteht ganz wie bei den Truchmenen aus einem langen ausgehöhlten Baumstamme. Der Wind war sehr scharf und aufserordentlich heftig, daher die Wellen des Kur sehr grofs; doch ist der Flufs nicht über 150 Faden breit, und gegen 5 Faden tief. — Kurz vor Ssallian theilt er sich in zwei Arme.

Kaum war ich am jenseitigen Ufer angelangt, so führte man mich zum Beg oder Naip, der diese Würde noch zu Mustapha's Zeiten bekleidet hatte; der ganze Ssalliansche Kreis steht unter seiner Verwaltung, aber dabei hat der Commandant von Schamachie, dem die ganze Provinz anvertraut ist, eine specielle Aufsicht über ihn. Als ich zu ihm kam, präsidirte der Naip so eben im Divan in einem kleinen Gebäude; das Zimmer war mit schilfenen Teppichen belegt, und auf ihnen safsen die Räthe des Divans um den Naip mit untergeschlagenen Knien umher. Ich wandte mich gleich an den Beg mit meinem Anliegen. Er versprach mir alsbald eine Wohnung, einen Dolmetscher und Pferde nach der Wataga, wo der Fischfang im Kur so eben betrieben wurde.

Man führte mich auch wirklich bald darauf in ein Haus, worin man Teppiche von Schilf ausbreitete, Feuer im Kamin anmachte und mir bald darauf ein Mittagessen brachte, das aus einem Hammelfleischhachi in langen, wurstförmigen Stücken und Pilaw bestand; dazu lagen einige Tschuräks auf demselben Teller, vor deren Anblick mir schon ekelte, da ich in demselben Augenblicke an ihre Bereitungsart dachte; Abends erhielt ich dieselbe Portion und mufste mich damit zufrieden stellen. Mehrere der angesehensten Perser stellten sich

bei mir zum Besuch ein und unterhielten mich über ihre Stadt.

Bei meinem ersten Spaziergang durch Ssallian sah ich leicht, daſs es aus sehr zerstreuten, weit von einander entfernt liegenden Häusern besteht, die ohne alle Ordnung aus Lehm aufgebaut sind. Die Stadt ist mehrere Werst lang, längs dem Fluſsufer gebaut, und hat dadurch eine schöne Lage, die noch mehr durch herrliche, reiche Wein- und Fruchtgärten begünstigt und verschönert wird. In jedem Garten findet man Arbusen und Melonen in groſser Menge, man hat sie nach 40 Tagen reifen sehen; die Weinstöcke sind mannsdick, im Ganzen also Bäume von kolossaler Gröſse.

Ehemals lag Ssallian 25 Werst von hier entfernt, da wo jetzt die Watage oder Fischerei, Gottesfürsorge genannt, befindlich ist. Mustapha Chan, der letzte persische Herrscher Schirvans, der erst vor Kurzem nach Persien floh, und sein Chanat den Russen überlieſs, wollte Ssallian näher bei seiner Hauptstadt Schamachie haben; daher lieſs er es dort zerstören und hier am Kur wieder aufbauen. Alt-Ssallian soll früher aber weit gröſser und schöner gewesen seyn, als das jetzige Neu-Ssallian, vorzüglich soll die Zahl und die Pracht der Gärten sehr groſs gewesen seyn.

Die Häuser, von Lehm erbaut und von Balken gestützt, sind nur klein und unansehnlich. Steine gibt's hier eben so wenig als Bauholz. Die Dächer sind spitz, nach europäischer Art, nicht flach, wie dieſs sonst überall in persischen Städten der Fall ist; aber mit Stroh gedeckt und deſshalb gerade mit spitzen Dächern versehen, damit das Wasser desto leichter ablaufen könne. Die Zäune der Gärten sind von dickem Rohr oder Schilf gemacht und sehr hoch. Oefen kennt man hier eben so wenig als die Zimmerwärmer oder Mangale, deren man sich in Baku bedient. Dafür hat aber jedes Haus einen Kamin, die man dort weniger kennt.

In

In diesem Kamin unterhält man hier den ganzen Tag ein Feuer, dazu nimmt man aber immer faules Holz, das von Würmern ganz zernagt ist und auf dem Kur hiehergeführt wird; etwa 100 Werst nach Schamachie hin. Frisches Holz wagt man nicht zu fällen, weil die grofsen Waldungen jenseits des Kur in der Moganschen Steppe befindlich sind, an der Gränze des Feth Ali Schachischen Gebiets, und gerade jetzt sollen dort an 1800 Kibitken umherziehen, die die Ssallianschen Perser als russische Unterthanen sehr oft beunruhigen und plündern, oder wohl gar ermorden. Daher fällen die Bewohner dort nur dicht am Flufsufer alte, abgestorbene Baumstämme und führen sie den Kur hinab nach Ssallian.

Ich hatte mir vorgenommen, morgen den 9 März nach der Watage zu reiten und mir daher auch meine Pferde ganz früh bestellt. Der Morgen kam, doch mit welchen Gefühlen für mich. Der gestrige heftige Nordwind hatte einen starken Schnee herbeigeführt, und als ich zur Thüre hinaussah, waren alle Dächer und Strafsen mit tiefem Schnee bedeckt, und — es schneite noch. Obendrein war es Neujahr oder Nouruss der Perser.

Man machte einander Visiten und schlenderte umher, ohne sich um mich zu bekümmern, und die Pferde zum Ritt nach der Watage bereit zu halten. Erst Nachmittags konnte ich's dahin bringen, dafs ein Dolmetscher zu mir kam, der sich sehr entschuldigte, dafs er durch seine vielen Visiten so lange davon abgehalten worden sey. Er klagte über das schlechte Wetter, so dafs es ihnen nicht einmal vergönnt gewesen sey, die üblichen Pferderennen anzustellen, so wie andere Spiele des Volks auf dem freien Felde zu halten. Diefs lag weit und breit mit Schnee bedeckt, und obgleich Nachmittags wieder Wärme eintrat, so war diefs nur noch hinderlicher, denn dadurch wurde der gefrorne Lehmboden

ganz erweicht, und Ströme des geschmolzenen Schneewassers zeigten sich überall.

Dessen ungeachtet wollte ich doch dem langweiligen Orte zu entfliehen suchen; nur waren nirgends Pferde aufzutreiben; der Dolmetscher lief zwar, sich nach ihnen zu erkundigen, aber ehe er noch zurückkam, war es schon Abend geworden, und ich mufste wie ein Eingekerkerter den Tag in meiner elenden Wohnung zubringen. Dabei hörte ich nur aus der Ferne den Jubel an, der sich in den Höfen der einzelnen Häuser vernehmen liefs, und meist von dem Schall der türkischen Trommel begleitet war.

Um doch den heutigen Tag nicht ganz zu verlieren, liefs ich einen Perser aus Talisch kommen, der schon seit vielen Jahren Ssallianscher Einwohner war und zugleich die ghilanische und persische Sprache kannte. Ich wollte mich durch ihn über die Verwandtschaft der persischen und talischinischen Sprache überzeugen, und sah wohl bald, dafs auch diese nichts weiter sey als ein grober Dialekt der rein persischen Sprache, der gerade dadurch mit dem ghilanischen und dem Baku'schen Tat eine grofse Aehnlichkeit erhält, wenigstens sich mit ihnen in gleichem Verhältnisse zur Muttersprache, der neu-persischen, verhält. Hiernächst finden sich aber im Talisch viele eigenthümliche Wörter, die ich in keinem jener Dialekte wieder finde und die eben auch in der neu-persischen fehlen. Dieser Dialekt, den man nur in der Provinz Talisch spricht, deren Hauptort Lankeran ist, klingt aber im Ganzen sehr rauh und grob, und ist im Allgemeinen sehr schwer durch unser Alphabet auszudrücken, weil so viele eigenthümliche Guttural- und Nasal-Laute vorkommen, die unserer Sprache fremd sind.

Die Zahlwörter, die im Ganzen sehr den persischen gleichen, haben dort das Eigenthümliche, dafs ihre

Endsylbe immer durch ein sonderbares **gla** verlängert wird. Sie sind folgende:

1	ita,	persisch:	jek.
2	doto,	—	dü.
3	ssetto,	—	se oder si.
4	tschogla,	—	tschar oder tscheher.
5	pendschgla,	—	pendsch.
6	schäschtgla,	—	schesch.
7	hoftgla,	—	heft.
8	häschtgla,	—	hescht.
9	navgla,	—	nüh.
10	dagla,	—	deh.
11	jonsagla,	—	jasdeh oder jansedeh.
12	donsagla,	—	düwasdeh.
13	ssensagla,	—	sisdeh.
14	tschordagla,	—	tschehardeh.
15	ponsagla,	—	pansedeh.
16	schonsagla,	—	schansedeh.
17	haftagla,	—	hefdeh.
18	häschdagla,	—	heschdeh.
19	nonsagla,	—	nüwesdeh, nusdeh.
20	visgla,	—	bist.
21	visigla,	—	bistjek.
22	visidegla,	—	bistüdü.
23	vissisegla,	—	bistüse.
24	vissitschogla,	—	bistütschar.
25	vissipenschgla,	—	bistüpentsch.
30	ssigla,	—	si.
40	tschehelgla,	—	tschehel, tschil.
50	pendschogla,	—	pendscha.
60	ssagla,	—	schest.
70	hoftagla,	—	heftäd.
80	häschtagla,	—	heschtad.
90	navädgla,	—	nüwed.
100	ssogla,	—	säd.
200	divisgla,	—	düwist (düsäd).
1000	hasogla,	—	hesar.

28 *

Andere Wörter dagegen gleichen weniger dem persischen, doch ist die gegenseitige Verwandtschaft nicht zu verkennen; so heifst Wasser im Talisch oof, pers. āb; der Mond, moh, pers. mah; der Wind, woh, arabisch, hewah; der Berg, kuh, persisch eben so. Das Meer heifst diju, im Persischen derja. Ein Hügel heifst tepeh, gerade wie im Türkischen; so auch das Eis, buhs, wie im Persischen und Türkischen būs. Die Sonne heifst ganz eigenthümlich schangowai, der Regen, wosch, der Schnee, wa'h; woher sind diese Wörter? Mann und Weib, schuh und shen, heifsen fast gerade wie im Persischen schuher und sänn.

Talisch.	Persisch.	Ghilanisch.
Vater, pöh,*)	padar,	pihr.
Mutter, nänah,**)	mader,	mår.
Sohn, sua,	püser,	pessir.
Tochter, kinäh,***)	dohter,	dochtirr.
Kind, aghil,†)	bädshä,	tschigläh.
Kopf, ssä,	ssärr,	ssirr.
Fufs, léng,	pa,	pa.
Hand, dås,	dert,	dis.
Ohr, gusch,	gusch,	gusch.
Auge, tschesch,	tschesm,	tschisch.
Näse, wini,	bini,	bini.
Mund, gav,	tähan,	tehin.

*) Im Arabischen Abu, bu. Mit Unrecht sagt Klaproth, (Beschreib. der russisch. Provinz zw. dem schw. und casp. M. p. 180), in Talisch heifsen Vater, far; Mutter, mur; Bruder, bue. Diefs sind vielmehr Bemerkungen vom Grafen Potocki, l. c. p. 39 in den Nouv. Annal. des voy. Oct. 1827.

**) Im Türkischen heifst die Mutter ana, Kinder nennen sie nene.

***) Im Arabischen heifst ein Mädchen kaine, im Persischen kenizek.

†) Im Türkischen heifst der Sohn oghul.

Talisch.	Persisch.	Ghilanisch.
Zunge, sovun,	suban,	saban.
Bart, risch,	risch,	risch.
Fisch, moi,	mahi,	mahi.
Vogel, müf,	murgh,	margabi (eine Ente).
Schlange, mur,	mår,	mar.
Frosch, wasach,	wesägh,	wesägh.
Schaf, päs,	misch,	gusmund.
Ochs, go,	gåv,	gåv.
Kuh, sondago,	moadegan,	moadegan.
Hund, ssipa,	ssak',	ssik'.
Pferd, äsp,	äsp,	äsp.
Kamel, davüh, *)	schütur,	schutur.
Huhn, kåck,	murkh,	murkh.
Wald, wischäh,	bischäh, dschängel,	dschingül.
Baum, tschuh,	tschap, draght,	droght.
Ei, mugna,	murgana,	murgana.
Milch, schët, **)	schihr,	schihr.
Fleisch, goguscht,	guscht,	guscht.
Brod, nün,	nan,	nan.
Feuer, otasch,	atäsch,	atisch.
Haus, ck'ah, ***)	chana,	chana.
Stein, ssirh',	ssänk,	ssink.

Klaproth erklärt die Talischbewohner für ächte Meder, und sieht ihre Sprache gleichfalls als medisch an; doch hat er dafür keine andern Belege als das einzige Wort spako, das uns Herodot aufbehalten, womit die

*) Im Türkischen heifst das Kamel fast eben so deweh.

**) Im Türkischen heifst die Milch süd.

***) Gah braucht der Perser, in Verbindung mit einem andern Substantiv, um einen Ort anzuzeigen, als Ateschgah, Feuerort.

Meder einen Hund bezeichnetets. Diefs stimme, meint Klaproth, ganz mit dem Talischinischen Worte sepi, Hund; doch nennen die Talischbewohner den Hund seipi, das mithin weit mehr abweicht von dem Worte spako. Aehnliche Unrichtigkeiten bei Klaproth haben wir auf der vorhergehenden Seite angegeben. Doch stimmen wir ihm darin bei, dafs die Sprache der Talischbewohner ein grober Dialekt der persischen Sprache sey, nur mit dem Zusatze, dafs im Talisch sich viele eigenthümliche Wörter finden, die ihrem Ursprunge nach bis jetzt unbekannt sind. Vielleicht würden sie selbst in der medischen Sprache sich auffinden lassen, wenn wir von ihr nur mehr Ueberreste besäfsen.

Endlich kam der 10 März, das Wetter wurde heiterer, aber der Beg wollte mir keine Pferde und keine Führer zur Watage geben. Der Schirvansche Commandant hatte ihn nämlich von meiner Ankunft nicht benachrichtigt, und ohne seinen Befehl durfte er meine Forderung nicht erfüllen. Ich sah gleich ein, dafs daran nur der Commandant von Baku Schuld seyn konnte, der über meine Abreise in die Provinz Schirvan dem Commandanten derselben zu späte Anzeige gemacht hatte, dieser mithin noch nicht die gehörigen Anordnungen in Ssallian zu meinem weiteren Empfange machen lassen konnte. Zu meinem Verdrufs mufste ich heute sogar vernehmen, dafs der Commandant von Schirvan sich auf einer Revisionsreise befinde, und daher jene Anzeige nicht einmal erhalten würde. Indessen erwartete man ihn auch in Ssallian, und ich mufste daher meine Langeweile auf irgend eine Art verbeifsen. Das schlechte, nasse Wetter erlaubte nirgends Excursionen; daher mufste ich mich in meine vier leeren kalten Wände einschliefsen und sah nur täglich zwei Perser, die mir mein Essen brachten, mit denen ich aber leider kein Wort sprechen konnte, da mein Dolmetscher das neue Jahr feierte. Mein Frühstück bestand früh Morgens in etwas Honig und fast flüssigem, weichem

Käse, mit Honig bestrichen, dazu ein Paar Tschuräks. Nach Untergang der Sonne erfreute mich jetzt ein Hammelfleisch-kachi oder eine Art Eierkuchen auf Ploff gelegt. Mein Getränk dazu war ein lehmichtes Kurwasser.

Jetzt erinnerte ich mich, dafs in Ssalkian eine Abtheilung der Baku'schen Zollbehörde ist, und dafs bei ihr doch wenigstens ein russischer Beamter angestellt seyn müfste. Ich liefs mich zu ihm führen; er wohnte sehr weit von mir am Ufer des Flusses; der lehmicht schlüpfrige Weg dorthin war für mich sehr beschwerlich. Endlich komme ich an ein kleines Lehmgebäude; ich trete in ein dunkles Zimmer, und vor mir steht ein kleiner schwarzer Armenier, mit fürchterlichem Schnurrbarte und einer abenteuerlichen Tscherkessenmütze von zottigem Schaffell auf dem Kopf. Bald ward ich inne, dafs ich's mit einem gutmüthigen Menschen zu thun hatte. Er wufste mir viel von den Türken zu erzählen, gegen die er als Officier gefochten hatte, eben so hatte er gegen die Tschetschenzen und Tscherkessen gekämpft, bis ihn endlich eine schwere Wunde in der Brust nöthigte, in den Civildienst überzutreten. Er dient eigentlich bei der Baku'schen Zollbehörde und wurde nur auf einige Zeit hieher gesandt, weil sein Vorgänger unters Gericht abgegeben wurde, da er sich mancherlei Vergehungen zu Schulden kommen liefs.

Die hiesige Abtheilung der Zollbehörde, erzählte er mir, ist nur für die Ausfuhr von Mehl und Reifs bestimmt; werden etwa unverzollte Waaren eingeführt, so mufs er sie sofort nach Baku zum Stämpeln senden. Vom Pud Mehl oder Reifs zahlt der Eigenthümer 1 Kop. S. Abgabe; mithin ist die Einnahme nie gröfser als 1000 R. B., meist 6 bis 700 R. B., und diese Summe reicht kaum hin, um seinen Gehalt und die nöthigen Kanzleigelder herzugeben. Aufserdem müssen noch 10 Kosacken auf den 5 Bänken des Kur bei seinem Ausflusse ins Meer unterhalten werden, denen die Revision

der Pässe der auslaufenden Kirdshimen übertragen ist. Der Handel ist hier im Ganzen aufserordentlich unbedeutend, in Ssallian befinden sich nur 5 Kronsboote und 14 kleine persische Fahrzeuge (Kirdshime); die Schifffahrt ist dabei sehr gefährlich, so dafs im vergangenen Winter, wo der Frost stärker als gewöhnlich war, mehr als 40 Menschen auf verschiedenen Kirdshimen umgekommen sind.

Weit mehr Reifs wird von Lankeran ausgeführt, und dort müfste man eher eine Zollbehörde anlegen, die weit vortheilhafter wäre. Allein diefs Chanat Talisch ist nach der Unterwerfungsacte *) von allen Abgaben frei, und wo sich daher ein Lankeransches Kirdshim mit einem Pafs vom dortigen Commandanten zeigt, da werden seine Waaren ohne Zollabgaben in den Hafen gelassen.

Im Ganzen sind auch alle andern Zollbehörden des caspischen Meeres gar nicht mehr so einträglich, als sie es vordem waren, weil der Handel mit Persien immer mehr sinkt. So brachte die Astrachanische Zollbehörde ehemals der Krone eine Summe von 7 bis 800,000 R. B. ein; jetzt beträgt die Einnahme seltener mehr als 200,000 R. B.; die Baku'sche, die nach dieser die gröfste ist, brachte früher jährlich 180,000 R. B. ein, vergangenes Jahr war ihre Einnahme kaum 110,000 R. B., und diefs Jahr erwartet man nicht einmal diese Einnahme, weil die Abgaben nach dem Gulistanschen Tractat erhoben werden sollen, d. h. wie in dem persischen Hafen von Enselli, vom 1 R. S. zu 5 Kop. S.; früher, so auch

*) Diese könnte vielleicht durch den jetzigen persischen Krieg eine Veränderung für die Zukunft erhalten; denn da der Chan von Talischa einer der ersten war, der sich gegen Rufsland empörte, und selbst die Waffen ergriff, so wird wahrscheinlich die ganze Provinz, gleich wie früher die Schirvan'sche und Baku'sche, eine russische werden und eine ähnliche Einrichtung erhalten.

vergangenes Jahr, nahm man von baumwollenen und seidenen Zeugen 25 Kop. von 1 R. S., von gefärbten baumwollenen Waaren oder dem sogenannten Chamchalat 15 Kop. von 1 R. S., und von weifsen baumwollenen Waaren 10 Kop. von 1 R. S. Jetzt soll dagegen von allen Waaren gleicher Zoll erhoben werden, wodurch natürlich die Einnahme sehr verringert werden wird; überhaupt ist auch der Handel in den innern Provinzen Georgiens, vorzüglich aber in Dagestan, sehr gesunken; hier herrschte früher ein sehr lebhafter Handel; der persische Chamchalat wurde meist in grofsen Ballen dorthin gebracht und zu guten Preisen verkauft. Jetzt ist der Handel dorthin durch mancherlei Ursachen sehr erschwert und hört immer mehr auf.

Der persische Handel nahm ferner defshalb seit einigen Jahren sehr ab, weil die meisten persischen Waaren durch Erivan nach Tiflis gehen. Erschwert wird der Handel aufserdem noch durch die vielen verschiedenen Tarife; man erhebt in Baku den Zoll bald nach dem Gulistanschen Tarif, wenn die Waaren aus Persien kommen, bald nach dem europäischen, wenn die Waaren aus Tiflis gebracht werden, bald nach dem asiatischen, wenn sie aus Astrachan kommen. Dann zahlt man 1 Kop. von 1 Rubel Zoll. Nächstdem wird aber der Handel im Lande selbst noch sehr durch die innern Zollabgaben erschwert; in jeder Stadt nimmt man Zoll von Waaren, die aus einer andern kommen; die Baku'schen zahlen in Schamachie und diese in Baku Zoll. Durch diese vielen Zollabgaben werden die Waaren im Preise sehr hoch gesteigert, und ihr Verführen bringt keinen Vortheil mit sich; der Handel nimmt ab, und das Volk kann nie zu einem gewissen Wohlstande gelangen.

Zu den Zeiten des Chans war der Handel viel lebhafter, weil diese grofsen Zollabgaben nicht statt fanden; es kamen so z. B. in Baku fast 10 Schiffe mit russischen Waaren aus

Astrachan an; jetzt kommen deren selten über vier, meist nur drei. Diefs rührt auch daher, weil viele russische Waaren aus Tiflis nach Baku kommen.

Ssallian ist im Ganzen ein sehr ungesunder Ort, weil es so niedrig liegt und der Kur im Frühjahr über seine Ufer tritt; es herrschen alsdann viele Krankheiten, hauptsächlich kalte Fieber, die sich den ganzen Sommer bis zum October fortsetzen und endlich gar in Nervenfieber übergehen, selbst wenn sie nur einige Wochen gedauert haben. Die Sterblichkeit ist im Frühjahr und Herbst sehr grofs, oft sterben 10 Menschen an Einem Tage. Gegenwärtig sind wenig Krankheiten, die Sterblichkeit noch gering, obgleich im Winter fast regelmäfsig täglich 1 bis 2 Todte waren.

Es ist so feucht in der Stadt, dafs wenn man in den Häusern, die natürlich nirgends Fufsböden von Holz, sondern nur von Erde haben, nur einige Fufs tief gräbt, man gleich auf Wasser stöfst. Nicht selten wächst wegen dieser Feuchtigkeit im Zimmer Gras. Die Luft der Stadt wurde anfangs vorzüglich dadurch sehr verpestet, dafs die Perser mitten in der Stadt einen Todtenacker anlegten; in der Nähe des Kaufhofs nämlich befindet sich ein grofser Platz, den aber von allen Seiten Häuser umgeben, und hier begruben sie ihre Todten. Man sieht da eine ungeheure Menge Leichensteine errichtet, und unter ihnen Gräber, die oft eingestürzt sind, so dafs man alsdann in der Tiefe einer solchen Gruft die Todtengebeine entdeckt und ein modriger, kaum erträglicher Geruch, vorzüglich im heifsen Sommer, aus ihr emporsteigt. Erst vor einigen Jahren hat der Commandant den Einwohnern streng untersagt, ihre Todten dort zu begraben; daher wird der Platz zwar nicht mehr vergröfsert; allein die grofse Menge der eingestürzten Gräber vermehrt sich doch alle Jahre durch neue Einstürze und die verpestete Luft bleibt hier immer dieselbe.

Ssallian soll über tausend Häuser haben, obgleich es nur erst seit etwa 30 Jahren an diesem Platze existirt, man verfertigt viereckige längliche Lehmkuchen, die man über einander legt, und so wird eine Wand nach der andern gebaut und das Haus steht da. Die Abgaben der Stadt an die Krone sollen jährlich an 820 Ducaten betragen.

Man spricht in Ssallian so wie in ganz Schirvan den türkisch-tatarischen Dialekt; Tat wird nur in dem Dorfe Lahitsch, unfern Schamachie gesprochen.

Man baut um Ssallian Baumwolle, Reifs, Weizen, Gerste. Zum Baumwollenbau gehört ein feuchtes Frühjahr; man hat zu dem Behufe weite Canäle am Ufer des Kur gezogen, tritt er über sie, so leitet man das Wasser in jene Canäle, dadurch werden die Aecker bewässert; meist geschieht diefs im April, und im nächsten Monate Mai werden sie alsdann beackert und besäet. In 2 Monaten reift die Baumwolle. Weizen wird von der Krone viel gebaut, weil hier der Boden sich so aufserordentlich dazu eignet und die Ernte oft hundertfach seyn könnte, wenn man die gehörige Cultur des Bodens und das Einsammeln sorgfältig betreiben wollte. Schon Strabo bemerkt, dafs die Einwohner hier das 50ste Korn ernteten, und dafs die Ernten zweimal im Jahre geschähen. *) Mehrere Bataillone Truppen werden aus dieser Gegend mit Weizen und Gerste versehen; woraus man ihnen eine Grütze bereitet. Die Perser bebauen diese Kronsfelder und erhalten dafür, statt der Bezahlung, einen Antheil von Weizen, den sie späterhin zu Mehl mahlen und weiter verführen.

Der Ssalliansche Kreis, der zur Schirvan'schen Provinz gehört, besteht überhaupt aus 27 Dörfern am Kurflusse gelegen; die Bewohner einiger dieser Dorf-

*) Mit Unrecht wendet Malte Brun diese Stelle auf Derbend an, wo der Boden viel unfruchtbarer ist.

schaften ziehen als Nomaden umher; man nimmt etwa 1400 Häuser in allen diesen Dörfern an, und unter ihnen zwei Privatdörfer; die andern gehören der Krone. Die Bewohner bekennen sich als Mahomedaner zur schahischen Secte.

Nach der Flucht des frühern Beherrschers der Schirvan'schen Provinz, Mustapha Chan, wurden die Einnahmen der Krone aus dem Ssallianschen Kreise folgendermaſsen bestimmt:

Die Abgaben der Einwohner betrugen 2520 R. S., auſserdem erlegen sie den zehnten Theil ihrer Ernte, an Weizen 200 Tagar; *) an Gerste 15 Tagar, an Reiſs **) 130 Tagar, an Baumwolle 30 Batman. ***) Die Einnahme vom Fischfange beträgt 52,680 R. S. Die Einnahme vom Rachtar oder dem Zollamte, dem Fleischverkaufe und Viehschlachten, vom kleinen Waarenverkauf, vom Seifekochen, von den Färbereien und den Gewichten überhaupt 9200 R. S. Von den Abgaben für die kleinen Fahrzeuge, die man auf dem Flusse für gröſsere Fahrzeuge des Meeres miethet, erhält die Krone 1350 R. S. Und für die Ueberfahrt auf dem Kur in der Moganschen Steppe 300 R. S. Für die Salzseen erhält die Krone 15,000 R. S. (Jetzt sind sie auf Pacht abgegeben.) Und für die Naphthabrunnen 3648 R. S.

Die Krone säet an Weizen 200 Tagar aus und erhält davon eine Ernte von 2000 Tagar; an Reiſs säet man eben so 200 Tagar, davon erhält etwa 1800 Tagar, als Ernte, die Krone, und eben so viel die Arbeiter. Endlich werden 1000 Batman Baumwolle ausgesäet, die Ernte an reiner Baumwolle beträgt meist eben so viel, oft aber nur die Hälfte, ja selbst den vierten Theil.

---

*) Ein Tagar Weizen hat 25 russ. Pud, ein Tagar Gerste nur 20 Pud, und ein Tagar Reiſs 15 Pud.

**) Der Reiſs heiſst Tschaltyk im hiesigen Dialekt.

***) Ein Batman hat überhaupt 20 Pfund.

Endlich werden jährlich von dem Vogelfange der Krone geliefert an 10 Batman Daunen.

Das Ackern und Pflügen des Kronbodens wird mit Kronochsen verrichtet; man nennt sie Retschbar; die Arbeiter sind von den Abgaben frei und erhalten den vierten Theil der Ernte. Eben so auch von der Baumwollenernte.

Das Aussäen des Reifses und das Beackern des Bodens geschieht von den Bauern, die dazu bestimmt sind, und sie erhalten dafür die Hälfte der Ernte.

Die Vogelfänger erhalten von der Krone zu den Netzen 30 R. in Schirvan'scher Münze oder 18 R. S., und sind von der Abgabe befreit.

Endlich traf der Schirvan'sche Commandant den 11 März ein, und ich hatte mithin Hoffnung Führer nach der Fischerei zu erhalten. Ich ging zu ihm, wurde freundlich bewillkommt und fand, dafs er mich sehr gut kannte. Der General Jermoloff hatte schon vor einem Jahre an ihn officiell schreiben lassen und anbefohlen, mir überall den nöthigen Beistand geben zu lassen, wo ich seiner bedürfen sollte. Er hatte defshalb an den Naip von Ssallian geschrieben und so Jermoloff's Befehl ihm wiederum bekannt gemacht. Dieser aber als Perser hatte durch die Länge der Zeit den Befehl vergessen und eher geglaubt, dafs ich nicht mehr kommen würde, als sich denken können, dafs man für mich einen so grofsen Befehl gegeben hätte. Denn da die Perser gewohnt sind überall Militärpersonen in einer gold- oder silbergestickten Uniform zu sehen, ich aber meist in einem schwarzen Frack ging, so konnten sie kaum glauben, dafs man meiner wegen eine Corvette ausrüsten und so strenge Befehle geben würde.

Der Commandant gab mir gleich Pferde und Führer zur Fischerei, wohin ich nun auch Nachmittags ritt. Mich begleitete ein Dolmetscher und der Myrsa des Divans nebst zwei Persern, die Nukärs-Stelle vertra-

ten; Nukär sind Führer, die meist aus den niedern Personen genommen werden, weil sie nur den Weg zeigen sollen. Jene beiden reiten als Nukäre nur bei Beamten der Krone mit, und erzeigen ihnen dadurch eine besondere Ehre, doch waren sie beide, obgleich sie sich Begs nannten, so plump in ihren Gesprächen, dafs ich sie mehrmals zur Ruhe weisen mufste. Der Dolmetscher, der recht gut russisch sprach, hatte schon die siebente Frau, die frühern vier waren ihm gestorben, und doch liebte er sich noch zu putzen. Er hatte eine sehr bunte Kleidung, wie diefs die Perser überhaupt lieben; sehr grofse Reitstiefel von gelbem Saffian, grüne seidene Pantalons, die oben einen Besatz von dem theuren Seidenzeuge Tirmunah hatten, einen bunten seidenen Kaftan mit verschiedenen Blumen geziert, ein blau moffnes Hemd und einen dunkelgrünen Ueberrock von Tuch. Der Myrsa hatte eine andere feinere Kleidung, die wo möglich noch bunter war.

Mein Reitpferd war ziemlich gut, grofs und hübsch gebaut; es trug um den Hals eine gedrehte buntseidene Schnur, an der ein kleines Papierstück in einem seidenen Beutelchen hing, das die Gestalt einer Capsel hatte. Der Eigenthümer des Pferdes läfst diefs vom Mullah schreiben, wenn viele Perser sein Pferd loben und es beneiden, denn dadurch wird es krank; diefs aber wird verhütet, wenn dem Pferde ein solcher Talisman (Duäh) *) um den Hals gehängt wird. Die Worte sind meist Stellen aus dem Koran. Auch selbst Menschen lassen sich ähnliche Papiere schreiben, die sie in Krankheiten bald auf die Stirne, bald aufs Herz legen, und alsdann — genesen. Diefs sind ihre vorzüglichsten Arzneimittel. **)

---

*) Duäh heifst eigentlich eine Bitte oder Gelübde.

**) Es gibt überhaupt kein abergläubischeres Volk als die Perser; sie lassen überall das Schicksal walten. Alle Tage im Jahre sind entweder glücklich oder unglücklich, schwarz

Aehnlich diesen Talismans sind die Möhür, kleine Lehmkuchen von runder Gestalt, meist von Bolus, mit einem Siegel gestämpelt; sie werden nach der Meinung des Volks aus der heiligen Erde von Kerbelah verfertigt, in der Hüssein begraben liegt. Diese Möhür müssen sie beim Beten vor sich legen; doch sehen sie sie nicht gerade für heilig an, und halten es für eben so andächtig, wenn sie in Ermanglung jener Boluskuchen ihren Kamm, den sie, ihr Haar, vorzüglich das Barthaar, zu kämmen, immer bei sich führen, vor sich legen, wenn sie beten. Doch kann ihnen auch jedes Stück Erde oder jeder Stein beim Beten ähnliche Dienste thun, nur müssen sie irgend etwas vor sich liegen haben, weil es ihnen so im Koran befohlen ist.

In den Medscheds bewahrt man in der Regel viele Möhürs auf, wo ein jeder gleich beim Beten eins zu sich nimmt und daran sein Gebet richtet. Andere tragen

---

oder weifs; desſsgleichen auch die Stunden des Tages. Daher haben sie so viel Furcht vor Zaubereien und so viel Vertrauen zu den Amulets oder Talismanen; *) diese entstehen meist durch Beobachtung der Sterne und werden aus Stellen des Korans und der Hhadyts (Sammlung von Sentenzen, Beschlüssen, durch die Propheten ausgesprochen) zusammengesetzt. Das Ganze wird mit groſser Umsicht, hinsichtlich des Papiers, vorzüglich aber hinsichtlich der Zeit und des Orts geschrieben.

Manche tragen 6 bis 8 Stück auf einem Band genäht, als Armband, oder führen sie in kleinen Schachteln, oder Etuis, wie die Zahnstocher aus Gold und Silber gemacht, mit sich; und legen sie nie ab, weder Tag noch Nacht, selbst nicht wenn sie ins Bad gehen. Daher sind auch einige auf Stein geschrieben, damit sie nicht so leicht verderben. So wie es Talismane gegen alle Krankheiten gibt, so gibt es ihrer auch, um alle Güter zu erhalten. Kaufleute hängen sie daher an Buden, um sich Käufer zu verschaffen.

---

*) Das Wort Talisman scheint sogar orientalischen Ursprungs; es heiſst im Arabischen fast eben so — Thilsem.

sie immer in einem Beutelchen bei sich, das meist aus Seide mit Silberdrath besteht. Viele haben dergleichen mehrere bei sich, und wo sie beten mögen, legen sie sie vor sich, um ihre Andacht auf sie richten zu können.

Wir kamen nach einigen Wersten am linken Ufer des Flusses bei einem Berge vorbei, wo ehemals eine alte Stadt Drauh gestanden haben soll, von der man noch einige Reste, alte Gebäude in der Erde, Todtengerippe, altes Geld finden soll; doch konnte ich von diesen Münzen nirgends etwas zu Gesicht bekommen. Das Alter der Stadt wurde mir auch nicht bekannt; doch scheint sie nicht besonders lange zerstört worden zu seyn. Wir verliefsen bald das Ufer des Flusses und kamen so über lauter Steppe und in 2 Stunden etwa nach der Watage Gottesfürsorge, wo der Indier Otumdshen wohnt, der den ganzen Ssallianschen Fischfang von der Krone, von hier an 500 Werst den Kur bis nach Gärdshä aufwärts, für die jährliche Summe von 21,000 Ducaten gepachtet hat.

Früher *) war der Fischfang für den Pächter weit vortheilhafter. Er zahlte dem Mustapha Chan jährlich nur 7-, späterhin 10,000 R. Silber und hatte dadurch einen bedeutenden Gewinn; noch jetzt hat die Krone den Fischfang als ihre Revenue übernommen, da der treulose Mustapha Chan floh und seine Provinz im Stiche liefs.

Keiner der frühern Pächter hat so viel gezahlt als der Indier, und doch kann er dabei einen grofsen Gewinn haben, wenn er nur günstige Witterung und einen guten Fang hat, und wenn er während des schwierigen Transports

*) In ältern Zeiten wurde hier der Fischfang noch gar nicht so sehr im Grofsen getrieben, und man bezahlte so dem Landesherrn, dem Feth Ali Chan, für einen Hausen und einen Stör 5 Kop. S., für eine Serruga 2½ Kop., für einen Lachs 25 Kop. Guldenstädt, im Pet. Journ. 1777 p. 253.

ports zur See in der heifsen Jahreszeit keinen grofsen Verlust durchs Verderben der Sendung erleidet. Sein Vorgänger zahlte bei Weitem nicht so viel, wufste aber nicht seinen Vortheil gehörig zu benutzen und ging dabei zu Grunde.

Aufser jener grofsen jährlichen Summe hat der Indier eine andere bedeutende Ausgabe beim Erbauen der vielen Gebäude auf den verschiedenen Fischereien an den Ausflüssen des Kur, so dafs er sie vielleicht nicht zu hoch über eine Million anschlägt; wie grofs mufs, darnach zu urtheilen, die Einnahme seyn? Die Gebäude auf dieser Watage allein kosten ihn an 25,000 R.; die der andern Watagen, die noch gröfser und dauerhafter sind, haben eine verhältnifsmäfsig gröfsere Summe erfordert. Wie viele Speicher zum Aufbewahren der nöthigen Materialien und der gefangenen Fische, wie viele Wohnzimmer sind endlich nicht erforderlich für die vielen Arbeiter beim Fischfange! Der Indier hat ihrer an 500 aus Astrachan mitgebracht; unter denen meist Tataren sind, auch 50 Truchmenen von Mankischlag. Wie viele Ausgaben erfordert nicht das einzige Gebäude, das Weidehaus genannt, wo die gefangenen Fische ausgeweidet werden, wo man Kaviar und Hausenblase bereitet und die Fische zerschneidet, um sie zu salzen! Der Indier unterhält ferner auf eigene Kosten eine Menge Handwerker, als: Bötticher, die ihm grofse Tonnen aus Eichenholz, das aus Astrachan herbeigeführt wird, für die Versendung des Kaviars verfertigen müssen; ferner Schmiede, endlich Leute, die Boote machen, deren auf dieser Watage täglich gegen 40 im Gebrauche sind, um die Fische zu fangen. Zweimal bringen sie an jedem Tage in diesen Booten die gefangenen Fische zum Weidhause.

Diefs Alles kann einen ungefähren Begriff von der Gröfse und dem Umfange des Ssallianschen Fischfanges geben und von den eben so grofsen Einkünften als Ausgaben desselben. In Astrachan ist nächstdem der gröfste

Fischfang am caspischen Meere, doch kann er gar nicht mit dem hiesigen verglichen werden.

Jenes Weidhaus besteht aus einem langen Gebäude, an dessen beiden Endtheilen von der Flußseite zu zwei Auffahrten befindlich sind, das heißt zwei schräg hinabgehende glatte Bretterwände, an denen man die Fische mit Hakenstangen aus den Kähnen, die unten bei ihnen anlanden, hinaufzieht, um sie oben in den Seitenhallen dieses Gebäudes auszuweiden. In der Mitte desselben befindet sich eine andere Halle, die jedoch Wände und Thüren enthält, und nicht wie jene beiden offen steht; in ihr wird der Kaviar bereitet in 2 Faden langen Trögen, die etwa 3 Fuß tief sind; hier stehen eine Menge Tonnen zum Aufbewahren des Kaviars, große Siebe zum Durchseihen desselben, Pressen zum Pressen des Kaviars, und viele andere Geräthschaften.

In den Speichern für die Geräthschaften zum Fischfange findet man alle Werkzeuge, die man nur auf einem guten Markte erwarten könnte; man sieht da alle möglichen Werkzeuge von Eisen und Holz, Stricke, Säcke, aller Art Nägel, Haken — kurz Alles, was sich nur als nöthig zum Fischfange denken ließe, ist hier in großem Vorrathe angesammelt. In einem andern Speicher befindet sich der Branntweinvorrath für die Arbeiter. Bei jedem Speicher ist ein besonderer Aufseher angestellt, der die Sachen empfängt und wieder zum Gebrauch ausliefert.

Ein eigener Aufseher besorgt den schwierigen Bau der Verdämmung des Flusses; er allein erhält jährlich einen Gehalt von 6 bis 700 R. B. Der Kaviarbereiter (Ikränschtschik) erhält ungefähr eben so viel und wird für einen der wichtigsten Arbeiter gehalten. Andere Aufseher, deren auf allen Watagen überhaupt an 20 sind, erhalten weniger Gehalt. Die Fischereien liegen meist an den südlichen Armen des Kur, der sich mit mehrern Ausflüssen ins Meer ergießt; sie heißen Akuscha, die

ist unter allen die beste ist, die andern Lopatin, Arbata, Fortakala, Girdatschela.

Ueber alle diese Aufseher ist ein Oberaufseher ge-etzt, der die Aufsicht über alle Watagen hat, und unauf-örlich von einer zur andern reitet, die Arbeiten ansehen nd die Arbeiter zur Arbeit antreiben muss, da sie ohne in nie recht thätig sind. Er bekommt einen Gehalt von 000 R. Der frühere Pächter gab dem seinigen sogar 0,000 R. Gehalt, diess war ein verabschiedeter Officier.

Die Arbeiter erhalten einen jährlichen Gehalt von 0 bis 300 R. B., andere nur 150 R. B., je nachdem ihre rbeiten sind.

Ausserdem kostet der Transport nach Astrachan eine deutende Summe. Der Indier miethet mehrere Schiffe izu. So zahlt er für 3 Schouten an ihren Eigenthümer ,000 R., für 3 andere einem zweiten 30,000 R. für das hr, und für eine Raschiwe 8000 R. Aber beim Verfüh-n gehen sehr viele Fische zu Grunde, sie verderben rch die Hitze und wegen des schlechten Salzes, das eist aus Lehm oder Erde besteht und ganz schwarz ist. id doch muss der Indier dasselbe theuer bezahlen und sogar selbst einige Werst weit herholen. Er braucht ırlich an 5000 Chalvaren, den Chalvar zu 20 Pud ge-chnet, den er mit 16 R. B. bezahlt.

Zu diesen unumgänglich nöthigen Ausgaben kommen ch viele andere, die nie zu berechnen sind; so z. B. schenke an die zunächst wohnenden Commandanten n Schirvan und Lankeran, von denen er sich oft Sol-ten zum Fischfange gegen Bezahlung erbittet, wenn er ngel an Arbeitern leidet und die beste Zeit des Fisch-ges schleunige Anstalten erfordert. Nach Baku, Tiflis, bst Astrachan muss er beständig Sendungen machen, er durch diese Gönner Nachsicht bei Verzögerung der ılungen in den schwer zu haltenden Terminen, oder an-e Begünstigungen erhält.

Daher wird es dem armen Indier so schwer, seinen

Vortheil dabei zu haben, vorzüglich da er überdiefs noch ein so guter Mensch ist, dafs er jeden, der zu ihm kommt, sehr gut aufnimmt, und für den Weg mit schönen getrockneten Fischen und Kaviar versieht.

Pachtet man dagegen den Astrachanischen Fischfang, so ersieht man leicht die grofsen Vortheile vor jenem. In Astrachan ist der Fischfang ganz und gar Privatsache; daher erhält der Pächter, wenn mitunter die Einkünfte nicht hinreichen, um die nöthige Summe zu zahlen, immer weit eher Nachsicht und kann in kleinen Terminen allmählich das Geld abtragen, während beim Ssallianschen Fischfang für ein Tertial pränumerirt und für das ganze Jahr Sicherheit geleistet werden mufs. Diefs macht einen sehr grofsen Unterschied, denn der Indier mufs oft beim Mangel an der nöthigen Summe seine Waare um einen geringen Preis weggeben, um nur den Termin zu halten.

Der Astrachanische Kaufmann Schaposchnikoff hat gegenwärtig den ganzen Fischfang der Wolga gepachtet. So zahlt er dem Fürsten Kurakin 450,000 R. B. und dem Grafen Besbarodski 200,000 R. B. für die jährliche Pacht des Fischfanges auf der Wolga; letzterer erhielt von ihm vordem 260,000 R. B.; allein seit einigen Jahren ist die Wolga so sehr versandet und so seicht geworden, dafs die Zahl der Fische sich ungemein vermindert hat. Aufserdem kauft er noch den Wolgabauern und den dortigen Kosacken die Freiheit des Fischfanges ab, und zahlt dafür jährlich etwa 150,000 R. B. Die Stadt Astrachan hat aber auf der Wolga diefs- und jenseits der Stadt 7 Werst weit Fischfreiheit, doch mit der Bedingung, dafs die gefangenen Fische von den Fischern frisch auf dem Markte der Stadt verkauft werden müssen: sie dürfen mithin nicht gesalzen und versandt werden; was eben so vom Kaviar gilt, der frisch verkauft werden mufs.

Obgleich nun Schaposchnikoff nicht jene grofsen Fische fängt, wie der Indier in Ssallian, so hat er doch

den grofsen Vortheil, dafs er das ganze Jahr lang Fische fangen kann, also nicht nur die sogenannten rothen Fische fängt, wie in Ssallian, wo diese den Hauptfang bilden; zu ihnen gehören nämlich die Störarten, Acipenser sturio, huso, stellatus, ruthenus und schypa; nebstdem werden zwar im Kur die schönen Schahmaï (cyprinus chalcoides) gefangen, doch beschäftigt sich der Indier selbst nicht damit, sondern gibt ihren Fang einem Andern zur Pacht ab. Er fängt aber durchaus keine weifsen Fische in Ssallian, weil da Niemand wohnt, der sie etwa kaufte, und sie gesalzen nicht verführt werden könnten.

Dagegen bildet der Fang der weifsen Fische in Astrachan einen sehr bedeutenden Handelsartikel; sie werden dort frisch auf dem Markte verkauft und bilden wenn nicht gröfsere, doch gewifs ähnliche Einkünfte als die rothen Fische. Zu ihnen gehören alle nur möglichen Arten der Wolgafische, als Karpfen, oft von ungeheurer Gröfse, Lachse, Hechte, Barsche, Sandarte, Weifsfische aller Art, die ohne bedeutende Ausgaben eine tägliche Einnahme bilden. Dieser Fang findet daher in Ssallian gar nicht statt, obgleich er dort nicht minder bedeutend seyn würde, wenn man nur die Fische absetzen könnte.

Schaposchnikoff besitzt selbst einige Dörfer auf der Wolga, vorzüglich nach ihrem Ausflusse hin, die auf sonst ganz öden, wüsten Inseln gelegen, ihm hinsichtlich des Fischfanges sehr grofse jährliche Einkünfte verschaffen; so bringt ihm z. B. Shitnoi jährlich an 100,000 R. B. ein, nicht weil hier so viele Fische gefangen werden, sondern weil er sie immer frisch verkaufen kann. Er salzt sie dort mit schönem, blendendweifsem Salze und legt sie in seine Lary, eine Art Speicher, die Arschinen tief in der Erde befindliche Keller haben, wo die Fische auf Eis liegen und sich jahrelang frisch erhalten können. Diefs ist eine ganz neue Einrichtung und die Angabe dieser Eiskeller eine Erfindung von Schaposchnikoff selbst.

In Ssallian kennt der Indier kein Eis; wenn auch etwas Schnee fällt und es in seinen Kellern gesammelt wird, so hält er doch nicht so lange vor; es lohnt selbst nicht der Mühe ihn zu sammeln, weil er bald ausschmilzt. Die Hauptsache ist aber die, daſs der Indier in der gröſsten Hitze seine Waare übers Meer versenden muſs, wobei sehr viel zu Grunde geht, oft die ganze Ladung verdirbt.

Auch Schaposchnikoff hat einen ähnlichen Fischfang, wie der Ssallian'sche, nur viel kleiner als dieser, im Ki-ssilagatschschen Meerbusen; er pachtet ihn von dem Chan von Talischa für 1150 Ducaten; dieſs ist eine Revenue des Chans. Diesen Fischfang hat Schaposchnikoff auf 10 Jahre gepachtet, findet aber dabei keinen besondern Vortheil, da hier dieselben übeln Verhältnisse eintreten wie in Ssallian. Auch ihm verderben viele Fische bei der Ueberfahrt; auch er muſs sich das ohnehin schlechte Salz 80 Werst von Ki-ssilagatsch, jenseits jener Ssallianschen Wataga herholen und dazu noch Arben miethen, davon abgesehen, daſs das Versenden nach Astrachan zur See mit so vielen Gefahren verbunden ist. Noch vergangenes Jahr wurde ihm ein Kaufmannsschiff, eine Schoute, die er zum Transport gemiethet hatte, mit der ganzen Ladung, 80,000 R. B. an Werth, von den Stürmen an eine Klippe geworfen und scheiterte. Es waren allein an Kaviar 40 Tonnen (à 40 Pud) an Bord. In Ki-ssilagatsch werden nur Rothfische gefangen, so wie in Ssallian, und der ganze Fang wird nur im Frühjahr betrieben; Schaposchnikoff braucht jedes Jahr an 200 Arbeiter, während der Indier 800, oft 1000 in Thätigkeit setzt.

Früher hatte Schaposchnikoff noch den Fischfang auf der Swidara in Ghilan, doch hat er ihn da ganz aufgegeben; nicht nur deſshalb, weil es so schwer ist, Kaviar und gesalzene Fische von da nach Astrachan zu bringen, ohne daſs sie durch die Hitze leiden; sondern weil der Fluſs im Frühjahr über seine Ufer tritt, die Gebäude am Ufer zerstört und bei dessen Zurücktritt die Fische

todt auf ihm liegen bleiben, wodurch im Sommer eine sehr ungesunde verpestete Luft entsteht.

Schaposchnikoff ist überhaupt ein sehr unternehmender Mann, er versuchte im vergangenen Jahre auch im schwarzen Meere einen ähnlichen Fischfang zu errichten. Allein seine Leute hatten sich ohne Erfolg bemüht ihn dort einzuführen, theils weil die Schwierigkeit zu grofs ist, um die nöthigen Anstalten und Geräthschaften zu erhalten, theils auch weil jene sich wirklich nicht anlegen lassen. Doch wollte er in diesem Jahre gesalzene Fische nach der Türkei senden und dadurch seinen Vortheil zu verdoppeln suchen.

Sonst fängt man nirgends im caspischen Meere Fische im Grofsen; nur um Derbend und Tarki hat man hin und wieder selbst im Winter zu fischen versucht; man fängt dann meist Acipenser stellatus. Auch in Farahabad am Ausflusse des Tedshen hatte ein Armenier einen Fischfang eingerichtet, besonders für die Störarten, die man nach Rufsland schickte. (v. Frasers Reise l. c.)

Dagegen fängt man auch im Jaik Fische; die Freiheit dazu besitzen nur die Jaikschen Kasacken; doch hat Schaposchnikoff das Recht, auf 3 Faden Tiefe überall an der nördlichen Küste des caspischen Meeres vor den Ausflüssen der Wolga Fische zu fangen; tiefer ins Meer hineinzugehen lohnt's auch der Mühe nicht, weil die Fische nicht anbeifsen.

Die eigentliche Zeit des Fischfanges in Astrachan ist im März, April und Mai, namentlich von Astrachan 70 Werst nordwärts auf der Wolga, auf den Gütern des Fürsten Kurakin, wo ein ungemein reicher Fang statt findet; nächstdem ist um Astrachan ein guter Fischfang im Winter unterm Eise, der alsdann sehr vortheilhaft ist; man kann die Fische gefroren weit und breit verführen und so doppelten Gewinn ziehen. Man treibt den Wolgafischfang bis nach Saratoff zu.

In Ssallian geht der Fischfang für die Störarten im

März an, und wird mit der Mitte dieses Monats auf der Ssallianschen Watage Gottesfürsorge sehr stark, und dauert so bis zur Mitte Mai's auf den übrigen Watagen, wo er natürlich etwas später angeht, wenn er hier schon fast endigt. Im August und September zeigt sich hier aufs Neue ein kleiner Fang von weniger Bedeutung.

Im Ki-ssilagatschschen Meerbusen geht er im Ganzen um einige Tage früher an; alsdann ist hier im ganzen Jahre weiter kein Fang, nicht etwa, weil keine Fische sind, sondern weil die grofse Hitze das Einsalzen derselben hindert. Die Luft ist hier so drückend und so heifs, dafs die Fische, selbst wenn sie nur einige Tage gesalzen an der Luft liegen, gleich verderben; daher ist der Fang in den andern Monaten vergeblich. Ja, im Frühjahre ereignet es sich oft an einzelnen Tagen, wo ein starker Fang ist, dafs die Arbeiter mit dem Einsalzen der Fische nicht fertig werden können, und dafs ihnen unter den Händen die übrige Menge verdirbt.

Dagegen stellt sich mit dem October und November bis zum Februar in Ssallian der Fang der Schahmaï und Lachse ein, deren alsdann eine sehr grofse Menge gefangen wird; jene meistentheils an 250,000, diese an 10,000 Stück. Man trocknet und räuchert sie, und versendet sie sehr weit. Beides sind sehr angenehm schmeckende Fische, doch ist der Schahmaï in Kislar fetter und wohlschmeckender. Der Indier beschäftigt sich nicht selbst mit diesem Fischfange, sondern hat ihn weiter zur Pacht abgegeben, weil die Tataren diese kleinen Fische mit Netzen fangen müssen, da er sich nur mit dem Fange mit Haken beschäftigt. Nächst diesen kleinen Fischen fängt man noch Kuttume (Cyprinus nasus) und Sandar (perca lucioperca) sehr häufig; ersterer wird namentlich in grofser Menge getrocknet, weil ihn die Tataren, Perser und Armenier sehr lieben; daher verführt man ihn weit und breit. Die Störarten dagegen essen die Mahomedaner gar nicht. Der Wolga fehlen der Kuttum, Schahmaï, der

Lachs und Cyprinus bulatmaï, der eben so im Kur häufig gefangen und meist frisch verkauft wird. Unter den Stör-arten ist der Schyp sehr selten in Astrachan, doch findet man ihn wohl zuweilen unter den andern Arten, von denen er aber ganz und gar abweicht; dagegen ist er in Ssallian aufserordentlich häufig, zu manchen Zeiten häufiger als die andern Arten. Sterlete, die in Astrachan so häufig sind, findet man fast gar nicht in Ssallian, wenn man einen Fall ausnimmt, wo ihn ein früherer Aufseher vor einigen Jahren und zwar von der ungeheuren Gröfse von 1½ Arschinen fing und nach Astrachan sandte, wo man ihn auch für einen wirklichen Sterlet erklärte. Daher ist es wohl eher anzunehmen, dafs sich dieser Sterlet einmal hieher verirrt hatte, wefshalb er eine so seltene Gröfse zeigte; allein eigentlich fängt man ihn nie in Ssallian. Bei Astrachan wird dagegen der Barsch (perca fluviatilis) als ein dem Kur ganz fremder Fisch gefangen, dergleichen auch der Weifsfisch (Salmo leucichthys) in Stelle des fehlenden Lachses, der in der Ssamura und im Kur, auch im Bobul so häufig ist, während der Weifsfisch nur den Terek und die Wolga bewohnt. Doch soll derselbe Lachs sich auch im Jaik finden. Welse und Karpfen finden sich in beiden Flüssen im Kur und in der Wolga, und meist von ungeheurer Gröfse; so sind auch arschinenlange Sterlete nicht selten in der Wolga bei Astrachan.

Zur Zeit des Fischfanges im März zeigen sich in Ssallian zuerst Hausen, meist in ganzen Schaaren; diefs Jahr waren ihrer nur wenige; sie hörten bald auf, weil die Kälte aufs Neue eintrat. Dann ziehen Schyp (*Ac.* Schypa) und die eigentlichen Störe (*Ac.* Sturio) den Kur hinauf; letzterer war auch im Verhältnifs mit dem Schyp der Zahl nach nur unbedeutend; sein Fleisch ist nicht besonders gut, daher wird er nicht nach Astrachan geschickt; dagegen ist er immer reich an Kaviar, von angenehmem Geschmack. Sein Umfang ist sehr bedeutend, daher die Menge des Kaviars auch sehr grofs. Der Stör ist hier

meist mager und taugt zu nichts, während er gerade um Astrachan sehr schmackhaft ist und zuweilen in solcher Zahl erscheint, dafs man von ihm allein an 30,000 Stück jährlich fängt. Zuletzt steigt den Kur Acip. stellatus hinauf; er zeigt sich anfangs auch unter den andern Arten, bis er endlich ganz allein als der letzte bleibt und unter allen am zahlreichsten und längsten im Kur gefangen wird, so dafs man von ihnen im vergangenen Jahre, wo alle übrigen zusammen nur 55,000 Stück ausmachten, an 60,000 Stück fing. Nach dem Sterlet liefert er den besten Kaviar und das wohlschmeckendste Fleisch. Nach ihm liefert der Hausen einen guten Kaviar.

Der Fischfang im Kur hat seit einigen Jahren etwas abgenommen, seit die grofse Bank vor seinem Ausflusse nach NO zunimmt; sie ist dem Eintritt der Fische in den Kur hinderlich, so dafs sie nur beim NO in ziemlicher Menge den Flufs hinaufsteigen. Sobald aber ein anderer Wind, namentlich SO, SSW, selbst reiner O oder N wehen, vermindert sich ihre Zahl bedeutend; und wenn man an einem Tage bei einem Nordostwinde an 15,000 Stück fängt, so fängt man Tags darauf, bei einem ungünstigen Winde, kaum 1000.

Jene Bank ist so flach, dafs oft ein Boot, das mit 3 Tonnen Kaviar beladen ist und nicht 3 Fufs ins Wasser greift, mit der gröfsten Mühe zum Kaufmannsschiffe ins Meer geführt werden kann.

Vor dieser Bank befinden sich im Meere eine Menge Sandarte und Karpfen, die aber gar nicht zu fangen sind. Etwas Aehnliches tritt in Astrachan im Junius oder seltener im Julius ein, wo zuweilen beim hohen Wasserstande die Wolga über die Ufer tritt, so dafs alsdann keine Fische gefangen werden können.

In Astrachan fängt man überhaupt nur das ganze Jahr 20,000 Störe, in Ssallian dagegen an einem Tage eine solche Zahl rothe Fische, nur von verschiedenen Arten; da-

für sind jene aber weit geschmackvoller und können frisch verkauft werden.

In der Swidura findet sich Schyp und Stör am häufigsten; sie geben guten Kaviar.

Bei meiner Anwesenheit auf der Fischerei Gottesfürsorge fing man täglich nur 200 bis 300 Fische, was daher kam, weil der Wind meist vom Lande blies; der Westwind ist immer der allernachtheiligste, weil die Fische, die den Strom hinaufschwimmen wollen, dadurch genöthigt werden, ins Meer zurückzukehren. Sind aber alle Umstände, Wind und Wetter günstig, so kann man täglich 10 bis 20,000 Fische fangen, so dafs man sie nicht alle ausweiden kann, und man genöthigt ist, mehrere ins Wasser zurückzuwerfen oder weniger Haken auszustellen. Doch tritt diese Zeit erst mit Anfang Aprils ein, bis dahin zählt man sie täglich zu Hunderten.

Diefs Jahr fing der Hausen früh an, in den Kur hinaufzusteigen; späterhin, als ich da war, hörte er auf, so dafs ich täglich unter 300 Stück etwa nur 3 bis 4 Hausen fand, die meisten waren Schyp und Acipenser stellatus, oft von der Länge einiger Faden.

Wenn das Wasser des Kur sehr steigt und viel Treibholz von Oben heruntergetrieben wird, so ist es nicht gut möglich, mit Haken zu fangen; es kommen daher an 100 Perser aus Ssallian mit langen Netzen, oft von 200 Faden Länge, und stellen sie aus; in jedem Netze fangen sie alsdann 10 bis 12 Störe, oft fadenlange; dessen ungeachtet reifsen sie nicht die feinen Netze durch, sondern liegen ganz ruhig in ihnen, bis ein kleiner Schlag auf die Schnauze sie ganz betäubt niederwirft und ihnen alle Kraft nimmt.

Auf der Wataga Lopatkin fängt man immer mit Netzen; auf den übrigen Watagen anfangs mit Haken und dann mit Haken und Netzen zugleich.

Der Fang der Fische geschieht auf folgende Art: Der Kur wird, ehe der Fang angeht, einige Werst

jenseits der Fischerei gedämmt, eine solche Verdämmung besteht aus einer quer durchs Flußbette gehenden, in den Boden desselben gerade hineingesenkten Wand von 6 Faden langen Balken; sie sind 2 Faden tief in die Erde eingesenkt und stehen ganz dicht neben einander. Außerdem sind sie aber noch der Quere nach mit Ruthen zusammengeflochten, damit nirgends die Fische durchkönnen. Diese Balkenwand läuft nicht gerade durch den Fluß, sondern bildet in der Mitte einen spitzen Winkel, mit dem sie stromaufwärts gerichtet ist, um die zu starke Strömung zu hemmen, damit die Balken durch sie nicht herausgerissen werden. Damit aber Kirdshimen auf dem Flusse überall fahren können, hat man eine Pforte an der einen Seite angebracht, die geöffnet und wiederum geschlossen werden kann. Wenn die Verdämmung (Saboika) auch noch so fest ist, so schleichen sich doch die Fische durch sie; sie graben sich durch die Erde oder schlüpfen durch die Pforte, wenn sie für ein Kirdshim geöffnet wird. So groß ist ihr Trieb, den Fluß hinaufzusteigen.

Abends ist meist vor diesem Damm ein bedeutender Fang; es sammeln sich da eine Menge Störe, um sich durch sie durchzuschleichen, aber von ihr zurückgehalten werden. Alsdann kommen einige Fischer auf Booten mit langen Stangen, an deren Spitze ein langer, scharfer Widerhaken befindlich ist, suchen damit im Wasser auf Störe, und treffen ihrer auch bald mehrere; sie spießen sie alsdann auf und ziehen sie in die Höhe. Oft spießen sich Störe selbst an diese Haken, weil sie gern sich an solche Gegenstände machen, die sie für eine Beute halten. Abends ist hier der Fischfang meist sehr einträglich. Dießseits des Dammes sind eine Menge Pfähle zu beiden Seiten des Ufers vor der Wataga eingeschlagen; an sie befestigt man Stricke quer über den Fluß und an ihnen hängen die Haken von Eisen; an jedem Stricke etwa 120 Stück. Von jedem Haken hängt ein leichtes Holzstück

ins Wasser, wodurch der Fisch getäuscht, und indem er es für ein Stück Fleisch hält, herbeigelockt wird; aber während er darnach schnappt, spiefst er sich mit irgend einem Theile seines Körpers auf den scharfen Haken an. Er versucht sich natürlich davon loszumachen, stöfst aber dadurch den Haken immer tiefer in den Leib hinein und kann, so gefesselt, nicht wieder fort. Morgens und Abends fahren nun die Fischer in Booten an diesen Stricken auf und ab, ziehen einen jeden Strick leis an, um zu erfahren, ob nicht ein Fisch an dem Haken hängt. Dieser gibt sich sofort durch eine heftige Bewegung zu erkennen. Der Fischer zieht ihn dann mit dem Haken in die Höhe und gibt ihm mit einem Hammer einen starken Schlag auf den Kopf, wodurch er betäubt wird und ruhig im Boote liegen bleibt. Es sind an 35 Boote, die jedesmal die Runde machen.

Hierauf fahren die Boote mit ihrer Ausbeute an die Anfahrten jenes Weidhauses (Plot), an die sie ihre Boote befestigen; ein Arbeiter reicht nämlich von der Arbeitshalle mit einem langen Hakenstock herab, und hakt in den Fisch irgendwo ein, so dafs er ihn dadurch bequem auf der schräg geneigten Fläche der Anfahrt hinaufzuziehen im Stande ist.

Hat man nun eine hinlängliche Menge Fische der Reihe nach neben einander niedergelegt, so tritt ein Arbeiter mit dem Messer herbei, um die Fische auszuweiden oder zu excentriren. Er schneidet dem Fisch mit einem Schnitt den ganzen Leib auf, nimmt die Eierstöcke heraus, die als Kaviar in einen Kübel geworfen werden, reifst die Eingeweide heraus und schneidet die Schwimmblase an einem Ende von ihrem Befestigungsorte los, worauf er sie dann von der Wirbelsäule abreifst und sie den Knaben zuwirft, die gleich herbeieilen und sie sorgfältig im Wasser abspülen und von der schwarzen, ihr anklebenden äufsern Haut rein machen.

Darauf schneidet jener Arbeiter die Rückenwirbel

von Innen ein, und trifft auf einen Canal, der unter der Rückenmarkshöhle sich bis an den Schädel erstreckt, und selbst unter der Schädelhöhle noch fortläuft und in sich einen Sehnenstrang enthält, den er der Länge nach so geschickt einschneidet und dann ausreifst, dafs er nur oben und unten hängen bleibt, wo er ihn durch einen Messerschnitt trennt. Dann wird er ebenfalls den Knaben zum Reinigen hingeworfen; man nennt diese Rückgrats-Sehne Wesiga (im Russischen), vielleicht mit Vesica einerlei, weil sie mit der Schwimmblase in Verbindung zu stehen scheint; man bedient sich ihrer zur Speise, indem man sie gleich Macaroni mit Butter bereitet; in Rufsland liebt man sie sehr in Häusern des niedern Bürger- und Kaufmannsstandes, vorzüglich zur langen Fastenzeit.

Den Hausen schneidet man etwas anders auf, weil er gesalzen nach Astrachan gesandt wird. Den Schyp und Stör hingegen verkauft der Indier frisch an Georgier, die mit ihren Arbeitsleuten aus Tiflis hieher kommen, und sie an der Luft dörren und so nach Tiflis verführen, wo sie Georgier und Armenier sehr viel kaufen. Auch diese beiden Arten Störe werden anders aufgeschnitten, weil die Georgier sie später selbst in Längsstreifen schneiden und dann dörren. Der Hausen, der mehr von der Seite aufgeschnitten wird, hat die dickste Schwimmblase und gibt mithin den besten Fischleim (Ichthyocolla); sein Schädel wird mit einem Beil in mehrere Stücke zerhauen, damit er bequemer, wenn der Fisch eingesalzen ist, in das Fafs gelegt werden könne.

Die Schwimmblase wird, sobald sie gewaschen und ihr die äufsere schmutzige Haut genommen ist, der Sonne zum Trocknen auf schräg liegenden Brettern ausgesetzt, damit die Feuchtigkeit von ihr ablaufen könne. Sie trocknet in der Sonnenwärme in einigen Stunden. Wenn sie noch nicht ganz trocken, sondern noch etwas feucht ist, nimmt man ihr die noch rückständige äufsere schwarze

Haut ab, die sich alsdann leicht trennen läſst; die innere bleibt nun als Ichthyocolla allein zurück.

Ist kein Sonnenschein, oder tritt wohl gar ein Regen ein, so kann man die Schwimmblase nur geradezu wegwerfen, sie trocknet nicht und verdirbt.

Nach dem Trocknen erscheint sie meist zusammengerollt und eingeschrumpft; sie wird alsdann in groſse Säcke zum Versenden nach Astrachan gelegt.

Die Rückgrats-Sehnen werden gleichfalls, nachdem sie gewaschen sind, frei in der Luft aufgehängt, wo sie alsdann in einem Tage trocknen.

Die Belugensteine wurden bei meiner Anwesenheit in der Ssallianischen Wataga nicht gefunden; daher konnte ich nichts Bestimmtes über ihren Sitz erfahren. Sie bilden aber ohne Zweifel einen Harnstein, dessen äuſseres Ansehen sie auch besitzen; sie sind äuſserlich gelblich, zerreiblich, und in Wasser aufgelöst bilden sie, wie Kalk, eine milchichte Flüssigkeit, die man gegen Rheumatismus ungemein lobt. Er findet sich immer in der Gegend der Kloaken, da wo die Ureteren in sie übergehen, und entspricht mithin dem Harnblasensteine anderer Thiere.

Mitunter erreichen sie die Gröſse eines Hühnereies, sind meist rundlich, oft plattgedrückt; aber man sieht äuſserlich deutlich die traubenförmige Aneinandergruppirung der einzelnen Schichten. Man findet ihn sehr selten, so daſs man tausend Fische aufschneidet, ehe man ihn einmal antrifft; ja einige Arbeiter versicherten mich, daſs man ihn unter 5, ja 8000 Fischen nur bei Einem anträfe. Man findet ihn nicht nur beim Hausen, dieſs ist der Beluga der Russen, sondern auch bei allen andern Störarten, den Sterlet etwa ausgenommen, den man vielleicht wegen seiner geringen Gröſse darauf nicht untersucht haben mochte, oder wo man ihn zufällig nicht fand; denn meist verdankt man wohl dem Zufalle das Antreffen dieses Harnsteines.

Die Bereitung des Kaviars aus dem Störrogen erfordert schon weit mehr Geschicklichkeit und Mühe; es muſs ein sehr geschickter Kaviarbereiter (Ikränschtschik) seyn, der ihn bereitet; sonst geräth er nicht gut und verdirbt, ehe er noch nach Astrachan kommt, in der Tonne; diese wird von ihm gesprengt, weil er in Fäulniſs übergeht.

Erst wäscht man den Rogen sorgfältig aus, dann wird er auf ein Sieb gebracht und durchgesiebt. Ist die Menge des Rogens bedeutend, so wird jener zwei Faden lange Trog (oder Mulde) dazu genommen, über die ein länglich viereckiges Sieb mit einem Viertelszoll ins Gevierte fassenden Maschen gelegt wird, auf welchem nun der Rogen von 4 Arbeitern mit den Händen hin und her gerollt wird. Die Eierchen lösen sich dadurch von der ihnen ansitzenden Haut des Eierstockes, fallen durchs Sieb in die Mulde, und jene Haut wird, da sie im Siebe zurückbleibt, weggeworfen.

Darauf wird nun eine Salzlake nach einer gehörigen und genauen Mischung bereitet, auf den Rogen gegossen und dieser von den 4 Arbeitern mit flachen Schaufeln so lange gerührt, bis sich die einzelnen Eierchen gehörig und vollkommen mit der Salzlake getränkt haben.

Der Ikränschtschik sieht von Zeit zu Zeit nach, und wenn dieser Augenblick erscheint, so läſst er die Arbeiter gleich mit der Arbeit aufhören, damit der Kaviar nicht zu salzig werde, was ihn eben so wenig empfiehlt. Das Zeichen der Zeitigung des gesalzenen Kaviars ist, wenn der milchweiſse Saft der Eierchen (den sie zu enthalten pflegen, wenn sie eben aus dem Weibchen genommen werden) grau erscheint, und durchweg gleich gefärbt ist, dann ist jedes Eichen von der Lake hinlänglich durchdrungen.

Hierauf nimmt man den fertigen Kaviar aus der Lake mit einem feinen kleinen Siebe, läſst die Flüssigkeit abflieſsen, und legt ihn in bastene schmale Säcke (Kulocks),

locks), die man alsdann unter eine bretterne Presse bringt, um das Wasser vom Kaviar auszupressen. *)

Ist auch diefs hinlänglich geschehen, so füllt man ihn in grofse Tonnen, deren jede 40 Pud fafst, um ihn zu versenden. In ihnen kann er sich mehrere Jahre halten und weit und breit verschickt werden. Jährlich liefert der Ssallianische Fischfang an 1200 solcher Tonnen Kaviar.

Den frischen Kaviar bereitet man eben so, nur dafs man ihn weniger salzt und nicht prefst; dadurch werden auch die Eierchen nicht zerdrückt.

Es ist eine sehr grofse Seltenheit, ganz weifsen Rogen bei einem Störweibchen anzutreffen; unter 1000 vielleicht nur bei Einem, und den spart man zu einem eigenen Kaviar auf. Die meisten Eierchen sind zur Hälfte schwarz und zur Hälfte weifs, mitunter auch ganz schwarz, je nachdem sie zum Laichen vollkommen sind. Die weifsen Eierchen scheinen jüngern Weibchen anzugehören, und sind noch nicht zum Laichen reif.

Den besten Kaviar liefert der Sterlet, bei dem er ungemein süfs und sehr schmackhaft ist.

Während die Weibchen den Flufs hinaufsteigen, begleiten sie viele Männchen, und auch sie werden mit ihnen zusammen gefangen; sie sind meist viel fetter und zu gleicher Zeit auch viel schlanker.

Die Georgier dörren ihre Schyp und Störe auf folgende Art: erst schneiden sie sie in mehrere Längsstreifen, die sie in ihren langen aus ausgehöhlten Baumstämmen bestehenden Booten (oder Kulassis) stark salzen; es waren jetzt über 20 solcher Boote da, und in allen

*) Die Presse besteht aus zwei senkrechten Querbrettern, zwischen die man den Kulock mit Kaviar legt, so dafs man ihn mit immer mehr Brettern beschwert, die man endlich durch ein Längsbrett auf ihn andrückt, um das Wasser auszupressen. Der Kulock senkt sich natürlich immer mehr, je mehr man ihn prefst.

lagen eine Menge Fische; sie lassen sie in der Salzlake Einen Tag, weil es noch nicht besonders warm ist; im Sommer müssen sie dagegen 2 Tage darin liegen bleiben, da die Wärme Ursache ist, dafs die Salzlake nicht so rasch ins Fleisch eingreift.

Darauf waschen sie das Salz im Flusse ab, und hängen die nun gesalzenen Streifen einige Wochen zum Dörren an die freie Luft aus. Zu dem Behufe haben sie eine Menge Pfähle in die Erde geschlagen und über sie Querstäbe gelegt, an denen nun jene Fischstücke hängen. An der Luft werden sie durch die Sonnenwärme ganz hart und halten sich sehr lang. Man nennt sie alsdann Tschaliks, und verführt sie nach Georgien, Mingrelien, Imeretien. Aus den Köpfen dieser Störe (der Schyp) kochen die Georgier ein Fett, das sie gleichfalls nach Georgien verführen.

Sie zahlen für jeden Fisch, der ein gewisses Maafs hält, 45 Kop. Silb. Den Hausen und Acip. stellatus gibt man ihnen nicht, weil ihr wohlschmeckendes Fleisch in Astrachan besser bezahlt wird.

Die Preise der Ssallianischen und Astrachanischen Störarten sind sehr verschieden: das Pud Fleisch der Astrachanischen Störe verkauft man zu 5 R. B., selbst zuweilen zu 6 bis 7 R. S., hingegen das Pud der Ssallianischen zu 80 Kop. B., Acipenser stellatus sogar zu 35 Kop. B., weil der Indier aus Geldmangel oft die Fische verkauft, ehe er sie noch hat, damit er nur Geld bekommt, um seinen Termin zu halten.

Den Kaviar von Astrachanischen Fischen bezahlt man das Pfund zu 20 bis 40, auch wohl 60 Kop., den Ssallianischen nur mit 8 bis 10 Kop., weil er durch den Transport übers Meer und durch das schlechte Salz nie ganz gut erhalten ankommt.

Das Pud Hausenblase zu 2 R. 30 Kop. B., doch wohl noch einmal so viel, wenn der Indier keine Geldnoth hat; das Pud Wesiga zu 12 bis 19 R. B.

Der Indier hat erst das zweite Jahr den Ssallianischen Fischfang, allein bis jetzt nur Nachtheil gehabt und schon eine grofse Summe Geldes zusetzen müssen; doch können ein Paar Jahre ihm leicht alle Auslagen *) ersetzen, wenn ihm der Fang günstig ist und auf dem Transport nichts verdirbt.

Der Indier lebte jetzt auf der Fischerei Gottesfürsorge, wo er fast den ganzen Sommer zubringt; im Winter ist er in Astrachan, wo er früher immer lebte und sich grofse Schätze durch seinen Handel mit Persien und Indien gesammelt hatte. Er lebt hier sehr still und gottesfürchtig, ganz wie seine indischen Brüder, die Mönche im Ateschgah bei Baku, denen er viel Gutes thut, so dafs sie meist durch seine Unterstützung ihr Leben fristen. Er besucht alle zwei Monate regelmäfsig das ewige Feuer und betet dort, so wie hier sehr andächtig, oft ganze Nächte hindurch auf den Knien liegend. Er färbt sich ebenfalls mit Safran die Stirngegend gelb und macht dort ein Paar dicke Striche, die mitunter röthlich sind, grade so, wie es die Indier am ewigen Feuer thun.

Ich sprach mit ihm über seine Religion. Er sagte mir, die Indier hielten das Feuer keinesweges für heilig oder göttlich; Gott hat ihnen aber befohlen, wie diefs in ihren heiligen Büchern stehe, nach Baku zu wallfahrten, um dort zu beten, weil diefs ein heiliger Ort sey, so wie ein anderer Ort der Art Kangra in Indien wäre.

*) Der arme Indier hatte aber im Jahre 1826 das Unglück, grade zur Zeit seines wahren Fanges, als die persischen Unruhen ausbrachen, alle seine Gebäude, Magazine und Vorräthe durch die Hand des Feindes zerstört zu sehen, für ihn gewifs ein unersetzlicher Verlust, da er schon sein ganzes grofses Vermögen zugesetzt hatte. Und doch läfst die menschliche Thätigkeit nie den Muth ganz sinken; im März 1827 fing er aufs Neue seine Gebäude zu erbauen an, da er noch auf mehrere Jahre den Fischfang besitzt.

Doch scheinen sie das Feuer eben so wie das Wasser sehr zu ehren, oder immer für heilig zu halten, wenn sie es auch nicht sagen; daher bringt der Indier auch jeden Morgen, wie mir sein Diener erzählte, Reifs und Braunzucker, denn andern Zucker ifst er nicht, in einer Serviette in den Kur, und wirft es, wahrscheinlich als Art eines Opfers hinein, eine Art Libation von dem, was er selbst täglich ifst.

Die Kuh ist ihnen, wie er sagt, eben so wenig heilig, allein sie ehren sie sehr, weil sie dem Menschen vielen Nutzen stiftet; daher wird ein Indier nie eine Kuh schlachten. Otumdshen gibt auch nie zu, dafs Andere eine schlachten, es koste, was es wolle.

Jährlich, etwa zweimal, mufs sein indischer Koch ihm aus Lehm eine Kuh und eine hundähnliche Figur machen, die er mit vier kleinen brennenden Wachslichtern auf einen Teller setzt, dazu etwas Geld legt, und lange Zeit vor ihnen betet. Nach dem Gebete wirft er Alles in den Flufs.

Ich fragte ihn nach den sonderbaren Götzen, die sie verehren; er sagte mir, es sey Sünde, sie Menschen zu nennen; noch weniger wären es Thiere, es seyen übermenschliche Wesen, von denen in den heiligen Religionsbüchern viel gesprochen würde; dort seyen ihre grofsen Thaten und ihre Gestalt beschrieben; sie hätten den Menschen viel Gutes gestiftet. Aber diese messingenen Figuren kämen schon so fertig aus Indien, hier dürften sie nicht verfertigt werden. Doch sehe man sie eben so wenig für Götter an; sie wären blofs da, um den gemeinen Mann auf Gott aufmerksam zu machen, seine religiösen Gefühle zu erwecken und sie auf die Anbetung eines einzigen Gottes zu lenken. Er hält mithin diese Götzen nur für bildliche Darstellungen heiliger Personen.

Otumdshen ist so wie alle Indier sehr streng in der Beobachtung der ihm vorgeschriebenen Gebräuche, und

während seines Götzendienstes so andächtig, dafs er sich durch nichts stören läfst. Er hält sehr streng die ihm vorgeschriebenen Fasten. Jede Woche fastet er an Einem Tage, aber mehrmal im Jahre sechs Tage hinter einander so strenge, dafs er nichts mehr als ein Glas Milch in der ganzen Fastenzeit trinkt.

In seinen Speisen ist er so wie alle Indier überhaupt sehr eigen; nur was sein indischer Koch ihm zubereitet, ifst er, mag es von Fleisch oder Gemüse seyn. Hat ein Fremder in den Kessel gesehen, so wird Alles gleich weggeworfen, weil es dadurch verunreinigt ist. Giefst sich Jemand aus seinem Gefäfse Wasser in ein anderes, so wird jenes gleich zerschlagen; seine Gefäfse werden nur von ihm benützt, so wie seinen Kalliar nur er raucht. Des Morgens beim Aufstehen wäscht er sich Stunden lang seine Zähne mit Wasser; bleibt etwas Wasser im Gefäfse, so wird es gleich weggegossen.

Bei Tische ifst er zwar mit seinem indischen Koch zusammen, doch kehrt er ihm den Rücken zu, damit ihr Athem nicht auf einander treffe. Eine Hand halten sie immer frei, um damit einander immer etwas reichen zu können, nur mit der andern essen sie. Er ifst im Ganzen sehr wenig und lebt sehr mäfsig.

Selbst auf der Reise steigt er früh Morgens vom Pferde, mag es frieren, schneien oder regnen, und wäscht sich, wo er Wasser sieht, seinen Mund, betet und reitet dann erst weiter.

Jeder Wochentag hat seine Bestimmung zur Speise; an einem ifst er Hammelfleisch, an einem andern Reifs, Grünwerk, Kartoffeln, die er sehr liebt — Alles wird bei ihm aber stark mit Oel bereitet. Von Geflügel soll er nur Enten essen. Er trinkt auch Wein, Kaffee, Punsch, aber nie in fremder Gesellschaft, sondern entweder allein, oder mit seinem Koch.

Ehe ich nach Ssallian zurückkehrte, ritt ich an dem jenseitigen Ufer des Kur zu den Salzseen; ich fuhr in

einem Kirdshim durch den Flufs. Sie befinden sich etwa 3 Werst von der Watage Gottesfürsorge. Der Weg bis dahin ist ganz eben und lehmicht; man findet überall Wasseransammlungen, wefshalb der Weg sehr nafs ist; im Sommer mag es aber wohl zu trocken seyn. Es gibt hier überhaupt auf beiden Seiten des Kurflusses 8 Salzseen, deren gröfster Buchtäpässi heifst und 7 Werst im Umfange hat. Diese Seen geben nur Salz, wenn es viel regnet; nach einem trockenen Sommer fehlt es dagegen ganz. So war zur Chanszeit 4 Jahre hinter einander ein sehr grofser Salzmangel. Daher ist auch in jedem Jahre der Gewinn an Salz sehr verschieden; ein schlechtes Jahr gibt 5000 Chalvaren, ein gutes 10,000. Das Einsammeln des Salzes geschieht eben so wie in Baku; es ist hier eben so grau und mit Lehm versetzt wie dort. Nimmt man den erdigen Schmutz weg, so erhält man kaum die Hälfte Salz. Der Pächter ist derselbe, der die Naphthagruben und Salzseen von Baku gepachtet hat; sie werden mit ihnen zugleich verpachtet. Er mufs aber bei Ssallian die Arbeiter bezahlen; sie leisten ihm keinen unentgeltlichen Gehorch wie in Baku; daher ist hier das Salz auch sehr theuer. Ich sah am jenseitigen Ufer einen See, der etwa jährlich 100 Chalvaren Salz liefert. Aber aufser ihm befinden sich dort noch zwei andere gröfsere Seen, die zusammen etwa jährlich 7 bis 800 Chalvaren liefern. Nie ist in ihnen das Wasser tiefer als bis zu den Knöcheln. Der sumpficht-lehmichte Boden zeigt überall ein sehr salziges Wasser. Diese Seen haben nicht über 2 Werst im Umfange. Auch Naphthabrunnen befinden sich auf dieser Seite des Kur's, die ebenfalls demselben Pächter angehören. Sie liegen südlich von der Wataga, 2 Agatschen von ihr entfernt. Bei ihnen ist derselbe Lehmboden. Es sind ihrer überhaupt 5 Brunnen; ein 6ter gibt keine Naphtha. Der tiefste soll an 10 Arschinen seyn.

Die Naphtha ist weit schlechter als die Baku'sche,

dabei sehr dick und lehmicht. Man sammelt sie nur Einmal in der Woche aus den Brunnen, jedesmal etwa 25 Pud oder etwas drüber.

Meine Rückkehr von Ssallian nach Baku, von wo ich meine Reise nach Tiflis anzutreten gedachte, geschah immer der Meeresküste entlang.

Druckfehler und Verbesserungen.

Pag. 7 von oben Zeile 12 statt Forst lies Forum.
Ebendaselbst von unten Zeile 9 statt Langerer lies Langeron.
Pag. 13 von unten Zeile 13 statt Schmed lies Schmied.
— 14 — oben — 13 u. a. a. O. statt Corbula lies Glycymeris.
— 29 — unten — 2 statt Enveli lies Enseli.
— 31 — — — 7 — Anaedon lies Anodon.
— 36 — — — 11 — fahrten lies fassen.
— 39 — — — 11 — Halicus lies Halieus.
— 45 — oben — 15 — Besmudnoja lies Besmudnaja.
— 48 — unten — 5 u. a. a. O. Meachman sprich Mitschman; so heifst — aus dem Englischen Midshipman verstümmelt — im Russischen der Unterlieutenant der Flotte.
— 61 von unten Zeile 10 statt Ampullarien lies Bullinen.
— 76 — — — 17 — stürmische Festung lies russisch Burnaja.
— 97 — oben — 8 — Pastina lies Pastinaca.
— — — unten — 4 — Cyclostoma rivulare, m. l. C. elegans Pfeiff.
— — — — — 9 — Agamo lies Agama.
— 102 — oben — 11 u. a. a. O. Schahische Secte heifsen auch sonst Schias oder Schi-iten.
— 108 von oben Zeile 19 u. a. a. O. Ploff lies Pilaw; Ploff sprechen die Russen.
— 111 von oben Zeile 10 statt Krabbe lies Grabbe.
— 135 — — — 21 — Glycimeres lies Glycymeres.
— 143 letzte Zeile statt Sponebekiu lies Bronewski.
— 160 von oben Zeile 15 statt Artillerie ajor lies Artilleriemajor.
— 170 — unten — 7 — S. 274 lies S. 174.
— 175 — — — 15 — seit lies mit.
— 177 — — — 15 — hinunterning lies hinunterhing.
— 195 — oben — 19 — Lehmkügelchen lies Lehmhügelchen.
— 239 — unten — 12 — Gondsha lies Gändsha.
— 245 letzte Zeile statt Aphir-Arten lies Aphis-Arten.
— 247 von oben Zeile 1 statt Gobius ater m. ist synon. mit G. caspius m. Zool. spec. III. 67.
— 277 von oben Zeile 13 statt Ckarapalpaken lies Ckarakalpaken.
— — — — — 18 — Jondarja lies Jandarja.
— — — — — 3 — Tisiphone ist synom. mit Tomyris und Naja, s. Zool. spec. III.

Pag. 279 von oben Zeile 8 statt Gobius leiocephalus und bothrio cephalus habe ich später genannt G. affinis und sulcatus, s. Zool. spec. III. p. 75.

— 305 von oben Zeile 17 statt Arctomus turcomanus, m. hat folgende Charaktere:

Dentes primores superiores et inferiores 2, hi longissimi.

Molares 4 simplices, tritorii, tuberculati, utrinque supra et infra; in superiore maxilla ante primum adest rudimentum quinti parvuli.

Diastema loco laniariorum.

Mystaces longi. Rhinarium prominulum. Maxilla inferior brevior.

Auris externa nulla. Porus acusticus externus magnus, nullo trago obtectus.

Pedes antici tetradactyli cum rudimento pollicis et carnosa post hunc verruca. Pedes postici pentadactyli cum verrucis 2 carnosis. Ungues longissimi, acuti, fossorii, curvati. Planta pedum longe lanata, digitis subtus pilis longissimis tectis. Pedes omnes *aequales*, postici vix anterioribus longiores.

Cauda abbreviata, ad latera floccosa, quasi disticha, (ut in Arct. citillo).

Color supra ex flavido-rufus, subtus albidus; cauda supra ex flavido-rufa, subtus atra, apice pilis longissimis albidis.

Femora corporis instar, longis pilis, cruraque supra cum digitis parvulis adpressis tecta, flavida. — Longitudo corporis cum cauda pedalis, cauda fere 3 pollicaris.

Hab. in cuniculis insulae Tschelekän, in terra Turcomana.

Conf. cum Arct. leptodactylo Licht.

— 308 von unten Zeile 13 statt kinkam lies hinkem.
— 333 — — — 14 — Meso ed-ssär lies Medsched-ssär.
— 338 — — — 19 — schlug lies schlägt.
Ebendaselbst — — — Bulalaika lies Balalaika.
— 353 — — — 6 — Demvan lies Demovan oder Demavend.
— 367 — oben — 6 — Flusse Kibulagatsch l. Meerbusen Kisilagatsch.
— 383 — unten — 9 — ofraum lies Hofraum.
— 400 — — — 16 — Tetrax lies tetrao.
— 401 — oben — 18 — Seide lies Leinwand.
— 413 — — — 12 — ausgerodet lies ausgerottet.
— 448 — — — 17 — Gärdshä lies Gändsha.
Ebendaselbst von unten Zeile 3 statt Serruga lies Sewruga.
— 464 von oben Zeile 11 statt einem lies einen.
— 466 — — — 12 — Raas lies Maas.
— 469 — — — 14 — Kalliar lies Kallian.

Nota pag. 310. Die Anmerkung über die schwefelhaltigen Quellen von Grosnaja ist aus der Biene des Nordens entnommen.

Gedruckt: Augsburg, in der Buchdruckerei der
J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

